REBEN UND RANKEN: STUDIENBLÄTTER

Julius Duboc

Digitized by Google

49564.24

Bd. Nov., 1880.

The Gift of
Prof. F. J. Child,
of Cambridge.
(H. C. 1851.)
4 Aug., 1880.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

19563.23

Reben und Ranken.

Studienblätter

von

Julius Duboc,
Dr. phil.

Halle.
Hermann Gesenius.
1879.

Digitized by Google

Digitized by Google

Reben und Ranken.

Digitized by Google

partly anal.

Reben und Ranken.

32 1/2 91

Studienblätter

von

Julius Duboc,
Dr. phil.

Oct. gives author's name as Charles [illegible]

Halle.
Hermann Gesenius.
1879.

Digitized by Google

~~49563.23~~
49564.24
1880. Aug. 4,
Prof. F. J. Child.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Digitized by Google

Paul Heyse

mit herzlichem Freundesgruß

dargebracht.

Digitized by Google

Sie finden, mein lieber Freund, auf den nachfolgenden, Ihnen gewidmeten Blättern unter neueren Arbeiten, die Ihnen noch nicht zu Geſicht gekommen ſind, auch einige alte Bekannte wieder. Als wir uns in München Lebewohl ſagten, wir beide durch die Gleichartigkeit ſo mancher Auffaſſungen überraſcht und in jene mittheilſame Stimmung verſetzt, die ſich mit Luſt ausſpricht, verſprachen wir uns durch gelegentlichen Austauſch unſerer Druckſachen künftig in näherem Zuſammenhang zu erhalten. Beim Abſchied ſagten Sie lächelnd zu mir: „Und das Band, das uns verbindet, ſei ein Kreuzband.“ Das habe ich hin und wieder denn auch ausgeführt und ſo geriethen manche Aufſätze, die in den letzten zwei Jahren bei mir entſtanden ſind, in Ihre Hände und der Beifall, den Sie ihnen ſpendeten, hat nicht am wenigſten dazu beigetragen, mir die ermuthigende Zuverſicht zu gewähren, daß ſie werth ſein möchten, geſammelt einen Anſpruch auf dauerndere und eingehendere Beachtung zu erheben, als ihnen, vereinzelt in Wochen- und Monatsſchriften veröffentlicht, zuſtand.

Von den größeren Stücken dieſer Sammlung ſind Ihnen Jean Paul's Charakter in ſeinem Liebesleben, die Berechtigung des Theismus vom Standpunkt der Seelenfrage und die Abhandlung über das Gefühl des Erhabenen noch unbekannt. Der Aufſatz über Jean Paul ſchließt ſich der Richtung und Abſicht nach meiner Studie über Bürger in der Sammlung „Gegen den Strom“ an. Wie jene Abhandlung,

Digitized by Google

so soll auch diese eine genaue Summe der ethischen Charakterbezüge geben, die eine unparteiische Abwägung aller ins Gewicht fallenden Momente bei sicherer Handhabung eines richtigen Maaßes liefern muß. Die psychologische Begründung der Richtigkeit des ethischen Maaßes fällt in meine „Psychologie der Liebe". Wenn es mir gelungen sein sollte, das, was ich dort vorgetragen, durch seine Anwendung auf einige hervorragende Lebensläufe fruchtbar zu machen und an die Stelle schwankender Auffassungen das Fundament einer klaren Beurtheilung zu legen, so werde ich glauben, für diese verwickelten und — in Bezug auf Jean Paul kann ich das besonders betonen — mühevollen Arbeiten nicht umsonst einige Kraft eingesetzt zu haben. — Was meinen Aufsatz über die Pflanzenseele, über die Fechner'schen Theorien des Seelenlebens und Verwandtes angeht, so will ich nur soviel sagen, daß ich wünschte, das Verweilen bei einem so originellen Denker wie Fechner möchte Ihnen und Anderen, die ihn bisher vielleicht meistens nur dem Namen nach kannten, soviel Genuß verschaffen, als es mir gewährt hat. Der Fechner'sche Gedankenprozeß hat, wie soll ich sagen, etwas von einem naturwissenschaftlichen Hellsehen an sich. Wenigstens liegt gewissermaßen der Versuch eines solchen bei ihm vor und dieser Versuch hat etwas ungemein Reizvolles, da er sich mit einem seltenen Aufgebot von scharfsinniger Combinationsgabe in ihm vollzieht. So unzulässig ich es nun auch halte, das wissenschaftliche Erfahren und Vergewissern so, wie Fechner es thut, über ihr eigentliches Maaß hinaus zu erweitern, zu erhöhen und dann als Quell einer ganzen Weltanschauung zu behandeln, so sehr halte ich andererseits doch sein tiefsinniges Bemühen um das Weltenräthsel einer

Digitized by Google

viel größeren Achtung und Beachtung würdig, als ihm zu Theil geworden, zumal es in seinem Ernst und Eifer einen fast ehrwürdigen Gegensatz gegen das Prudelwitz-Gebahren einer gewissen Art von Modephilosophie unserer Tage bildet. — Mein „Beitrag zur Psychologie der Aesthetik" ist ein Beitrag im strengsten Sinn des Worts, d. h. ein Splitter, im günstigsten Fall ein schmaler Baustein zu einem großen Gebäude. Möge ein Anderer, dem mehr Kraft der Gesundheit und sorgenfreie Muße zu Gebote stehen, ihn einmal an der richtigen Stelle einmauern! Ich meine immer, daß wir auf diesem Weg der Untersuchung unserer Empfindungen doch noch am ehesten zu positiven und faßlichen Resultaten auch in Bezug auf eine psychologische Aesthetik, die ihren Namen in Wahrheit verdient, gelangen dürften.

Und so lege ich diese Skizzen in Ihre Freundeshand. „Eines Schattens Schattenrisse" beanspruchen sie nichts weiter, als im Vorübergleiten Ihnen und anderen Gleichgesinnten einige Stunden des Nachdenkens und Anregung zu weiteren Betrachtungen zugeführt zu haben.

In Treuen

Ihr

Julius Duboc.

Dresden, im Juli 1878.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

I. Jean Paul's Charakter in seinem Liebesleben 1
II. Ueber Jean Paul's national-classische Bedeutung 78
III. Ueber Bürger's Lenore 93
IV. Ein Volksdichter 114
V. Anzengruber's „Schandfleck" 141
VI. D. F. Strauß als Dichter 148
VII. „Renommisten des Wissens" 164
VIII. Ueber das Gefühl des Erhabenen 176
IX. Die Berechtigung des Theismus vom Standpunkte der Seelenfrage 217
X. Skizzen aus Oberösterreich (1876.) 268
XI. Konrad Deubler 288
XII. Erinnerungen an 1848 300

Anhang.

Relatio de Statu Rei Catholicae in pago Geusaren. Ao. 1713 à P. Missionario conscripta 328

Digitized by Google

Bog. Richter

I.

Jean Paul's Charakter in seinem Liebesleben.

Eine psychologisch-ethische Studie.

Ich beschwöre Dich, daß Du nach meinem Tode über mich derb und frei schreibst, nicht verdammt kleinstädtisch zart und delikat über Alles. O, ich bitte Dich und mache diese Stelle zum Motto Deines Aufsatzes.

J. Paul an Chr. Otto.

„Ich kenne keinen Schriftsteller älterer oder neuerer Zeiten" — urtheilte eine geistreiche Freundin Jean Paul's — „der so allgemein von den Frauen geliebt wurde, als Sie." Dieser Ausspruch dürfte schwerlich übertrieben sein. Wie ein gekröntes Haupt inmitten einer strahlenden Umgebung von schönen und begehrenswerthen Frauen, so thront Jean Paul als Dichterfürst, umgeben von einem Kranz von Huldgöttinnen, die an Geist, Schönheit, Rang und Stellung weit über die umgebende Menge hervorragen. Eine blendende Fülle stolzer und hochstrebender Frauen, die — seltsames Schauspiel! — sich demüthig und fast unterwürfig um einen eben noch unbekannten Dichter scharen, ihm ihre Begeisterung bekennen, ihre Liebe antragen, um ein Wort aus seinem Munde geizen. Was die Geschichtschronik von den glanzvollen Zeiten des französischen Hofes oder anderer prachtliebender Höfe im vorigen Jahrhundert zu berichten weiß, erscheint verglichen hiermit niedrig und nüchtern. Dort wie hier bietet sich dem Beschauer das bestrickende Schauspiel

Digitized by Google

schmachtenden weiblichen Reizes um einen Sonnenmittelpunkt versammelt, den er huldigend umfängt, aber dort Fürstengewalt, hier Freiheit, dort gleißendes Gold der Erde, hier Schatzkammer des Geistes, dort der Bann niederer Triebe, hier Kraft des Genius. So mächtig und allgemein wirkte dessen Herrschergewalt, daß Jean Paul's Scepter dem ganzen Geschlecht, das ihm eine so glühende Verehrung widmete, zu gelten schien und es lag eine Art verhängnißvoller Wahrheit darin, wenn ihm auf der Höhe seiner Laufbahn nachgesagt wurde: er sei aller Frauen Mann, wozu ihn die Muse berufen habe.*)

Ein wundersames Kapitel zur Geschichte des menschlichen Herzens entrollt sich in diesen Jean Paul'schen Liebesverhältnissen! Vieles in ihnen ist wie eine fast unleserliche Schrift schwer zu entziffern. Glühende Empfindung, heißes Verlangen und dicht daneben schwärmerische Empfindsamkeit und ein mystischer Gefühlscultus, der in seinem überirdischen Flug manchmal an religiöse Verzückungen erinnert.**) Sinnlichkeit und Vergeistigung, reinste Naturlaute und Gefühlsschnörkel, ausdauernde Treue und Wankelmuth, weiche Hingebung und Schroffheit — in so verschiedenen Tonwellen fluthet das Gefühl auf und nieder. Ein voller, reiner Accord kommt nur selten zu Stande, aber die Klangfarbe des Gefühls wirkt ergreifend. Die nachhaltige Kraft, mit der Jean Paul auf die Frauen seiner Zeit wirkte und in das Empfindungsleben

*) Siehe den Brief Herder's an Caroline von Feuchtersleben vom 4. August 1800, in: Aus Herder's Nachlaß. Erster Band. Frankfurt a. M. 1856.

**) Am stärksten tritt diese Seite in einem Briefe von Frau von Kalb an den Dichter vom 5. Jan. 1799 hervor. (S. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von J. P. F. Richter, II. Bd. München 1863.)

Digitized by Google

derſelben eingriff, ſteht faſt ohne Beiſpiel da. Eine Vergleichungslinie läßt ſich in dieſer Beziehung am eheſten zwiſchen ihm und gewiſſen durch beſondern Liebreiz oder Geiſt ausgezeichneten Frauen ziehen, die eine ähnliche, unwiderſtehliche Anziehungskraft für die Männerwelt entwickelten und ſie zeitlebens bewährten. Man bedenke, daß Jean Paul noch in ſeinem 50. Lebensjahre eine Liebe aus der Ferne von ſo leidenſchaftlichem Charakter zubeſchieden war, daß das junge Mädchen, der Sehnſucht und dem Schmerz erliegend, ihrem Leben ſelbſt ein Ende machte.*)

Worin lag denn nun wohl — eine pſychologiſche Studie kann dieſe Frage nicht umgehen, wenn ſie auch vielleicht darauf verzichten muß, ſie erſchöpfend zu beantworten — dasjenige Moment, welches mit magnetiſchem Zug die Herzen des andern Geſchlechts Jean Paul zuführte? Von jeher iſt das Weib nach zwei Seiten hin für Reizwirkungen ſehr empfänglich geweſen, von denen namentlich die zweite uns hier nahe berührt. Die erſte liegt in dem Princip der Eroberung, der ſiegenden Kraft. Wenn Ch. von Kalb, die erſte der berühmten Freundinnen Jean Paul's in einem an den Dichter gerichteten Brief vom December 98 ſchreibt: „Von einem mächtigen Geiſt vernichtet zu werden, iſt viel erhabener als die höchſte Ehre, Genuß und Fülle, ſo die Welt geben kann", ſo deutet ſie, allerdings in lichter Verklärung, dasjenige Moment an, welches immer in der Liebe von entſcheidendem Gewicht geweſen iſt und auch in einem weniger geiſtig-ſublimen Sinn genommen, bei einem großen Theil des Geſchlechts ſtets ausſchlaggebende Bedeutung gehabt hat.

*) Die jüngſte Tochter von Adam Lux, des Vertheidigers von Chr. Corday. Siehe Wahrheit aus Jean Paul's Leben. Breslau 1833. Bd. VII.

Digitized by Google

Die Liebe von Geschlecht zu Geschlecht ist in einem großen Theil ihres Wesens ein Cultus der Kraft, des Vermögens, und darin liegt nothwendig einbedungen, daß das schwächere Princip eben in dem Unterliegen vor dem stärkeren Princip, in dem „Vernichtet werden", einen specifischen Geschlechtsreiz erlebt, den man rein als solchen zu begreifen und anzuerkennen hat und der sich auch in seiner nackten Ursprünglichkeit immer wieder zur Geltung bringt. Auf ihm ruht die erobernde Macht des Don Juanismus selbst da, wo diejenige Verlockung, die in einem Gesammtbild verführerischer Reize gelegen ist, nur schwach vertreten ist, wenn nur die Keckheit und selbstbewußte Kraft des überlegenen männlichen Princips die Siegesfahne mit starken Armen schwingt.

Ein andersgearteter, aber nicht minder von einem großen Theil des weiblichen Geschlechts specifisch empfundener Reiz ergiebt sich da, wo eine Wirkung auf dasselbe ausgeübt wird, die ahnungsvolle Gefühle in ihm aufregt und es in Träumereien einlullt, die ihm perspectivische Unermeßlichkeiten eröffnet und gleichzeitig Farbenschmelz und Sonnenglanz über diese Unermeßlichkeiten ausgießt. Wir streifen hier an das religiöse Gebiet, dem solche Wirkungen eigenthümlich sind oder wenigstens sein können und die Geschichte weist ja auch nicht ganz selten Fälle auf, in denen religiös-exaltirte Männer in auffallender Weise zum Gegenstand einer schwärmerischen Verehrung von Seiten der Frauenwelt wurden. Ich erinnere an einen vielbesprochenen, niemals ganz aufgehellten Fall aus der modernen Zeit, an den Archidiakonus Ebel in Königsberg, dem bis zu seiner 1839 erfolgten Amtsentsetzung viele der vornehmsten Damen des ostpreußischen Adels in so schwärmerischer Verehrung anhingen, daß sie gänzlich den Eingebungen desselben gefolgt zu sein scheinen und auch nach

Digitized by Google

seinem Sturz ihm Treue bewahrten.*) Auch Graf Zinzendorf bietet einige Vergleichungspunkte dar und Jean Paul selbst deutet einige Male auf dieselben hin. Ebenso ist die Geschichte des amerikanischen Sectenwesens nicht arm an analogen Fällen. Ganz besonders gesteigert erscheint diese Wirkungsweise, wenn in die vorherbezeichneten Gefühlsrichtungen Elemente spiritualisirter Geschlechtsempfindungen hineinspielen, wenn Liebesgefühle, die ihren sinnlichen Gehalt in die krystallhelle Glocke des Unsinnlichen bergen, die gegenseitigen Beziehungen mit berauschenden Zuthaten durchwürzen. In den erwähnten Fällen fehlen diese Zuthaten nicht. Die sogenannte rein geistige Liebe, die „Liebe in dem Herrn", die Bruder- und Schwesterliebe", die, indem sie sich über ihren sinnlichen Inhalt täuscht, sich der Geschlechtsliebe als etwas weit Höheres entgegensetzt, spielt hier überall eine große Rolle. Und in dieser Rolle ist regelmäßig der allerdings selbstverständliche Zug zu verzeichnen, daß dies höhere Princip sich auch eine höhere Freiheit ausbedingt und sich durch die Heiligkeit seiner Ansprüche über das bindende Menschengesetz hinausgehoben fühlt.

Ich mußte an diese Fälle hier herantreten und an das wirksame Princip derselben erinnern, weil sie, ohne sich ganz mit der von Jean Paul an die Frauenwelt ausgeübten Wirkung zu decken, überall Anklänge an dieselbe enthalten. Jean Paul war, nach der einen Seite seines Wesens und Wirkens betrachtet, im eminenten Sinn ein religiöser Dichter und zwar religiös in dem Sinn, daß er mit aller Kraft seiner Phantasie und aller Wärme seines

*) Ebel starb erst 1861 in Würtemberg, wo er in Gemeinschaft mit seiner treuesten Anhängerin, Gräfin Ida v. d. Gröben, in strengster Zurückgezogenheit gelebt hatte.

Digitized by Google

Herzens für das spiritualistische Moment der christlichen Glaubensvorstellungen eintrat. „Der Glaube an Vernichtung der Seele“ ist ihm „Guillotine und Füsillade“ *), und Herder vertheidigt er gegen den Verdacht des Materialismus mit den folgenden Worten: „Herder's Geist ist ein lebendes Sternensystem, seine Wege sind Milchstraßen und sein Herz eine warme Sonne. Wie könnte ein solcher Geist den Tempel der Schöpfung in eine Begräbnißkapelle des Geistes und den erhabenen Isisschleier der Geisterwelt in einen Leichenschleier verwandeln? Der Materialismus ist das Blutgerüst der Geisterwelt. Er könnte eher alle Irrthümer haben als den tödtlichsten.“ **) Den Glauben an eine jenseitige Fortdauer umfaßte er mit einer Gluth, die sich leidenschaftlich in den Herder's Tod gewidmeten Worten aussprach: „Gäb' es keine Unsterblichkeit, ist alles hiesige Leben nur eine Abenddämmerung vor der Nacht, keine Morgendämmerung, wird der hohe Geist auch dem Körper nachgesandt an Sargstricken in die Gruft, o, so weiß ich nicht, warum wir es nicht am Grabe großer Menschen so wie die wilden und alten Völker machen, blos aus Verzweiflung, wie diese aus Hoffnung, daß wir uns ihnen, wie sie sich ihren Fürsten, geradezu in die Gruft nachwerfen, damit man nur auf einmal das unsinnige, gewaltsame Herz erstickt, das durchaus für etwas Göttliches, Ewiges schlagen will.“ ***) Bis an sein Lebensende beschäftigte ihn der Plan, dieser Frage noch ein eigenes Buch zu widmen und das kleinmüthig zweifelnde Geschlecht mit derselben Gewißheit zu beleben, die ihn selbst belebte und der er schon einmal im „Campanerthal“

*) Brief an Julie von Krüdener, vom 22. Aug. 1796.
**) An ebendieselbe vom 4. April 1797.
***) Vorschule zur Aesthetik. 3. Bd.

Digitized by Google

einen schwungvollen Ausdruck gegeben. Noch die letzten Worte, die er, schon umdunkelt von der nahenden Todesstunde, niederschrieb, waren ein Protest gegen die individuelle Vernichtung. Sie lauten: „Das Leben ist nicht mit der Seele, sondern in der Seele entflohen. Sie legt ihren organischen Scepter nieder. Die Geisterwelt, die er bisher beherrschte, entläßt er ihrer Dienste, oder vielmehr sie verläßt ihn.“ So ganz dem religiösen Spiritualismus mit Ueberzeugung und Phantasiekraft hingegeben, brachte er wie wenige Menschen dasjenige Moment zur Geltung, welches gleichzeitig aufregend und abspannend, in sehnsüchtige Fernen verlockend und in süße Träumereien einlullend, eine so mächtige Wirkung auf das Frauenherz auszuüben geeignet ist. Dazu trat nun, um die Wirkung in ihrer gefährlichsten Form zu vollenden, die Jean Paul'sche Eigenthümlichkeit, alle diejenigen, die in diesen heiligen Dingen mit ihm eines Sinnes waren, an sein überwallendes Herz zu ziehen.*) Denn dadurch entstanden sofort jene unsagbaren Freundschafts-Verhältnisse, die, wenn sie den geistigen Austausch von einem Geschlecht zum andern vermitteln, sich des sinnlichen Charakters gar nicht erwehren können, wie sehr sie auch ihre Nahrung aus einem doppelt und dreifach gereinigten Aether des Geisteslebens zu ziehen glauben.

Von den zahlreichen**) Beziehungen, welche sich auf diese

*) „Sie haben das Eigene in ihrer Natur, daß außer, daß man Sie bewundern muß, man sehr bald in eine Art Liebesverhältniß mit Ihnen kommt“ (Knebel an Jean Paul).

**) Folgende Namen sind hier außer den weiterhin erwähnten von J. P.'s intimsten Freundinnen und Geliebten noch vorzugsweise zu nennen. Sie alle haben dem Dichter eine so ausgesprochene Bewunderung und Herzenssympathie gewidmet, daß sie ihn wie ein huldigender Hofstaat umgeben: die Fürstin Lunowsky, die Fürstin von Anhalt-Zerbst, Gräfin Moltke, Gräfin Reichenbach (Gattin des Conrector Fischer),

Digitized by Google

Weise zwischen dem Dichter des „Hesperus“ und dem weiblichen Geschlecht bildeten, treten einige in besonders scharf umrissener Weise in den Vordergrund. Sie vor Allem fesseln die Aufmerksamkeit, wenn es darauf ankommt, die Beleuchtungsreflexe, in denen uns Jean Paul's Charakter in seinem Liebesleben erscheint, zu sammeln, denn sie vor Allem enthalten wirkliche Herzensgeschichten mit Betheiligung von beiden Seiten, mit der Entwickelung zu einem bestimmten Höhepunkt und einem alsdann sich wieder abwärts neigenden Verlauf. Diese Beziehungen sind in den Verhältnissen zu Charlotte von Kalb, Emilie von Berlepsch, Julie von Sydow, Karoline von Feuchtersleben und Karoline Mayer, Jean Paul's nachmaliger Gattin, enthalten und ihnen wird der aufmerksame Betrachter zunächst seine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden haben, um sich einen unbefangenen Ueberblick über das stimmungsreiche Liebesgemälde zu verschaffen. Von allen diesen Verhältnissen trägt das zu Frau von Kalb vielleicht, für kurze Zeit wenigstens, am meisten Thaufrische, wie es dasjenige ist, dem auch, schon im Verblühen und als es längst seinen Höhepunkt überschritten, eigenthümlich zartgeschwungene Linien eines reichen Empfindungslebens eigen bleiben. Daß dem so ist, erklärt sich zum Theil aus der tiefen Naturanlage dieser ungewöhnlich reich begabten, hochstehenden Frau, zum Theil aber ist es auf den Umstand zurückzuführen, daß sie die erste jener durch Geist und Rang imponirenden Frauen-

---

Gräfin Schlaberndorf (später Gattin des Präsidenten v. Schwendler), Helmina v. Chezy, Frau v. Krüdener, Henriette v. Schuckmann (Schwester des nachmaligen preußischen Ministers), E. Bernard, geb. Gad, Sophie v. Brüningk, Frau v. Berg (Hofdame der Königin Luise), Caroline Herder, Sophie Paulus.

Digitized by Google

erſcheinungen war, die dem Dichter den Lorbeer aus der Hand der Liebe und Verehrung überreichten und ihn dadurch zur höchſten Begeiſterung entflammten.

Rufen wir uns einen Augenblick Jean Paul's äußeren Lebensgang und ſeine Lage ins Gedächtniß, wie ſie beſchaffen war, ehe die Berühmtheit ihm Hütten wie Paläſte erſchloß. Auf eine in idylliſch ländlicher Beſchränktheit, aber auch in dem Glück, welches dieſe zu gewähren vermag, verfloſſene Kindheit war eine Jünglingszeit gefolgt, deren ſteigend und ſtetig ſich bereichernder geiſtiger Inhalt zu dem Umfang von Jean Paul's äußeren Mitteln und zu ſeiner ganzen Umgebung mehr und mehr in den drückendſten Gegenſatz gerieth. In Hof, wo er, ſeine Brüder und ſeine Mutter nach dem Tod des Vaters in gänzlich verarmten Verhältniſſen lebten*), ward ihm das meiſtens den Verarmten zubereitete Loos, gemieden oder geringſchätzig behandelt zu werden, nicht erſpart. Kärglich von dem Ertrag ertheilten Unterrichts lebend, während er gleichzeitig an ſeinen erſten größeren Werken arbeitete, hatte er reichlich Anlaß, die Gefühle der Kränkung und Zurückſetzung in ſich zu überwinden, die ſeinem Geiſt wie ſeinem Herzen unverdienter Maßen zu Theil wurden. Auch ſeinem Herzen, denn er war auch in der Liebe unglücklich und umwarb mit ungeſtümer Sehnſucht ein Hofer Mädchen — die erſte der drei in des Dichters Leben verſchlungenen Karolinen — die ſich aber ſeinem Liebesbegehr ſpröde verſagte. Nur die Beziehung zu ſeinem Jugendfreund Otto, die ſich ſpäter

*) Alle zuſammen in einer Stube. Die Mutter ſuchte ſpäter der äußerſten Noth zu wehren, indem ſie durch Spinnen ſich einen kärglichen Ertrag ſchuf. Jean Paul's Bruder Heinrich, erdrückt von dem Elend, dem er ſeine Mutter erliegen ſah, ſuchte und fand den Tod in der Saale.

Digitized by Google

immer mehr vertiefte, reicht schon bis in diese Zeit hinein.*) Jean Paul hatte das dreißigste Lebensjahr überschritten, als er mit dem Hesperus (1794) einen ersten durchschlagenden Erfolg errang. Dies Buch nahm die Herzen im Sturm. Es war, als ob ein in demselben enthaltener Ausspruch: „ein Mensch, den die Sonnennähe eines großen Menschen nicht in Flammen setzt, ist nichts werth", zündend namentlich auf die Frauenwelt gewirkt hätte, so zahlreich meldeten sich die Verehrerinnen, die alle ihren Werth dadurch erweisen zu wollen schienen, daß sie zeigten, wie sehr sie in Flammen standen. Ein erster Huldbeweis kam ihm von der Fürstin Lunowsky zu, die seinen Hesperus las und den Verfasser kennen zu lernen wünschte. Die Begegnung fand 1795 in Baireuth statt und versetzte den entzündlichen Dichter in einen hohen Schwung der Begeisterung, den er mit mancherlei humoristischen Seitenbemerkungen in einem Brief an seinen Freund Otto austönen läßt. Ueberhaupt nahm Baireuth zuerst den Druck der bisherigen Vereinsamung von seiner Seele. Er schloß dort einen innigen, später durch 30 Lebensjahre bewährten Freundschaftsbund mit einem israelitischen Geschäftsmann Namens Emanuel und fand von vielen Seiten warmes Entgegenkommen. „Ich könnte hier, wenn ich Zeit hätte", — schreibt er seinem Otto — „herumgezeigt oder herumgeführt werden wie ein Haifisch oder sonstiges Unthier. Sie haben mich alle gelesen und wollen also den Kupferstich des Verfassers auch haben. Hier ist's anders als in Hof, wo man Jedem das Buch schenken muß, damit er's lieset — und da muß man noch monieren und über-

*) Zwei andere geliebte Jugendfreunde, die aber früh verstarben, waren A. von Oerthel und B. Herrmann. Ihnen hat der Dichter am Schluß der „unsichtbaren Loge" ein Denkmal errichtet.

Digitized by Google

laufen". Aber dann zweifelt er auch wieder, ob eine ſo günſtige Veränderung ſeiner Lage von Beſtand ſein könne. „Mir iſt immer fort" — ſchreibt er ein andermal — „als wenn das Schickſal von dieſem Labewein, wovon ich eine Flaſche um die andere auffiegle, zuletzt einigen nehmen und einen ſcharfen Weineſſig für mich anſetzen werde."

So vorbereitet war des Dichters Seele von unbeſtimmten Erwartungen großer Dinge, die ihm beſchieden ſein möchten, voll, und ſein Leben glich einer Landſchaft im Frühgraun des Morgens, wenn erſte roſige Wölkchen und Strahlengarben das aufſteigende Tagesgeſtirn verkünden. In dieſer Stimmung ereilte ihn 1796 ein erſtes Lebenszeichen aus Weimar aus dem Ort, der ſeiner ganzen damaligen Bedeutung nach vor allen Anderen das Anrecht behaupten durfte, dem Genie den ſchmeichelhafteſten Ehrenpreis zu ertheilen, der Ort, auf den Jean Paul's Blicke ſeit geraumer Zeit voll geſpannter Erwartung gerichtet waren. Der Brief, der dem Dichter die ſchönſte Erfüllung ſeiner Träume zu bedeuten ſchien, war von weiblicher Hand und trug die Unterſchrift: Charlotte von Kalb, geb. Marſchalk von Oſtheim. In vornehmer Faſſung, voll Zurückhaltung, aber mit Herzenswärme drückte die Briefſtellerin ihre Bewunderung und ihren Dank für den aus des Dichters Schriften geſchöpften Genuß aus, ſie nannte ihm die Freunde, die er ſich in Weimar erworben und zu denen ſie außer Wieland und Herder die Herren von Einſiedel, von Kalb und von Knebel rechnete und ſprach die Hoffnung aus, „bei dieſer Empfänglichkeit für Welt- und Menſchenkenntniß und dieſem Talent, ſeine Individualitäten zu zeichnen" noch mit vielen Werken aus ſeiner Feder bekannt zu werden. Aus Jean Paul's Antwort möge hier zur Kennzeichnung des Sehn-

Digitized by Google

suchtklanges derselben eine Stelle Aufnahme finden, die besonders bezeichnend erscheint, um seine Wirkung auf das weibliche Herz klar zu stellen. Von dem Weibe im Allgemeinen sprechend, dem die Erde wenig mehr zu geben habe, als Seufzer und Wünsche, da ihr Lebensmai so naßkalt und bereift sei wie ein deutscher, fügt er hinzu: „Und wenn ich nur einer Einzigen über den regnerischen Morgen ihres Lebens einen Regenbogen ziehe, wenn ich nur einem Herzen, für das die Freundinnen zu unmännlich, Freunde zu unweiblich sind, den schönen, so lange begehrten Engel der Liebe im Wolkenhimmel der Dichtkunst zeige, nach dem es dürstend unten die Arme ausbreitet und in dessen seine es der Todesengel hinaufträgt, so habe ich genug gelebt und geschrieben." So hatte der Dichter mit überströmender Seele geschrieben, einer Frau geschrieben, die in einer inhaltlosen Ehe unbefriedigt ihre Tage dahinschwinden sah und das eigenthümliche Verhältniß war eingeleitet.

Charlotte von Kalb wird als eine imposante Erscheinung geschildert, mit hellem Blick aus großem dunklen Auge, einer kräftigen und klaren Rede, von hoher, reiner Gesinnung, voll Feuer der Empfindung. *) Ihre mit Jean Paul gewechselten Briefe, von denen, da sie die meisten vor ihrem Tode vernichtete, nur ein verhältnißmäßig geringer Theil erhalten ist, tragen durchweg das Gepräge des Gesinnungsadels und feingeistiger Empfänglichkeit für alles Erhabene, nicht ohne einen Zug der Hinneigung zu träumender Schwärmerei, der wohl mehr durch ihre Lebensverhältnisse als durch ihr Naturell genährt wurde. Zu diesen Lebensverhältnissen gehörte eben auch Jean Paul. Das Verhältniß, das sich bald

*) Wahrheit aus Jean Paul's Leben. Bd. V. p. 109.

Digitized by Google

nach ihrer ersten Anknüpfung und der kurze Zeit darauf erfolgten Begegnung in Weimar zwischen ihnen gestaltete, trug so viel Schwung und Glücksempfinden in ihr Leben hinein, daß sie sich immer wieder an demselben berauschte, wie wenig ihr auch eine volle Gewähr des Glücks in demselben geboten wurde. Mit der höchst gespannten Erwartung ging Charlotte dem neuen Freund entgegen. „Sie sind" — schreibt sie ihm in einem Brief vom Mai 96, in dessen Eingang sie betont, daß alle Pracht des Frühlings für sie nichts bedeute, so lange Jean Paul nicht in Weimar erscheine — „ein tiefer Forscher, ein ferner Seher in Zeit und Zukunft, ein Phänomen in dieser Zeit, die Sie bedarf. Krieg und Kampf ist überall oder ödes, todtes, kaltes Nichts, schale Form, kein Inhalt. In Ihnen erscheint uns aber ein Geist mit Herz und Seele, der Tausende aus ihrem Todesschlummer wecken könnte. Unsere Erwartungen sind nicht zu kühn." Die Begegnung, die im Juni erfolgte, gab diesem Empfindungsausdruck einen noch viel wärmeren Ton und in den nächsten Briefen sucht die Liebe, kaum noch verschleiert, zum Ausdruck zu gelangen. Jean Paul, der in Weimar eine wahre Auferstehung seines inneren Menschen erlebte *), der damals die erste Begegnung mit dem von ihm vergötterten Herder**) feierte, den vollsten Ruhmespreis

*) Er selbst bezeichnete seine Reise nach Weimar und den dreiwöchentlichen Aufenthalt daselbst als „eine Bergstraße in seiner Lebenslaufbahn, die eine neue Welt in ihm anfing". (Vergl. den Briefwechsel mit Otto I. Bd.)

**) Jean Paul über Herder (an Otto): „O wie soll ich Dir diesen großen Geist auf der rechten Anhöhe zeigen, vor dem mein kleiner sich spanisch und türkisch beugt — diesen durchgötterten Menschen, der den Fuß auf dieser Welt und der Kopf und Brust in einer andern hat — sein Wiegen der Arme, wenn ihm Gesang und Musik auflösen und sein

Digitized by Google

aus seinem beredten Munde vernahm und gleichzeitig Liebe und Freundschaft wetteifernd um sich bemüht sah, schreibt in Weimar glücksberauscht an Charlotte: „Gestern schwankte ich träumend mit Oerthel und Düval im Park umher, — die Nacht zog die Bäume riesenhafter empor und lag wie eine zusammengerollte Ewigkeitsschlange in den Klüften, dann regte sich die Sehnsucht wie ein lebendiges Kind immer stärker in meiner Brust und ich hing, liebkosend und weich, an der Seele, die ich liebe. Sie wandelte unsichtbar an meinem Arme — ich hörte ihre Gedanken, ihr lautes Herz. Wenn es schön ist, in dem engen Zimmer gleichsam jede Empfindung aus dem fremden Auge zu trinken und an das Antlitz zu sinken, was in der Liebe glänzt, so ist es schöner im Zauberkreise der allgewaltigen Natur, zwischen Bergen, Strömen und Sternen, ans geliebte Herz zu fallen und leise zu sagen: Du bist die Natur, Du bist das Universum um mich und ich gebe Deinem nahen Herzen Alles, was der große Geist in meinem erschafft."

Bald muß ein noch innigerer Austausch stattgefunden haben. Wenige Tage später schreibt Charlotte: „Ach mein Gott, da ist Ihr Billet! — Ich habe schmählen wollen über die Stunde von gestern Abend: Der Teufel mag's nun thun! Aber um Gotteswillen zeige keinem Andern als mir Dein Herz! Alle, die Dich fassen, werden für Dich sterben wollen. Nein, um Gottes willen nicht! Wie in einem Spiegelzimmer stehst Du da und wirfst über Alle

---

trunknes schwimmendes Auge — sein Erfassen aller Zweige des Baums der Erkenntniß — wiewohl er nur Massen, nicht Theile ergreift und statt des Baumes den Boden schüttelt, worauf dieser steht. Ich habe schon oft Abends mit Thränen Abschied genommen und er liebt mich gewiß."

Digitized by Google

Deine Geſtalt, blickſt aus ihr mit Deinem Geiſt, Deinem Gemüth. Aber wir ſind keine Spiegel, ſo glatt und kalt, nein, nein, nein! Eine idealiſche Schilderung liebt die Seele; — einen idealiſchen Menſchen liebt das Herz und will es und will ihn ... Ach, nichts als die allerfeinſte Diät der Seele, die reinſten, wärmſten Genüſſe können mich wieder beſſern und erquicken — in dem Dreiklang Otto, Jean Paul und Lotte. Sie ſtehen zwiſchen uns, ſo glaube ich, tönen reine Harmonien, da fließt der Strom des Lebens ſilberhell vorüber."

Jean Paul's Antwort fehlt. Man kann aber auf ihren ungefähren Inhalt ſchließen aus einigen bald darauf folgenden Zeilen Charlottens: „Ich kann nicht ſchreiben, ich bin durch Ihren Brief beklemmt. Ich verdiene nichts und ich habe das Höchſte, was im kühnſten Flug meine Seele erſinnen konnte. O zweifle nicht länger. Wir werden uns allein ſprechen. Wir wollen die Güter und Berge beſuchen und auf dem hohen Dach unter dem Sternenhimmel verweilen. Adio." Dieſer Brief iſt aus Jena, wohin Charlotte ſich zu einer kranken Freundin auf einige Tage begeben hatte. Faſt gleichzeitig ſind die folgenden Jean Paul'ſchen Zeilen, die letzten, die noch aus Weimar geſchrieben ſich von ihm vorfinden: „Ich reiche Dir die Hand über Zeit und Raum, es war eine Zeit, ehe ich Dich kannte und liebte, die Ewigkeit beginnt für den Liebenden. Sie iſt der Strahl, der das Unendliche erhellt und begeiſtert. — Ja wohl, die Schmerzen, die Leichentücher müſſen wir im Grabe laſſen. Ich leide wie Du, denn tief iſt der Schmerz der ewigen Sehnſucht."

Hiermit iſt der erſte Weimarer Aufenthalt erſchöpft und der eigentliche Liebesfrühling dieſes Verhältniſſes dem

Digitized by Google

höchsten Punkt, wo Blühen und Abblühen sich berühren, nahe gebracht. Zwar in Charlottens Briefen erlangt die Liebessehnsucht in der nächsten Zeit nur noch einen gesteigerten Ausdruck. „Sei wie Minerva klug und glücklich wie Apoll!" — schreibt sie ihrem Freund im November 96 — „lächle nicht — Du lächelst zu schön! Die Töne, die Dein Gemüth ohne Worte giebt, sind süßer wie Harmonikaklang — ich will still sein — still!" Auch in Richter's Briefen fehlt es nicht an den schwungvollsten Ausdrücken, aber es ist kein anderer Schwung, als der, welcher gleichzeitig der Frau von Krüdener entgegentönt, die den Dichter im August 1796 in Hof aufsuchte und einen starken Eindruck auf ihn hervorbrachte und der, welcher bald darauf sich an Emilie von Berlepsch richtete, mit der er sich im Hochsommer 1797 begegnete. Für Charlotte von Kalb freilich bestand die Möglichkeit, einen so genauen Vergleich anzustellen, nicht, und wenn Jean Paul ihr schrieb: „Ach, Sie wissen nicht, wie sehr der angeschmiedete Prometheus sich sehnt nach der unersetzlichen Charlotte. O wären Sie doch zweimal in der Welt!", so konnte sie kaum einen Anlaß haben, ihre Unersetzlichkeit für den Dichter im Sinne des wirklichen Liebesgefühls zu bezweifeln. Grade um diese Zeit gestattete sie dem Freund die tiefsten Einblicke in ihre persönlichen Lebensverhältnisse, worauf dieser schrieb: „Was haben Sie mir Alles vertraut! ... Ein Zeichen des engsten Herzensbundes ist die Enthüllung der häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse, die der egoistische Weltton verbeut. Ihre Klagen über den Zerfall Ihres inneren Lebens hätten mich stärker erschreckt, hätte ich nicht in jedem Ihrer Briefe das unzerbrochene Tempelgewölbe einer festen und reichen Seele wahrgenommen." Die nahen Beziehungen, in welche Jean Paul

Digitized by Google

bald darauf zu E. von Berlepsch gerieth, warfen allerdings einen starken Schatten auf seine ihres Werthes sich bewußte Freundin. Ein Ton der Eifersucht über diese „Minerva, Venus, Ninon, Sappho“ klingt in den nächsten Briefen an. „Hat sie Ihnen gefallen“, — schreibt Charlotte im November 97 — „so haben Sie sehr wohlgethan, sich dieser angenehmen Empfindung zu überlassen. Ich habe keine Empfindung für sie, auch keine gegen sie.“ Nur mit Mühe weiß die Liebende sich in der großen Veränderung, die sie betroffen, zu fassen und einen äußerlichen Gleichmuth zur Schau zu tragen. Bald versucht sie es mit einem stolzen Ton, wie wenn sie um dieselbe Zeit schreibt: „ich glaube, wir müssen uns erst wieder gesprochen haben, um zu wissen, ob wir uns noch gefallen und ob die Zeit, die wir miteinander zubringen, einen höheren Werth erhält“, bald nährt sie ihren sinkenden Muth an der Hoffnung, den Geliebten sich ganz zu eigen zu machen, indem sie ihm zeigt, mit welcher Leidenschaft sie für ihn erfüllt ist, wie wenn sie ihm das Buch der Frau von Staël: sur l'influence des passions sur l'homme et les natures auf's dringendste und angelegentlichste empfiehlt: „Lesen Sie's, lesen Sie's! — ach, ich wünschte nichts so lebhaft. Vieles, was ich Ihnen nicht gesagt habe, steht in diesem Buch.“

Diesem schwankenden Zwischenzustand machte der zweite Aufenthalt Jean Paul's in Weimar, der mit October 98 beginnt, ein Ende. Angesichts des geliebten Mannes schwindet wieder alle Zurückhaltung und die alte Leidenschaft bricht mit erneuter und verdoppelter Stärke aus. Charlotte hofft wieder. „Weißt Du denn ganz“ — heißt es in einem Brief vom December 98 — „was das in meinem Herzen heißt, lieben? Giebst Du mir dieses Recht, so wird bald die

Digitized by Google

Macht dieſes einzigen, beglückendſten Gefühls die Zauberei meines Lebens ſein. O mein Freund, mein holder, mein liebenswürdiger, mein gütiger, o dürfte ich auch ſagen, mein treuer! Was iſt alles Herrliche ohne das Beſtändige! Glaube mir, ich bin eigennützig und mehr noch. Mich kann jede Sehnſucht von Dir verwunden — und wäre ſie nach dem Paradies.“ Und mit der rührenden Naivität der echten Liebe fügt ſie hinzu: „Warum willſt Du etwas Anderes wünſchen, als was ich wünſche?“

In einem grellen Abſtich hierzu ſteht der trocken-gleichgültige Ton, mit dem Jean Paul um dieſelbe Zeit (28. December) an Otto ſchreibt: „Die Titanide iſt ſeit einigen Wochen vom Lande zurück und will mich heirathen.“ (Gegen den Beinamen „Titanide“ hatte Charlotte mit einem richtigen Gefühl ſeiner Bedeutung für ſie proteſtirt: „Nenne mich nicht Titanide! Man fühlt wenig Mitleid, Liebe und Schmerz für das Kühne und Sonderbare.“) Einige Tage ſpäter folgen nähere Angaben über dieſen — ſoll man ſagen? Heirathś-Antrag, den Charlotte dem Dichter nach einem Souper mit Herder gemacht habe, dem er aber ſein Nein entgegenſetzte, bei dem er auch in den darauf folgenden leidenſchaftlich erregten Tagen ſtehen blieb.*) Jean Paul fand

*) Als 1829 die Veröffentlichung von Jean Paul's Briefwechſel mit Otto erfolgte, wurde Charlotte von Kalb von demſelben heftig bewegt und beſtritt die Richtigkeit der gemachten Angaben. (Näheres hierüber in dem literariſchen Nachlaß von Frau von Wolzogen.) Es iſt dieſem Dementi aber wohl ſchwerlich viel Gewicht beizumeſſen. Charlotte hatte ſchon früher eine ſtarke Empfindlichkeit in Bezug auf Enthüllungen an den Tag gelegt und ſchrieb bereits 1797 an Jean Paul in ſehr bezeichnender Weiſe: Nennen Sie mich nicht und ſchreiben Sie von mir noch weniger; — der Ruhm wird meinen Namen nicht tragen und das Gerücht ſoll ihn nicht mißbrauchen.

Digitized by Google

sich ganz schuldlos. Er sähe — schrieb er — die hohe, geniale Liebe, aber sie passe nicht zu seinen Träumen. Hiermit hatte das Verhältniß der Liebenden seinen äußersten Höhepunkt erreicht und gleichzeitig seine Krisis erlebt. Wie in allen Verhältnissen des Dichters erfolgte auch nach derselben kein eigentlicher Bruch. In den letzten Briefen, die uns erhalten, sehen wir Charlotte bemüht in dem unvermeidlich gewordenen Verzicht sich doch noch ihre Liebe ungebrochen zu erhalten und aus dem Schiffbruch ihrer Hoffnungen sich ein Unverlierbares für ihr Gefühl und ihr Bewußtsein zu retten. Die Art, wie sie dies, frei von Eifersüchtelei und kleinlichen Nebengedanken zu thun vermag, zeigt den großen Stil des Empfindens. Man blickt — um Jean Paul's treffenden Ausspruch zu wiederholen — in „das unzerbrochene Tempelgewölbe einer festen und reichen Seele", die bei aller Wehmuth, bei allem Stolz und Selbstbewußtsein eine rührende Anspruchslosigkeit und Innigkeit des Gefühls ihr Eigen nannte! Nicht leicht wird man eine stärkere Vereinigung dieser Wesenszüge finden, als sie in dem nachfolgenden Brief aus Kalbsrieth vom 16. Juni 1799 ausgesprochen ist. Derselbe möge dahier zum Schluß nach seinem wesentlichsten Theile noch Aufnahme finden. Er beleuchtet am besten das eigenartige Wesen dieser ungewöhnlichen Frau, deren schicksalsschweren Lebensgang sie selbst am besten mit einigen Strichen zeichnet, wenn sie von ihrer Jugend sagt: „ich hatte in der Jugend in diesem Betracht eine sonderbare Lage: mit einem Buch in der Hand und lesend, in der Küche, im Keller, auf dem Boden, in der Kinderstube, und am Krankenbette, bei steter Beobachtung der Wirklichkeit, thätig und ordnend stand ich einem Hauswesen vor, wo mehr als 30 Personen Nahrung und Aufsicht forderten. Mir schien, daß ich

Digitized by Google

nichts für schwer achtete, als die Geduld. Und dieser ernsten, stummen, liebelosen und tödtenden Gewalt habe ich mein Leben lang dienen müssen."

In dem oben erwähnten Brief Charlottens heißt es: „Es giebt nichts Schmerzlicheres, als die gleichgültige Gegenwart eines Wesens, das sonst uns nahe war, das einst zu unserm Herzen sagte: Du bist mein. „Die Zeit ist vorbei, in der wir uns nicht liebten, uns nicht kannten; jetzo ist die Ewigkeit, in der wir's thun." Das ist die schönste Zeile Deiner Hand, die ich besitze. Als ich neulich Deine Briefe wieder las, haben diese Worte einen hohen Muth mir gegeben, und Du hättest schwören können: „ich liebe Charlotte nicht", ich hätte geschworen: „er liebt mich dennoch". Wir werden die Welt verlassen, in der wir uns nicht erkennen und lieben konnten. Du wirst die Geliebten Deines Herzens zu Dir rufen und unter ihnen auch mich. Meine Liebe wird erscheinen dürfen leicht, gefällig, innig und thätig, huldigend und belohnend. Du wirst mich nicht mehr verkennen und darin liegt Alles, was meine Seele verlangt. Ich war, ich bin innigst bewegt; ich konnte weinen. Was ist's in mir, das diesen Geist mir schafft und dies Erheben über Alles, und dies Ergeben in alle Dinge. Und als ich, in mich versunken, diese Frage erwog, quoll aus meinem Herzen mit vielen Thränen das Wort: „Werdet wie die Kinder, sonst kommt Ihr nicht ins Himmelreich."

Das ist der kindliche Sinn, den ich in meinem Herzen so gerne pflege; das von allen unnützen Bedürfnissen befreite Leben, die Freuden, die nur das eigne Herz erschafft und theilt, o es giebt keine anderen. Du hast mir oft tiefe Schmerzen gegeben! Dichter wie Du, d. h. wie Du allein bist, sehen, fassen, bilden, zeichnen und schaffen tief die

Digitized by Google

Menſchheit; aber die Wirklichkeit eines feſten, unzerſtörlichen, liebenden Gemüths faſſen ſie nicht. Ich glaube faſt, ſie ſind beſorgt, daß in den Zügen der Seele des Menſchen etwas iſt, was ihren Idealen gleicht, ſie ſind eiferſüchtig für die Kinder ihres Gemüths und ihrer Phantaſie, die Wirklichkeit darf ihre Begeiſterung nicht erfüllen, ſie ſind zu ſtolz und zu muthlos. O das Herz des Menſchen, welch' ein ſtolz' und verzagtes Ding! Ich verzage nicht an meinem Herzen, aber verſtummen wird es wohl müſſen und unbeſeligt wird mein Geiſt das Leben verlaſſen.

Ja, mein Theurer, ich ſage Dir jetzo nicht, wie oft ich gelitten habe, wie zerſtörend, ſo daß ich mein Herz Deiner Gewalt entziehen müßte (wenn Du es nicht haben willſt), als länger den Tod der Liebe ſo oft zu ſchmecken; denn ſie erwacht immer wieder in Deiner Gegenwart, ach leider auch durch Deine Bücher, und ich muß mit St. Preux ſagen: Ou veux tu fuire, le fantome est dans ton coeur. Du biſt nicht ſchuld daran, ich weiß es wohl — verzeihe alſo meine Klage — Du biſt nicht ſchuld daran — Du biſt, das weiß mein Herz, und darum will es zu Dir."

Weniger Bedeutung und Tiefgang als das Verhältniß zu Ch. von Kalb aufweiſt, ſcheint mir in dem Verhältniß des Dichters zu Emilie von Berlepſch gelegen geweſen zu ſein. Zwar daß die bereits vierzigjährige Frau*) einen großen Eindruck auf den Dichter hervorbrachte, den ſie, wie bereits erwähnt, im Jahr 1797 in Hof aufſuchte, iſt nicht zu bezweifeln. Es iſt durch mehrfache Aeußerungen Jean Paul's in dem Briefwechſel mit Otto, ſowie namentlich auch dadurch belegt, daß er ihr trotz der tödtlichen Erkrankung

*) 1757 geboren, eine geb. von Oppell, damals ſeit kurzem Wittwe.

Digitized by Google

seiner Mutter nach Franzensbad nachreiste und durch diesen Schritt versäumte, in der letzten Stunde an dem Sterbebett derselben anwesend zu sein. Emilie soll nach einigen Zeugnissen von imponirender Schönheit gewesen sein. Ihr Charakter wird verschiedenartig beurtheilt. Charlotte von Kalb, zu nah' betheiligt allerdings, um unbefangen zu empfinden, nennt sie in einem Brief „mehr eitel als klug und äußerst geschwätzig" — ein Urtheil, welches durch Ton und Haltung ihrer Briefe allerdings einigermaßen bestätigt zu werden scheint; — Körner gab ihr (in einem Briefe an Schiller) Schuld, daß sie ihn (Körner) soviel als möglich von Jean Paul entfernt halte, der in ihrer Begleitung zum erstenmal Dresden besuchte, auch Wieland und Frau von Stein haben keine allzu günstige Meinung von ihr besessen. Dagegen nennt Ernst Förster sie in der Vorrede zu den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von J. P. Fr. Richter": „eine junge Frau von hohem, bereits schriftstellerisch bewährtem Geist, hellem Verstand und ausgebreiteten Kenntnissen". Er rühmt außerdem den Glanz ihrer Schönheit und ihre sittenreine Genialität. Jedenfalls scheint sie mehr Brillantfeuer des Geistes als echte Herzenswärme besessen zu haben, womit es auch übereinstimmt, wenn Jean Paul, der im Uebrigen auch über sie das verschwenderische Füllhorn höchster Lobsprüche ausschüttet, bereits 1798 zu viel „Egoismus und Aristokratie gegen Niedere" an der Freundin auszusetzen findet. Aeußerlich völlig ungebunden und innerlich, wie es scheint, durch keine allzu große Reserve behindert, verfolgte sie den Plan einer engsten Verbindung mit Jean Paul von Anfang an mit großer Lebhaftigkeit und ließ sich längere Zeit auch dadurch nicht entmuthigen, daß der Gegenstand ihrer Schwärmerei gegen das „moralische Uebergeben zur Hand und Halfter"

Digitized by Google

(wie er sich in einem Briefe an Otto ausdrückt) einen ausgesprochenen Widerwillen bekannte. Sie giebt ihm zwar ohne Weiteres zu, daß eben das elastische, leichte Schweben, das seinem Geist die Erhabenheit, den Umfang gebe, auch auf sein Herz wirken und ihm die dauernde, unverrückte Stelle an einem anderen Herzen unmöglich machen müsse; mit Recht fordere er ungebundene Freiheit, sie komme ihm als Genius zu*), aber unmittelbar darauf bekennt sie ihm, daß sie den Wahn gefaßt habe, daß eine große, starke, ausdauernde und gewisserweise ausschließende Empfindung von hohem Werth für ihn sein müsse. Nicht ohne Beredsamkeit hält sie ihm vor, daß die „Sehnsucht" nach den verschiedensten Richtungen hin unmöglich einem anderen warmen, festen Herzen Geleit geben, auch ihn in der Länge nicht glücklich machen, nicht wahr und gut erhalten könne. Es sei falsch sich einzubilden, daß Fülle des Herzens die ganze Welt aus dem Liebenden heraussperre, um den weiten Platz des Liebenswürdigen mit einem Wesen auszufüllen. Heiße das nicht: Fülle mache arm. Nein, keine reine, große Empfindung habe je schwach und kleinlich gemacht. Das habe sie einst gegen Goethe behauptet und es erschrecke sie, es nun auch gegen ihn behaupten zu müssen.**) Jean Paul hatte um diese Zeit indessen schon sehr weite Begriffe von den Prerogativen des Genies und drückte sie gelegentlich mit einer verzweifelten Freimüthigkeit aus, so wenn er (am 19. Sept. 1797) der Freundin schrieb: „Ich sehne mich von der Messiade zum Epigramm, vom Kampaner Thal in die Holzschnitte, von der Dichtkunst ins bürgerliche Leben, vom Land in die Stadt,

*) Brf. vom 3. Sept. 1797 in „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von J. P. Fr. Richter."

**) Brf. vom 15. Oct. 1797 ebendaselbst.

Digitized by Google

von Ihnen zu Anderen, aber freilich noch öfter zurück. Eben meiner Alles nachspiegelnden Vielseitigkeit haben Sie mein Aufnehmen Ihres gleich dem Himmel einförmigen Wesens zuzuschreiben." Dies ungenirte Bekenntniß entsetzte Emilie denn doch so sehr, daß sie den durch diesen Brief bewirkten Zustand ihres Herzens mit „hohen, schwellenden Wogen, die plötzlich ein Frost erstarrt", vergleicht. Erst als Jean Paul in seinem nächsten Briefe das briefliche Mißverständniß bedauert und emphatisch ausruft: „Emilie, Sie wissen nicht, wie ich Sie liebe!" findet sie ihr Selbstvertrauen wieder, das dann in den oben erwähnten Zeilen nachdrücklich zum Ausdruck gelangt.

Der Aufenthalt, den Jean Paul um diese Zeit (von Novbr. 97 bis Decbr. 98) in Leipzig nahm, führte die intimste Annäherung zwischen ihm und seiner neuen Freundin, die gleichzeitig in Gohlis wohnte, herbei, bewirkte aber auch das ziemlich rasche Verblassen der Liebesgluth zu einem bedeutend abgedämpfteren Gefühl. Frau von Berlepsch hatte schon in Franzensbad Heirathspläne gesponnen, die wunderlicherweise darauf hinausliefen, den Dichter mit einer ihrer Freundinnen aus Zürich, einem schönen reichen Mädchen zu verbinden, während sie sich selbst einen Professor aus Bern als ungeliebten Lebensgefährten vorbehalten hatte. In Leipzig wurde der erste Theil dieses Projects wieder aufgenommen. Jean Paul sollte heirathen, seine Freundin wollte ihr Vermögen dazu geben, dem Paar ein Landhaus kaufen und immer bei ihm bleiben. Man hat die Wahl, diese Pläne für wenig ernstlich gemeint zu halten oder in ihnen einen Beleg dafür zu erblicken, daß die für Jean Paul so sehr enthusiasmirte Frau, die sich ernsthaft mit einem solchen Dualismus befreunden konnte, von einem wahren, un-

Digitized by Google

gebrochenen Liebesgefühl, welches jeden Dualismus von vornherein verwirft, noch sehr weit entfernt war. Im ersteren Fall hatte der Vorschlag überhaupt wohl kaum eine andere Bedeutung als die eines maskirten Sturmlaufs auf die eigentliche Festung, auf Jean Paul's Herz. Daß dies noch immer nicht völlig capituliren wollte, trotzdem (nach Angaben Jean Paul's in den Briefen an Otto) Emilie bereits in Franzensbad den Dichter an einem einsamen Abend, als er ihr das erste Kapitel des Titan vorlas, im Enthusiasmus umarmt hatte, konnte einer so scharfblickenden Frau natürlich nicht entgehen. In der That trat als Wirkung dieses wiederholten Sturmlaufs denn auch die Folge ein, daß Jean Paul seiner Freundin eines Abends die Ehe zusagte und damit ein Freudenfeuer entzündete, das er aber fast unmittelbar durch die Erklärung, daß er keine Leidenschaft für sie fühle und daß sie doch nicht zusammengehörten, wieder auslöschte. Emilie von Berlepsch scheint zu denjenigen Frauen gehört zu haben, denen Alles gut steht, auch der Schmerz, zu jenen Leidtragenden, die auch dem Wittwenschleier einen malerischen Faltenwurf abzugewinnen bedacht sind. Nach „zwei aus der glühendsten Hölle gehobenen Tagen", die sie Jean Paul bereitete, gab sie demselben daher seine Freiheit mit einer gewissen würdevollen Fassung und einer Ruhe, die sie aber nicht falsch verstanden wissen will, denn sie vergleicht sie mit der Ruhe des „sterbenden Christen", zurück. Wahrscheinlich hatte sie dabei aber auf die Hoffnung, den flüchtigen Freund dauernd zu sich zurückzuführen, noch keineswegs ganz verzichtet und eine gemeinsam mit Jean Paul nach Dresden und der sächsischen Schweiz im Mai 1798 unternommene Reise konnte in ihrer Meinung vielleicht dazu dienen, den eingetretenen Bruch ausheilen zu lassen. Indessen führte

Digitized by Google

dieſelbe keine größere Annäherung herbei. Jean Paul beſchloß vielmehr, hinfort allein zu reiſen. Er machte damals die ſchon oben erwähnte Entdeckung, daß ſeine Gefährtin zu viel „Egoismus und Ariſtokratie gegen Niedere“ beſitze. Indeſſen hinderte ihn das nicht, auch in Zukunft gelegentlich einen ſehr zärtlichen Ton anzuſchlagen, wie wenn er ihr im Mai 1799 ſchreibt: „Um zu wiſſen, wie man eine Seele liebe, muß man ſich die Hoffnung des Wiederſehens wegträumen und dann die Hand auf den beraubten Buſen legen und ihn fragen, ob er nicht breche? Ich habe mich ſchon gefragt! Jede Empfindung hält ſich für grenzenlos, aber die Erinnerung ſagt ihr, daß ſie wachſen werde. Und da ich ſo oft an Deinem Herzen weinte, kannſt Du fragen, ob es aus Liebe war?“ Im Jahre 1801 heirathete E. von Berlepſch einen mecklenburgiſchen Gutspächter, Namens Harms, während Jean Paul ungefähr gleichzeitig den Ehebund mit Caroline Mayer ſchloß. Eine von Emilie geplante Zuſammenkunft auf Redwin, dem Gute ihres Gatten, wo die Neuverheiratheten gemeinſam die Honigwochen verleben ſollten, erlangte die Billigung Jean Paul's, der ſich von dem Mangel an Zartgefühl, das in dieſem Vorſchlag lag, unangenehm berührt fühlen mochte, nicht; doch tönte das freundſchaftliche Verhältniß noch in einigen weiteren Accordklängen in den nächſten Jahren nach und 1810 verweilte Emilie Harms einige Zeit zum Beſuch der Familie Jean Paul's in Baireuth.

Bedeutend inniger und von einem echteren Liebeshauch getragen als das vorſtehend ſkizzirte, war das Verhältniß, in welches der Dichter 1799 zu der Verfaſſerin eines Briefes trat, der mit den Worten anfing: Si j'étais reine, l'auteur d'Hespèrus serait mon premier ministre. Si j'avais quinze ans et que je puisse espérer d'être sa Clotilde,

Digitized by Google

je me croirais plus heureuse que d'être reine ... Es war dies Josephine von Sydow, eine Französin von Geburt, damals in zweiter Ehe mit einem höheren preußischen Offizier, der in Belgard in Hinterpommern stationirt war, vermählt. Josephine von Sydow bringt einen ganz neuen Zug in das Liebesgemälde. Sie ist ungestümer, offener, leidenschaftlicher, auch naiver wie die deutschen Freundinnen Jean Paul's. Obgleich ungefähr demselben Lebensalter — Mitte der Dreißiger — wie Charlotte von Kalb angehörig, als sie mit dem Dichter anknüpft, schreibt sie Briefe, die, was Schwung und Fülle der Empfindung anlangt, einem um 10 Jahre jüngeren Herzen zu entströmen scheinen. Sie hatte zweimal einen Liebesbund errichtet, dem es nicht an innerer Beseligung, wohl aber an Dauer und Standhaftigkeit auf Seiten des Mannes gefehlt hatte, und das verwaiste Gefühl ihres Inneren, dem es in dem Lebensgefährten an dem treuen Freunde fehlte, übertrug sie nun mit der ganzen Gluth eines Herzens, dem die Sonne von Languedoc in der Kindheit geleuchtet, auf Jean Paul. Es ist nicht sowohl der mystische Zug des Dichters, der in ihr anklingt, als seine Schilderung einer treuen, unwandelbaren aushaltenden Liebe, welche sie ergreift. „O mon ami", — schreibt sie ihm am 15. October 1799 — „vous parlez de l'Hymen comme j'en pensais autrefois et comme j'en pense encore, malgré de tristes expériences — ah, oui, sans doute! s'il est un état de pure félicité, il n'est que dans une semblable union, mais où trouver deux êtres, dont les rapports moreaux et physiques soient parfaits? où trouver la délicatesse, la sensibilité, la raison nécessaire pour faire de ce lien cette union délicieuse, que vous mettez au dessus de l'amitié même? jamais

Digitized by Google

personne ne se fit une idée plus exaltée de cet état que moi — ce n'étaient ni les transports de l'amour, ni ses inquiétudes, ni ses plaisirs, que j'imaginais, c'était ce calme délicieux d'un coeur satisfait, cet état paisible, cette confiance intime, ce désir mutuel de se rendre heureux, cette estime sans borne, ce bien-être, enfin, qui se sent et qu'on ne peut définir, dont je m'étais fait un idéal, — hélas! qui n'a point été réalisé. Ah, l'homme serait trop heureux sans doute, s'il lui était permis d'atteindre ce degré de bonheur — toutes ces chimères de ma jeunesse ont disparu comme un songe! tant que je conservai l'espoir de les voir réalisées un jour, j'osai croire au bonheur — je n'y crois plus, il n'en est point d'autre sur la terre, que celui d'adoucir les maux de ses semblables.“ —

Josephinens Eigenschaften des Herzens wie des Geistes waren ganz danach angethan, auf Jean Paul trotz der Verwöhnung, welche die ihm entgegengebrachte Idolatrie nothwendiger Weise in seinem Innern erzeugen mußte, einen starken Eindruck hervorzubringen, und es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß dieser Eindruck in einer fast verhängnißvollen Weise in und an der Liebe zur Geltung gelangt ist, welche den Dichter fast gleichzeitig und zwar diesmal in der ernstesten Weise beschäftigte. Es ist dies sein Verhältniß zu Caroline von Feuchtersleben, die er nach einem kurzen brieflichen Austausch im Mai 1799 in Hildburghausen, wo sie die Stellvertretung einer Hofdame der Herzogin übernommen hatte, kennen und lieben lernte, und mit der er sich im Anfang des folgenden Jahres verlobte. Das Gemälde von Jean Paul's Beziehungen zu seiner Braut weist gerade in den kritischen Wendepunkten einige empfindliche, bis jetzt

Digitized by Google

nicht auszufüllende Lücken auf und auch das Seelengemälde von Carolinens Innerem ist kein ganz klar gezeichnetes oder leicht zu entzifferndes. Briefe sind von ihr nur sparsam vertreten und was Jean Paul an Charakteristik leistet, giebt, wie in allen ähnlichen Fällen, durch die Ueberfülle theils der Empfindung, theils der Ausdrucksweise, zwar kein verzerrtes, aber doch auch kein zuverlässiges Bild. Indessen sind wir doch an seine Schilderung zunächst gewiesen und charakteristische Hauptzüge ihres Wesens treten uns auch unverkennbar aus derselben entgegen. In betonterer Weise als bei irgend einer seiner früheren Bekanntschaften hebt Jean Paul bei Caroline von Feuchtersleben die zarte und feste Moralität ihrer Seele, ein besonders ausgeprägtes Schicklichkeitsgefühl und bei aller Weichheit der Empfindung kühne Festigkeit des Entschlusses und Bestimmtheit hervor. Auch ihr Aeußeres deute bei aller Schönheit auf Bestimmtheit. Die Farbe sei zwar weiß und blaßroth, die Stirn poetisch und weiblich rund, die Augenbrauen dagegen stark, fast zu sehr, die Augen schwarz, die Lippen originell geschnitten, das Kinn kräftig erhoben. Ihre Bildung rühmt Jean Paul als die vorzüglichste. Sie lese nicht, wie in der Regel die Mädchen, bloß um ein sentimentales Manna auf der Zunge zerfließen zu lassen, sondern um auch zu lernen. Durch viel Leid und Unglück, das sie erlebt, sei ihr an sich gesunder Bau erschüttert, aber sie wisse ihre Schmerzen und Empfindungen zu verhüllen. Jean Paul nennt sie ein männlich festes Mädchen, die allen Stolz der weiblichen Ehre besitze. Ja, sie erscheine stolzer als sie sei, da sie zurückhaltend gegen Vornehme, kurz abthuend gegen gemeine Leute sei. Halten wir Alles, was hier gesagt ist, zusammen, berücksichtigen wir, daß der Dichter an einer Stelle seiner Briefe

Digitized by Google

an Jacobi Carolinens Geist ernster und strenger wie seinen eigenen nennt und einmal sogar seinen Freund Otto ihrer für würdiger hält wie sich selbst, so dürfte so viel von vornherein klar sein, daß hier Jean Paul einer Seele begegnet war, welche zwar eine ernste und tiefe Leidenschaft von angespannteſter Innerlichkeit entzünden konnte, aus deren Inneren aber kaum der Ton in reichlicher Fülle quellen konnte, welcher die Selbstliebe mit verführerischem Schmeichellaut berückt. Nicht, als ob Caroline von Feuchtersleben den Dichter in seinen Werken weniger wie die anderen Frauen verehrt hätte. Auch sie theilte ganz die Schwärmerei für den Hesperus, auch sie hatte Jean Paul zuerst geschrieben, ihm zuerst ihre Bewunderung bekannt. „Wenn ich mit Kühner im Hesperus oder dem Campanerthal las (er lehrte mich deklamiren und — Dich lieben)“ — schreibt sie ihm als Braut — „wie verstummten wir oft in hohem Staunen über den Verfasser und riefen wie aus einem Munde in dem Ton der höchsten Achtung: den Mann muß ich sehen! O wie liebten wir Dich in Deinen Werken, wie sehnten wir uns nach Dir!“ Das reichlichste Maß der Bewunderung erhielt also Jean Paul hier wie dort. Aber ihre ganze Persönlichkeit, die Bestimmtheit ihres Charakters, ihr ernster und strenger Geist, „die hohe, strenge, unnachlassende religiöse Moralität, welche unerschütterlich und unbestechlich bis in die kleinsten Zweige treibt“, die Jean Paul an ihr rühmt, alles dies im Verein war zwar geeignet, zur Bewunderung hinzureißen, aber — unter Umständen dem Bewunderer auch ein Gefühl von Demüthigung zu bereiten, wenn er sich selbst unter diesen Eigenschaften erblickte. Hiervon haben wir aber schon in den obigen Aeußerungen Jean Paul's eine Andeutung gefunden. Vielleicht, ja wahr-

Digitized by Google

ſcheinlich hat Jean Paul ſich durch keine ſeiner Freundinnen ſo erhoben gefühlt wie durch Caroline von Feuchtersleben. Aber das Erhobenwerden hat doppelſeitige Natur. Es enthält den mächtigſten Reiz für den, der Sich ganz dabei aus den Augen zu verlieren mag, aber, wem dies nicht gelingt, für den kann es ſich auch mit einer demüthigenden Nebenempfindung paaren, wie wenig der Menſch ſich deſſen auch bewußt wird. Schon in der Paſſivität des Erhobenwerdens liegt keine der Selbſtliebe ſchmeichelnde Wirkung. Eine Verwundung der Selbſtliebe, ob berechtigt, oder unberechtigt, wie ſie in jeder Demüthigung liegt, enthält aber allemal ein für die Liebe von Geſchlecht zu Geſchlecht ſehr gefährliches Moment, weil dieſe ihrem Weſen nach auf die inhaltvollſte Befriedigung des ganzen Menſchen — die Selbſtliebe mit eingeſchloſſen — gerichtet iſt und eben darin ihre einzige und unvergleichliche Bedeutung für des Menſchen Empfinden behauptet.*)

Dieſe hier angedeutete Gefahr, wie ſie wenigſtens der Möglichkeit und dem Keime nach beſtand, erhielt durch den Umſtand noch eine etwas verſtärkte Betonung, daß die adligen Verwandten Carolinens einer Verbindung mit dem bürgerlichen und unbemittelten Schriftſteller zum großen Theil heftig entgegen waren. Wenn dies Jean Paul's Energie anſtachelte und das Gefühl, das ihn mit dem geliebten, tapfer gegen die Hinderniſſe ankämpfenden Mädchen verband, nur noch erhöhte, ſo verſchärfte es andererſeits doch auch mit einem neuen Motiv das Gefühl der Demüthigung, dem es ohnehin nicht an Anknüpfungspunkten fehlte, und bedrängte von einer anderen Seite aus ſein Selbſtgefühl. Es iſt nicht zu über-

*) Vgl. die Entwickelung hierüber in des Verfaſſers „Pſychologie der Liebe".

Digitized by Google

ſehen, daß Jean Paul, bald nach erfolgtem Bruch mit neuen Heirathsgedanken beſchäftigt, den charakteriſtiſchen Ausſpruch that: er werde ein Mädchen heirathen, deſſen ganze Sippſchaft ein Freudenfeſt feiere, daß er ſich herabgelaſſen. Indeſſen ſcheint mir, daß ohne die verhängnißvoll hereinſpielenden Beziehungen des Dichters zu Joſephine von Sydow die hier angeführten und nothwendigerweiſe erheblich mitwirkenden Momente doch wohl nicht ausſchlaggebende Kraft genug beſeſſen hätten, um den bereits feſt gegründeten Bund ſo plötzlich, wie es wirklich geſchehen iſt, zum Bruch zu bringen. In den erſten Tagen des Jahres 1800 wenigſtens ſchienen alle Hinderniſſe, innere wie äußere, überwunden und dem Liebespaar eine ſonnige Zukunft des Glücks gewonnen zu ſein. Am 31. Januar ſchreibt Caroline von Feuchtersleben an Jean Paul: Geliebter, ich bin Dein! O, nimm meine Seele auf und liebe mich ewig wie ich Dich! Vor einer Stunde kamen die theuern, erſehnten Briefe, die das Glück unſeres ganzen Lebens beſtimmen. Dank, Geliebter, tauſend Dank für Deine Schonung, Deine Liebe! Tauſend Dank den edeln, theuren Herders für ihre reine Freundſchaft! Worte habe ich heute nicht, nur Liebe. Aber, um auch Deine Freude und Dein Glück nicht um eine Stunde zu verſpäten, eile ich, Dir die Verſicherung zu geben, daß meine Seele und mein ganzes Leben auch vor der Welt Dein ſind, daß ich nun ganz Deine Hermine bin. Das Jawort unſerer Mutter wirſt Du, wenn auch nicht von ihr ſelbſt geſchrieben, doch von meinem Onkel erhalten, was ſich aber verſpäten könnte, da die Briefe doch erſt hin und her zu gehen haben.

O mein geliebter Richter, wir werden ſehr, ſehr glücklich ſein! Gott ſegne Dich und mich! Ich achte und liebe Dich unſäglich und will Dich ſo glücklich machen, als ich es durch

Digitized by Google

meine Liebe zeigen kann. Ich kann nicht schreiben, bald sollst Du viel, viel von mir und meinen Hoffnungen hören. Ich bin gesund, das Glück und die Freude werden meine Gesundheit befestigen. Lebe wohl und froh und glücklich, ich liebe Dich ewig.

Caroline.

Sei froh, beste Seele, Deine Hermine ist es auch.

Und Jean Paul antwortet unter'm 6. Februar: Hättest Du es sehen können, wie ich das klopfende Herz zu Herder trug und wie ich doch wieder davon eilte, weil nur Einsamkeit für das innige, selige Ueberströmen gehört, hättest Du es gesehen, oder ich lieber Dich, welche Stunden voll Jahre hätten wir verlebt! — Wie wird uns sein, wenn wir uns wiedersehen unter lichteren, freundlicheren Sternbildern, wenn ich an Dein heiliges Herz fallen darf und weinen darf vor Freude, und Du nichts mehr verbirgst. — Heute hat meine Seele nur die Saiten, nicht die Stimmung.

Ewig Dein Richter.

Genau zur selben Zeit (31. Januar 1800) schreibt Josephine von Sydow an den Dichter und der Schluß ihres Briefes lautet: Vous dites, en parlant des occupations de l'inspecteur Leibgeber, que les gens bien occupés n'ont guère le temps d'aimer et ce fut en partant de ce principe, que je résolus de me vouer à une vie très active. Cependant il faut qu'il y aie quelque espèce d'amour au-dessus de ce remède, car j'ai beau travailler, projeter, bâtir, défricher — je pense à vous cent fois dans la journée — ton image, mon doux ami, est au fond de mon coeur, elle habite le sanctuaire, les autres objets ne font qu'effleurer la surface. Und in einem kurz vorher geschriebenen Brief heißt es mit dem Ausdruck der wärmsten Liebesempfindung: J'ai retrouvé plus que je

Digitized by Google

n'avais osé espérer, le coeur d'un ange, contre lequel j'ose appuyer le mien. Si tu savais tous les projets, que mon imagination active forme pour l'avenir, comme elle te suit dans tous les détails de ta vie, comme elle me place dans les lieux que tu habites, comme elle me montre notre réunion un jour non-seulement possible, mais nécessaire; habiter une fois les lieux que tu habites, respirer le même air, entendre, recueillir les oracles de cette bouche chérie — voilà mon espoir et mes voeux.

Um dieſe Zeit war Joſephine ganz erfüllt von dem Gedanken, ſich mit Jean Paul heimlich, d. h. ohne Vorwiſſen ihres Gatten irgendwo zu begegnen. Zu dieſer Begegnung hatte Jean Paul den erſten Anſtoß gegeben, da er ſchon in ſeinem erſten Brief ihr geſchrieben hatte: „Sagen Sie mir nicht mehr, daß ich Sie niemals ſehen werde. Die lebendige Geſtalt vollendet die irdiſche Freundſchaft; ſonſt könnte man ebenſogut die Freunde vor der Sündfluth lieben" und Joſephine hatte ſeitdem dieſen Plan mit dem ſchönen Ungeſtüm ihres Herzens und ihrer Phantaſie in ſich genährt und großgezogen. Unter'm 3. Januar 1800 ſchreibt ſie an Jean Paul: Ce qu'il y a de singulier, c'est que je pensais à vingt ans de l'amour comme j'en pense aujourd'hui, je n'ai jamais goûté ses faveurs qu'en tremblant et moralement assuré de les perdre, et malgré cela je n'ai pu me sauver de ses pièges. C'est qu'il me manquait l'expérience pour donner la sanction au jugement très sain que j'en portais alors. Mais je connais un sentiment aussi vif et plus doux, qui tient de l'amour et de l'amitié sans être peut-être ni l'un ni l'autre, c'est se sentiment gravé au fond de mon âme, cherché en vain jusqu'à présent, et dont je n'ai point encore trouvé d'homme

Digitized by Google

capable, que je t'ai offert, mon doux ami, parce que ton âme angélique m'a semblé être créée pour lui. Plus jeune il eût été du moins imprudent de te l'offrir, plus vieille peut-être inutile. O, qui le sait mieux que toi, qui connaît si bien l'humanité; nous avons beau faire, nous restons toujours — hommes par quelque coin. Il faut tout avouer, mon âme n'a point de secret pour la tienne, elle ignore et dédaigne ces ruses, ces réserves féminines, pourtant si nécessaires pour captiver ton sexe volage, et voilà pourquoi sans doute, si je n'ai jamais aimé la première, j'ai toujours aimé la dernière, une fois exceptée — pourtant il ne faut pas mentir — ah j'en ai été bien punie; Je veux donc t'avouer qu'au besoin présent de te voir se joint encore un motif qui me fait désirer d'hâter ce moment; je suis dans l'âge, ou chaque année le temps de son doigt d'airain vient effacer une partie de nos traits jusqu'à la fin une forme étrangère nous rend méconnaissable aux yeux mêmes de nos amis, s'ils ont été longtemps sans nous voir. Ce n'est point faiblesse de femme, mon coeur, vrai en conviendrait avec toi, en réclamant ton indulgence, si cela était. Non, c'est la certitude, que chez votre sexe encore plus que chez le nôtre, l'on ne parvient à votre coeur que par le moyen de vos sens.

Während der Liebesstern, der über Josephinens Haupt erglänzte, auf diese Weise immer sprühendere Funken umherstreute und ein magisches Licht ergoß, ward Carolinens Herz von bänglichen Ahnungen erfaßt. Leidend unter den häuslichen Verhältnissen, die auch nachdem ihre Mutter ihre Einwilligung zu der Verbindung mit ihrem Geliebten gegeben, unerquicklich blieben, weil die Verwandten ihre Liebe und

Digitized by Google

Antheilnahme vorenthielten, überreizt in ihren Nerven, folterte sie ihr Herz mit dunklen Befürchtungen; Jean Paul's Liebe zu verlieren. „Theuerster" — schreibt sie ihm aus Hildburghausen am 16. Februar 1800 — „laß mich in Deiner Seele Ruhe finden! Ach ich quäle mich schon seit drei Tagen mit einer unendlichen Angst und höre keine Stimme in und außer mir, die mich trösten und mir Frieden geben kann. Ein traurig schöner Traum der vergangenen Nacht schreibt die bangen Ahnungen tiefer in mein gefoltertes Herz und hält die Thräne im Auge fest. Im Traum standest Du vor mir und schautest mich an mit Deinem reinen, seligen Blick der Liebe, dann reichtest Du mir Deine Hand und ich schloß sie fest in der meinigen. Aber als ich Dich wieder anblicken wollte, warst Du verschwunden. Ich eilte aus dem Zimmer, wo Du mich verlassen hattest und stand nun plötzlich in einem weiten, offnen Garten, wo der Frühlingshimmel über mir hinzog und sein Blüthenduft mich umwehte. Der Glanz der Natur blendete mein Auge, aber mit einem tiefen, ängstlichen Athemzuge nannte ich Deinen Namen und durchflog forschend alle Gänge des Gartens. Zuweilen begegneten mir Menschen, aber sie hörten nicht auf meine Klage, sahen mich ruhig an und gingen langsam vorüber. Ich sank endlich ermattet auf eine Rasenbank und schloß einige Minuten meine müden Augen. Als ich aufblickte, standst Du wieder vor mir, aber Deine Gestalt war in Nebel gehüllt, Du wurdest von weissen Blüthenblättern umflattert und ein warmer Blumenduft wehte sanft durch die leichte Wolke, die Dich umzog. Ich flog auf, sank mit dem lauten Ausruf: O, mein Richter, mein Richter! an Deine Brust und — wir versanken in die Erde. — Dein erstes Verschwinden und die Angst des Suchens drückten einen so

Digitized by Google

tiefen Schmerz in meine Bruſt, daß er auch wachend mir bleibt, und meine Phantaſie tauchte ihre Bilder in Blut und ſtellte ſie dann vor die gequälte Seele.“ Jean Paul tröſtet ſie mit einigen zärtlichen, aber dem Anſchein nach etwas eilfertig hingeworfenen Zeilen, dann flüchtet er ſich in die ſonnigere Ausſicht der näher rückenden Begegnung mit Joſephine, der er ſchon im Januar einen „ſchöneren Plan zu unſerer Zuſammenkunft“ vorgelegt hatte mit dem Beifügen: „Wie wird der Mai uns blühen! Wenn Du mich ſiehſt, haſt Du gerade meinen Titan geleſen und liebſt mich ein wenig mehr wie ich Dich nach jedem neuen Briefe. Ach, neulich war ich wie ein Kind bei Deinem Portrait und ſtreichelte mit dem Finger über das Augenlid vor Liebe. — Du ſiehſt daher, wie ich an Dich denke. Sei daher feſter im Glauben an mich und werde nicht ſo leicht durch ein Schweigen irre. Theure, Liebe, Liebe!“ Am 17. März ſchreibt er dann abermals: „ . . . wir werden uns ſehr lieben, und nur das wird uns fehlen, was andere immer tödten, die Zeit. Ich möchte faſt ſagen: ſchreiben Sie ſich vorher Ihre Fragen an mich auf; wir werden vor Freude und Fülle Alles vergeſſen. Ich will Dich dann wenig verlaſſen, meine Joſephine, ſo lange Du in Berlin biſt. Ich will Dich nicht blos an, ſondern auch in mein Herz drücken und Dich immer anſehen, damit nach langen Jahren die ſchöne, theure Geſtalt unverwiſcht vor meiner abgetrennten Seele ruhe.“

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Jean Paul um dieſe Zeit durchaus keinen Abfall von ſeiner Braut beabſichtigte, nur hatte er ſich in eine Lage gebracht, in der der Abfall auch ohne alle Abſicht ſehr leicht von ſelbſt durch den geringſten Anſtoß erfolgen konnte. Er irrte in den Zaubergärten

Digitized by Google

Armidens umher, unbesorgt um die Gefahr, die seinem Herzen drohte. Er berauschte sich an Josephinens anmuthiger Gefälligkeit und achtete es nicht, daß er dadurch nach einer andern Seite hin unmerklich erschlaffte und diese andere Seite hatte doch auch, eben weil sie Liebe war und weil sie also in ihrem Grundmotiv in dem reinen Gefallen wurzelte, nichts Anderes als dies für sich anzurufen und war verrathen, sobald ihre Grundlage schwankte. Aber Jean Paul verleugnete wissentlich seine Braut keineswegs vor Armiden. Als er ihr seine Verlobung anzeigt, thut er es mit begeisterten Worten über den hohen Werth des „festen, heiligen Wesens", das sich ihm gegeben. Dann schließt er freilich den Brief in so warmer Hingebung für Josephine: „O, lebe wohl, theuere geliebte, unvergeßliche Josephine, unsere Seelen bleiben beisammen, denn sie waren beisammen, ehe sie sich einander nannten; immer, immer werd' ich Dich lieben" — daß die lebhafte Französin ihn mit gerührten, tief empfundenen Worten dankt. Fast scheint sie sich dabei der gefährlichen Rolle, die ihr mehr und mehr zufiel, ein wenig bewußt geworden zu sein, freilich ohne derselben entsagen zu mögen. Anknüpfend an eine Jean Paul'sche Sentenz: „Die schönen Stunden sind wie die schönen Tage, sie werden zu warm", sagt sie mit anmuthiger Wendung: Il en est de même du sentiment — n'importe; écrivez toujours, quelque chaud qu'il fasse, j'aimerai de toutes les facultés de mon âme, quitte à pleurer pour rafraîchir l'air, s'il devient trop chaud. Andererseits verheimlichte Jean Paul auch seiner Braut nicht den Kosmopolitismus seines Liebesgefühls, er theilt ihr die Briefe, die er von Josephinen empfangen, mit und macht kein Hehl aus seiner Absicht, sich mit ihr persönlich zu begegnen. Carolinens

Digitized by Google

Antwort auf diese Eröffnung ist zu charakteristisch, um übergangen werden zu können. Sie legt, dünkt mich, ein sehr günstiges Zeugniß für den Werth ihres Wesens, für die Tiefe und Würde ihres Empfindens ab. Das liebende Weib fühlt instinctiv die ihr drohende Gefahr und sucht sich dagegen zu waffnen, aber sie bändigt jede niedere Aufwallung und hält den beängstigenden Zweifel nieder. Die Hand, welche den zweiten Theil dieses Briefes schrieb, zitterte ein wenig in einer Schwächeanwandlung, die sie nicht zu bewältigen vermochte, aber sie legte sich dann wieder vertrauend in die Hand ihres Geliebten. Der Brief lautet:

Hildburghausen, 1. April 1800.

Theurer! Du forderst mein Urtheil über die Wärme Deiner Freundinnen und ich gebe es Dir willig und ohne Hülle. Josephinens Briefe sind Beweise eines edlen, gebildeten Charakters und eines warmen, aber unglücklichen Herzens. Die Art, womit sie an Dich schreibt, kann meine Liebe nur erhöhen und muß auch mein erstes, früheres Verhältniß gegen Dich noch mehr rechtfertigen. Sie liebt Dich. Gehe, mein Geliebter, heile dies wunde Herz und tröste die gedrückte Seele, sie verdient es. O, wie wird es Dich und mich beruhigen, wenn Du ein drittes Wesen beglückt, ein heißes Sehnen gestillt und jene überfliegende Phantasie mit der Hand der Freundschaft in die Seele voll Frieden zurückgeführt hast. Ich nehme Theil an Josephinens Geschick, weil es traurig ist, ich achte sie, weil sie Dich liebt, sage ihr dies, wenn Du bei ihr bist und gieb ihr Alles, was sie trösten kann, ich werde Dir danken dafür, denn sie ist ein Weib, ist meine Schwester. Doch eine Bitte habe ich an meinen Richter: Guter, zeige mir keine Briefe von Deinen übrigen Freundinnen — Josephinens

Digitized by Google

Briefe ausgenommen. Liebe sie Alle, schreibe an Alle, sei ein warmer Freund aller guten weiblichen Seelen, aber — sage mir nichts mehr davon. — Sieh, Guter, ich lege unbesorgt den Frieden meiner Seele in Deine Hände, und Deine reine Seele verbürgt mir seine Erhaltung, theile immer den Reichthum Deiner Seele und beglücke mit Deinem Herzen Andere. Das eine Herz, das für Dich Alles giebt, und Alles duldet und Dir ewig vertraut, das wirst Du auch ewig am meisten lieben. — Vergieb Deiner Caroline eine Schwachheit, die doch aus keiner unreinen Quelle fließt, o ich vertraue Dir, mein einzig Geliebter, Josephine hat Recht: „man kann nicht lieben, wenn man nicht vertraut". Ich weiß es ja, Du Edler, Du wirst Dein Weib nur um so mehr lieben, je mehr Du die Menschen liebst." Diesen Brief theilte Richter auszugsweise, d. h. mit Hinweglassung derjenigen Stellen, die gewissenmaßen um Schonung für Carolinens Gefühle bitten, Josephinen von Sydow mit und fügte hinzu: „Das ist die Seele, der die meinige angehört, und nun kennen Sie sie ganz".

Endlich rückte die Stunde der geplanten Zusammenkunft Josephinens mit Jean Paul heran. Sie war in den Mai nach Berlin verlegt worden. Vorher sollte Alles mit Carolinen in Ordnung gebracht und bei einer Begegnung in Ilmenau die beschlossene Verbindung veröffentlicht werden. Die Begegnung fand am 2. Mai statt. Caroline sah ihr mit höchstem Glücksgefühl entgegen und schrieb noch am 30. April an Richter: „O Du Treuer, dessen Hand mich froh durch's lange Leben führt, wenn ich an Deinem Herzen ausruhen und mich ausweinen werde, und wenn ich unaussprechlich glücklich bin und nicht sprechen kann zu Dir, weil

Digitized by Google

ich Dich zu sehr liebe, dann sage Dir selbst: „Das Alles gab ich ihr, meiner Treuen", und dann belohne Dich Dein eigenes Gefühl, wenn ich es nicht kann." Es war der letzte Liebesgruß aus frohbewegtem Herzen. Mit der Begegnung beginnt die Zerstörung. Ueber den Verlauf derselben im Einzelnen giebt es keine zuverlässige und ausführliche Nachricht. Wenigstens lassen die benutzbaren, bisher veröffentlichten Quellen hier im Stich. Es giebt weder von Seiten Carolinens noch von Seiten Jean Paul's eine eingehende Schilderung der Vorgänge, durch welche die vorbereitete Lockerung sich zum unfügsamen Bruch erweiterte und auch hinsichtlich der wirkenden Motive (wie sie wenigstens den Betheiligten erschienen) sehen wir uns auf einige Andeutungen Jean Paul's beschränkt, dem diesmal die gewohnte beredte Auseinandersetzung seiner inneren und äußeren Lebensumstände gar nicht aus der Feder will. „Ich kann Dir unmöglich", schreibt er aus Leipzig am 19. Mai an seinen Freund Otto, nachdem er die Vorgänge in Ilmenau kurz erwähnt, „dieses lange Räthsel, worin nur Ungleichheiten äußerer Verhältnisse und daraus entspringende Forderungen spielen, heute auflösen. Nun treibt und stürmt es mich wieder in ein unbestimmtes, wüstes Leben, in einer inneren Verfassung, worüber es keine Worte giebt". Etwas ausführlicher werden die Vorgänge in einem spätern Bericht vom Juli erwähnt, wo er statt der Ungleichheit äußerer Verhältnisse betont, daß lauter moralische kleine Ecken und Unähnlichkeiten ihn in sein altes trotziges Fieber getrieben hätten. Er erdulde schwer ein gewisses Absprechen, Unnachgiebigkeit und eine partiale Liebe, die nicht zugleich die kosmopolitische sei. Die Mutter habe Alles dem Herder'schen Ausspruche überlassen. Dieser aber habe am dritten

Digitized by Google

Tage ihm nach seinem liebenden Zürnen eine harte Predigt vor Caroline, zwar mit Bescheidenheit, aber leider mit der Beredsamkeit seiner rührenden Stimme gehalten, wodurch Caroline in Krämpfe verfiel. „Sollte ein Mann dies dulden?“ fragt Jean Paul, „ich wurde auch wild, aber gewiß nicht zu sehr. Später nahm man zurück, lenkte ein. Mein erster Brief an Caroline nach diesen räuberischen Griffen in zwei entblößte Herzen stellte ihrem Entscheiden Alles anheim, zeigte ihr aber auch die Kraft meines Entsagens. Nach ihrer Antwort wurde ich zum entschiedenen Nein bestimmt. Herder schrieb mir auf diese Veranlassung nach Berlin für Karoline und für die Verbindung; allein der Schlag ist geschehen, das Schicksal hat mich in meinen tiefsten Herznerven gemißhandelt.“

Was diese „Mißhandlung der tiefsten Herznerven“ betrifft, so kann es nicht allzuviel mit derselben auf sich gehabt haben, wenn wir anders Herder trauen dürfen, dessen wichtiger Brief an Caroline von Feuchtersleben grade hier von entscheidendem Belang ist. Denn Herder ist einerseits durch die große lebenslängliche Intimität seines Verhältnisses zu Jean Paul, an dem er, gegenüber dem ihm in seinen späteren Jahren abgeneigten Weimarer Kreis, den treuesten Verehrer und Bewunderer gefunden hatte, davor bewahrt, leichtlich zu des Dichters Ungunsten abzuurtheilen, andererseits war er Augen-, Ohren- und Seelenzeuge des Bruchs. Seine Aussage ist gerade als die eines solchen von Werth, selbst wo er in der Beurtheilung von Richter's Charakter, wie er im Grunde beschaffen war, um einige Grade zu scharf urtheilt und dadurch irrt. Der Herder'sche Brief*) ist vom

*) Zuerst mitgetheilt in: Aus Herder's Nachlaß. Von H. Düntzer und G. von Herder. Frankfurt 1856.

Digitized by Google

4. Auguſt 1800 und lautet auszugsweiſe: „Erlauben Sie, daß ich, Ihres Schweigens ungeachtet, mich Ihnen nahe, Edle, Liebe! Die franzöſiſchen Worte auf dem Couvert des Briefes an Richter*) zeigten ſowohl den Inhalt des Briefes als die Faſſung Ihrer Seele. Und nun? trauern Sie noch? Sie thaten Alles, was Sie thun konnten, mehr, weit mehr, als ich erwartete. Sie thaten Alles und Sie trauern noch? Mich dünkt, wenn Sie die ganze Reihe der Scenen überdenken, wie ſich das Verhältniß entſpann, wie es fortgeführt ward, wie es auseinander ging, o ſo müßten Sie ſich freuen und Gott danken. Ich will nichts über oder gegen Richter ſagen: denn ich bin nicht ſein Richter. Ich war nicht bei dem Anfange des Bündniſſes, weiß auch davon ſo gut als nichts; daß ich ihn aber nach dem erſten Aufwallen ſo alltäglich ruhig, ſo der Sache vergeſſen ſah, indeſſen Sie litten und ſtritten, beunruhigte mich ſchon. Daß ihm jeder Gedanke an Etabliſſement und Realität zu denken, ſo läſtig, ſo widrig war, ſchien mir noch unwillkommener. Dies war auch die Urſache, warum ich, ehe ich Sie beide zuſammen ſah, nach der erſten Aeußerung kein Wort ſchreiben konnte. Endlich in Ilmenau — vom erſten Augenblick bis zum letzten, und nachher alles, alles, wovon ich kein Detail machen mag, und was Ihnen Ihre Seele ohne Zweifel in einem Bilde darſtellt, ſagt Ihnen dies alles nicht: Danke! Danke! Es muß und wird es Ihnen ſagen. Ueber nichts fälle ich ein Urtheil, da ich das Ganze und den Urſprung der Begebenheiten nicht weiß; das Aeußere aber, Richter's Leichtigkeit und Fröhlichkeit bei allem dieſem, als ob nichts geſchehen wäre, die kein Merkmal eines, wie

*) Dieſer Brief iſt leider nicht erhalten.

Digitized by Google

man sagt, bösen Herzens, sondern die Folge seines ganzen, eigenthümlichen, unableglichen Charakters, seiner gewohnten, ihm unentbehrlichen Denkweise, seiner dichterischen und undichterischen Existenz ist, bringen mir nochmals auch von ihrer Seite das Wort in die Feder, das ich Ihnen in der letzten Stunde zu Ilmenau auf ein Blättchen schreiben wollte: Froh und frei! froh und frei! Jetzt schreibe ich es und das dritte dazu: Danke!

„Was heißt Liebe? wenn wir nicht mit dem Namen spielen wollen. Es heißt, sich in der Situation, in der Existenz, im Gefühl, im Herzen eines Andern fühlen, sich darin nicht nur ohne Zwang, sondern mit Lust, in einer froheren, innigern Existenz gleichsam unwillkürlich fühlen, im Anderen leben. Ob dies Richter gethan, ob er gezeigt habe, daß er dies auch bei den kleinsten Aufopferungen, ja auch nur bei nöthigen Convenienzen und Arrangements, die ihn von seinem Pult, ihm ungelegen, hinwegrücken, fähig sei, mag Ihnen die laute Erfahrung und Ihr Herz sagen. Lassen Sie ihn sein Dichterleben fortleben, die Liebe schildern und in dieser süßlichen Imagination Freude finden: thätige Liebe, reelles Für-, Mit-, Ineinanderleben ist etwas anderes als Spiel der Imagination am Pult oder süßer Witz in Gesellschaft. Sei er (wie neulich Jemand sagte) „aller Frauen Mann, wozu ihn die Muse berufen habe", sei er es glücklich!

„Bedenken Sie überdies noch, daß die ersten und unentbehrlichsten Stützen des Lebens, auf denen der Ehestand beruht, immer noch so wenig als im Anfang gesichert waren... wie so manches, manches, manches andere könnte ich, wenigstens als Zweifel und Bedenklichkeit, anführen, das Ihre starke, ihrem Entschluß treue Seele überwand oder übersah — aber wozu dies alles? Sie thaten, was Sie konnten;

Digitized by Google

basta! froh und frei! Ihre Rechnung ist geschlossen; schließe er die seinige auch so großmüthig, so froh und freudig .... Glauben Sie mir, edle Geprüfte, als einem Propheten. Sie werden von dieser Prüfung, und für sie einen Lohn, einen Genuß haben, von dem Sie jetzt noch nicht ahnen. Es kann nicht sein als also. Ueber Ihre Heirath mit Richter verwunderte sich jeder, der Sie kannte, oder auch nur im Bilde sah; über den Rückgang verwundert sich niemand. Jeder, der Ihr Freund ist, sagt Amen, und gönnt Richter eine Gattin in seiner Weise." —

Dieser Brief ist wegen der schneidenden Verurtheilung von Jean Paul's bisherigem Liebesleben, das Herder nur als „Spiel der Imagination am Pult oder süßer Witz in Gesellschaft" erscheint, dann aber auch wegen der gesperrt gedruckten Stellen besonders merkwürdig. Denn aus den letzteren ergiebt sich zur Evidenz, wie gänzlich verblaßt in Bezug auf Caroline von Feuchtersleben das Grundgefühl der Liebe, das Gefallen, bei Jean Paul bereits war, wie dasselbe nur noch von Reminiscenzen zehrte, ohne in dem lebendigen Begegnen sich mit der Kraft seligen Befriedigtseins, dem dann der schneidende Schmerz bei auferlegter Trennung gegenübersteht, erfüllen zu können. Wodurch war aber Carolinens Reiz verblaßt, was hatte das erste hohe Gefallen, das Jean Paul's Seele bei dem Begegnen mit ihr erfüllte, mehr und mehr seiner Herrschergewalt entkleidet? Wir haben es bereits angedeutet und auch die eigenen Aeußerungen des Dichters — „die Ungleichheiten äußerer Verhältnisse, die moralischen Ecken", — lassen dasselbe Motiv durchfühlen, es sind Verwundungen der Selbstliebe, welche zunächst den Zauber brachen, der in dem reinen Wohlgefühl des Liebesentzückens liegt und daneben

Digitized by Google

wirkend, der verführerische Einfluß der feurigen Neigung Josephinens, welche dem Dichter entgegenschmachtete und ihm ihr Herz widmete, ohne in irgend einer Weise, weder durch die Art ihrer Persönlichkeit noch durch irgend einen Nebenumstand, seine Selbstliebe zu verletzen. Josephine von Sydow triumphirte, ohne es auf diesen Triumph, der das Unglück eines liebenden Herzens herbeiführte, mit Bewußtsein angelegt zu haben, ohne für den Ausgang recht eigentlich verantwortlich gemacht werden zu können. Sie giebt zwar in einem ihrer Briefe dem Freund die gefährliche Versicherung, daß die, welche sich ihm geschenkt habe, ihn niemals zärtlicher, niemals beständiger lieben werde wie sie, sie ruft an einer anderen Stelle aus: pourquoi ne naquîmes-nous pas ensemble et pourquoi nous sommes-nous recontrés si tard? und schickt ihm den ungeduldigen Liebesseufzer nach: que le jour me dure passé loin de toi, aber aus Ton und Inhalt ihrer offenen Briefe und Bekenntnisse leuchtet gleichwohl überall die ehrliche Absicht hervor, Jean Paul seiner Braut nicht abwendig machen zu wollen. Als er sie mit Natalie vergleicht und meint, er habe, ohne sie noch zu kennen, Züge ihres Wesens dieser seiner Schöpfung geliehen, protestirt sie mit einiger Energie gegen diesen gefährlichen Vergleich und ruft aus: Dieu me garde d'être en tout Natalie! J'espère que les jardins de Monbijou (Anspielung auf ihre bevorstehende Zusammenkunft in Berlin) ne seront pas aussi dangereux que ceux de fantaisie et que l'image de votre Caroline sera toujours entre nous. Daß sie sich über die Rolle, die ihr in der Wirklichkeit zufiel, täuschte, war zum größeren Theil Jean Paul's Schuld, der ihr schon in einem seiner ersten Briefe geschrieben hatte: „Theuere Josephine, was könnte ein so geistiges Verhältniß wie unseres von irgend

Digitized by Google

einem anderen leiden? Liebe ich Dich nicht wie einen Geist aus der vergangenen Welt oder aus der künftigen? Und keine Liebe ist so unsterblich als die, die eben so rein ist als Unsterbliche." Nur in diesem Sinn — diese ausdrückliche Einschaltung ist vielleicht nicht überflüssig — sollte daher auch die vorher von mir gebrauchte Bezeichnung: Armida auf Josephine von Sydow Anwendung finden. Vielleicht weniger als bei irgend einer seiner deutschen Freundinnen — paradox wie es klingen mag — trägt das Gefühl Josephinens für Jean Paul einen sexuell erregten Charakter. Die Rollen sind hier eigenthümlich vertauscht und der Rollenwechsel würde bei dem flammenden Temperament der heißblütigen Französin unerklärlich bedünken, wenn man nicht zu berücksichtigen hätte, daß diese Frau auf eine lange und durch viele Jahre hindurch höchst beglückte Liebesvergangenheit zurückblickte, die ihr Herz nur in dem einen Punkt tödtlich verwundet hatte, daß dem Liebesleben die Erschöpfung und der Abfall gefolgt war, daß dasselbe die Verklärung eines innigen geistigen Zusammenhanges nicht aus sich heraus zu entwickeln vermocht hatte. Eben nach dieser Seite hin suchte sie sich durch Jean Paul zu ergänzen, denn eben hier empfand sie die große, schmerzliche Oede ihres Lebens. Das Sinnliche gelangt nebenher zur Geltung, aber doch nur mit der Wärme eines Gefühls, dessen heißer Sehnsuchtsdrang seine Gluth im tiefen Strom der Liebe bereits gekühlt hatte. Josephine triumphirte — die Worte Jean Paul's nach ihrer Zusammenkunft in Berlin: „Welch' Weib! Südliche Naivität bis zum Komischen, südliches Feuer, Festigkeit, Weichheit und ein treues deutsches Auge! sie liebt' ich wie Gott es haben will" bezeugen es — aber sie triumphirte vor Allem, weil ihr Jean Paul gegenüberstand. Einst hatte dieser über

Digitized by Google

Caroline von Feuchtersleben in aufwallender Begeisterung an Jacobi geschrieben: „Wie will ich mit luftigen Worten ihre überströmende Liebe, die Kraft, Wünsche unterzuordnen und Leiden mit Lächeln zu bedecken, die äußere Heiterkeit dieses von jahrelangen Schmerzen erzogenen Herzens und die Gleichgültigkeit gegen Tand und ihre Frömmigkeit malen! Ich werde mich neben Caroline heiligen; ich finde, wie in Allem, womit ich zögerte, die Vorsicht in dem gewundenen, hart neben Abgründen vorbeistreichenden Gang zu ihr." Wir haben keinen Grund Jean Paul's Ehrlichkeit in diesen und ähnlichen Stellen zu bezweifeln, aber man heiligt sich leichter auf dem Papier als in der Wirklichkeit, und einem verwöhnten Sinn wird es leicht begegnen, daß er sich von der selbst auferlegten Anspannung, bei der es nicht ohne alle Schmerzempfindung abgeht, hinwegsehnt an eine Stelle, wo seine Schläfen mit dornenlosen Rosen umwunden werden.

Um Jean Paul's Charakter in seinem Liebesleben gerecht zu würdigen, muß man übrigens meines Erachtens davon abstehen, sein Verhältniß zu Caroline von Feuchtersleben gesondert zu behandeln und dasselbe unter einem ganz anderen Gesichtspunkt als seine übrigen Liebes- oder Freundschafts-Verhältnisse zu betrachten. Es scheint mir unthunlich, wie es z. B. von einem neueren Schriftsteller über unseren Dichter geschehen ist, Caroline von Feuchtersleben in einem gewissen Gegensatz zu Charlotte von Kalb zu stellen und zu urtheilen: an diese habe der Dichter mit Recht geschrieben: „Du glaubtest, Männerliebe könne Dein großes Herz füllen, aber Deine weite Seele füllt und sättigt nur der Unendliche, der hinter dem Tode glänzt und seine zweite Welt" — Caroline sei aber das völlige Gegentheil von diesem Charakter gewesen,

Digitized by Google

wie aus ihren Briefen deutlich hervorgehe. Dies führt zu einer irrigen und, gestützt auf eine tönende Phrase, zu einer ungerechten Beurtheilung Charlottens, deren Briefe nirgends das volle liebende Weib verleugnen und die im Vergleich zu Carolinen vielleicht eher mehr als weniger Hingebung und Weichheit für sich beanspruchen darf. Das Charakteristische an diesem vielfarbigen Liebesgemälde ist aber überhaupt das, daß die Farben immer wieder auseinanderfließen und nirgends die Stätigkeit und den Halt eines harmonischen Zusammenstimmens gewinnen wollen. Woran liegt denn das? An den Frauen doch wahrlich nicht, die Jean Paul umwarben, sicher wenigstens nicht an ihrem guten Willen. Aber etwa an ihrer körperlichen oder geistigen Ausstattung? Jean Paul selbst ist der beste Zeuge des Gegentheils. Er urtheilt im Enthusiasmus des ersten Gefühls nach beiden Richtungen hin stets das Höchste und mischt erst abfällige Kritik ein, wenn er, übersättigt oder dem Reiz der Neuheit eines frischen Verhältnisses unterliegend, den Abfall vollzieht.

Der Abfall lag demnach auf Jean Paul's Seite, er ist nicht in der Mangelhaftigkeit des realisirten Ideals, nicht darin zu setzen, daß jene reich beanlagten Frauennaturen immer noch einige Grade unter dem Bilde standen, das er sehnend zu umarmen strebte. Sondern wenn sich die Liebe ihm immer versagte, so erblicke ich die Grundursache davon vor Allem darin, daß die den Aufbau der Liebe überhaupt bedingende Idealbildung in Jean Paul's Seele gestört war, daß ihm die Stimmung, die Sammlung, ja man kann sagen, die Reinheit des Empfindens fehlte, ohne welche jenes tiefe Gefühl seine Blüthe nicht entfalten kann. Jean Paul büßte für die so schnell erlangte Berühmtheit durch eine Rückwirkung auf sein Inneres, der er sich nicht zu entziehen

Digitized by Google

vermochte. Ein gewisser Sybaritismus der Stimmung überkam ihn, der ihm die Kraft der Liebe entführte. An die Stelle eines tiefen Seelendurstes nach Liebe trat ein verwöhntes wählerisches Nippen. Sehr richtig warnte Charlotte von Kalb ihren Freund in einem Brief vom November 1796 nachdrücklich vor den großen und kleinen Höfen, d. h. vor dem großen Strom des Gesellschaftslebens überhaupt, der, gleichviel ob in officiell fürstlichen oder in ausgesucht vornehmen Cirkeln, überall ungefähr dieselben Klippen, Strudel und Untiefen aufweist. „Gehen Sie" — schreibt sie ihm — „ich bitte, an keinen Hof und dergl.; halten Sie sich hoch und vermeiden Sie alle diese Gelegenheiten, es kommt nichts Gutes dabei heraus. Man ist gedrückt dort, empfindet Leere und endlich Reue; sie achten nur den, der sie entbehrt .... Ich gehe nur um mit dem, was mir behagt, oder ich bin lieber ganz getrennt von dem menschlichen Umgang. Es kommt bei den Couren, Gefälligkeiten und Pflichtübungen nichts heraus, man wird getreten. Hier muß man sich sehr rein halten." Aber der im ersten Rausch der Auferstehung nach langem Schmachten in dunkler Verborgenheit begriffene Dichter hörte die erfahrene Warnerin nicht. Er ging an jeden großen und kleinen Hof, in jeden vornehmen Cirkel, der sich ihm huldigend öffnete, er ließ sich keine Cour und Pflichtübung verdrießen, um den Großen der Erde nahe zu treten und sich in fürstlicher Huld zu sonnen, er war bald, er, der Sohn der Hütte und der Armuth, in jedem Salon und auf jedem Parquet heimisch. Heimisch — das ist's, was vor allen Dingen die Entscheidung trägt. Man könnte sonst sagen, als Dichter durfte er eine so seltene Gelegenheit, Charaktere und Gesellschaftszustände zu studiren, nicht verschmähen. Wer die weite Erscheinungswelt abspiegeln

Digitized by Google

ſoll, muß mit ihr vertraut werden und darf ihr nicht den Rücken wenden. Aber Jean Paul's Stellung zur Geſellſchaft trägt nicht das Merkmal einer ſolchen objectiven künſtleriſchen oder wiſſenſchaftlichen Antheilnahme, die ſich dabei das Herz rein erhält. Er lebte und webte voll Entzücken in den neuen Verhältniſſen. Ihn begeiſterte und berauſchte zu Vieles, als daß er dem Taumel, der ſein Herz ergriff, hätte widerſtehen können. Charlotte von Kalb malt das Verführeriſche ſeiner Lage mit einigen feinen Pinſelſtrichen, wenn ſie in dem oben erwähnten Brief ihm zuruft: „Leben Sie wohl, mein junger, liebenswürdiger Philoſoph, zwiſchen Scylla und Charybdis, zwiſchen den Grazien und Sirenen, zwiſchen dem Weihrauch des Ruhms und dem Entzücken des Beifalls, bei dem Schlage der Nachtigallen im verborgenen Hain und bei dem Geſang der Muſen im fürſtlichen Zimmer!“ Dem zu widerſtehen und ſich ganz die unbeſtochene Freiheit der Seele zu erhalten, iſt nur wenigen gewappneten Herzen gegeben und der weiche Dichter des Hesperus beſaß dies gewappnete Herz nicht.

Jean Paul war mit großer Anſpruchsloſigkeit, mit einer wahren und ſeltenen Herzensunſchuld in dieſe glänzenden Kreiſe, die ihm das Höchſte zu bedeuten ſchienen, eingetreten. Er unterlag der doppelten Selbſttäuſchung, die ſo natürlich und für den Künſtler noch mehr wie für jeden andern Sterblichen verführeriſch iſt, daß er für erhaben und auserwählt hielt, was ſich in erhabener und auserwählter Stellung befand und für bedeutend anſah, was ihn für bedeutend erklärte. Bald freilich fühlte er eine gewiſſe Enttäuſchung. „Was Jean Paul gewann“, — ſchreibt er an ſeinen Freund Otto — „das verliert die Menſchheit in ſeinen Augen. Ach! meine Ideale von größeren Menſchen!“ Und an denſelben

Digitized by Google

Freund, gewiſſermaßen beſchämt über die Huldigungen, deren Gegenſtand er war, vielleicht auch beſchämt über die eigene Schwäche, dem Reiz derſelben gleichwohl nicht widerſtehen zu können:*) „Wahrlich! mein Otto! wenn dieſe Erde ſo lumpig und ſo unter allen meinen Erwartungen iſt, daß ich eine erfülle und etwas bin, ſo kann mich über den Verluſt der angeborenen, gehofften, erſchmachteten Ideale nichts tröſten als die Gewißheit, daß dieſe Leute mehr ſind als das, was ſie loben, weil ſie für Natur halten, — weil es ihre iſt — was nur, wenigſtens zur Hälfte, Mechanik und Fleiß geboren hat. Ach! man hat nur die Wahl der Scham entweder über die menſchliche Natur oder über die eigene.“ Dies iſt ein Ton von liebenswürdigſter Zartheit und Feinempfindung aus Jean Paul's vielbeſaitetem Innern, aber in dem Strudel, der ihn ergriffen, verhallte er. Bald findet er ſich mit dem „Verluſt der angeborenen, gehofften, erſchmachteten Ideale“ ſo gut, wie es gehen will, ab und was übrig bleibt, iſt der lichte Freudenhimmel, in welchen er ſich durch den beſtändigen Andrang intereſſanter und ſtets ſchmeichelhafteſter Lebensbeziehungen verſetzt findet. Der innige Gemüthsmenſch excellirt nun in weltmänniſchen Feinheiten, der Idealiſt in der Liebe erobert ſich ein Stück Don Juans-Bewußtſein. Nun beginnt der Dichter ſeine Gefühle mehr oder minder zu verzetteln, d. h. ſie in immer neuen Regenbogenfarben des Ausdrucks über Gerechte und Ungerechte, über Perſonen, die ihm theuer und andere, die ihm nur werthvoll ſind, auszuſpannen und leuchten zu laſſen. Was früher innerſter Erguß eines keuſchen Empfindens war, wird nun nicht ſelten

*) Dieſe Stelle bezieht ſich zunächſt auf Wieland, ohne daß dies aber eine allgemeine Bedeutung ausſchließt.

Digitized by Google

zur formgewandten Sentenz, zur Phraſe, deren Gepräge allerdings immer glänzender, deren Gefühsgehalt aber immer geringer wird. In das Heiligthum des innerſten Gefühlslebens, deren ſchützende Genien Wahrheit und Tiefe der Empfindung ſind, dringt der feine Spaltenzug der Entweihung. Jene ſchöne Fähigkeit des Aufſchwungs zu einem verklärten Empfinden, die dem jugendlichen Jean Paul in ſo ſeltenem Maße eigen war, büßte ihr Beſtes, die fleckenloſe Reinheit der Unſchuld und die Unmittelbarkeit, in dem Augenblick ein, wo er, vom Reiz der irdiſchen Vergötterung und dem Eitelkeitsdienſt der Huldigungen beſtrickt, die Empfindung erkünſtelte, auch wo ſie ihm nicht mehr quoll. Nicht dem unverfälſchten Bedürfniß ſeines Innerſten entnimmt er nun den Ausdruck, auch da, wo derſelbe die zärtlichſten und himmelanſchwärmendſten Töne anſchlägt, ſondern häufig iſt derſelbe offenbar nur der Situation und dem auf irgend eine Perſon zu erzielenden Eindruck angepaßt. Jeden geſellſchaftlichen Cirkel von Bewunderern rückt er ſich nun in eine möglichſt vortheilhafte Beleuchtung zurecht. Was Goethe und Schiller angeht, die ihm einigermaßen kühl gegenüberſtanden, ſo bekennt er ſich zu Mitleid „mit ihren eingeäſcherten Herzen“*), aber als Charlotte von Kalb ihm meldet, daß Frau von Berlepſch einige ſeiner Briefe in einer Geſellſchaft vorgeleſen habe und daß dieſe nun häufig bei den Theegeſellſchaften recitirt würden, tritt er empfindlich für die Ehre der Theegeſellſchaften ein und meint: die Berlepſch habe ſeine Briefe wahrſcheinlich nur ſtellenweiſe und nur guten Menſchen vorgeleſen, wie auch er (J. P.) den Vorhang vor ihrem (Ch. v. Ks'.) Bild nur vor heiligen Augen weggezogen habe. Dieſe letzte

*) Brief an Charl. von Kalb vom 8. November 1796.

Digitized by Google

Bemerkung sollte Ch. v. Kalb beruhigen, die mit Recht einen Widerwillen dagegen empfand, zum Gegenstand von Salongeschwätz gemacht zu werden, aber mit den „heiligen Augen", die Jean Paul anruft, constrastirt es sonderbar, wenn er unmittelbar darauf bemerkt: er habe sich allerdings zuweilen das Schweigen nicht gebieten können, wenn sie mißverstanden worden sei; die meisten Menschen steckten zu tief in ihrem sumpfigen Ich, als daß sie aus diesem heraus von irgend einem fremden einen reinen Abriß erblicken könnten. — Sumpfige Menschen mit heiligen Augen — ohne es zu wollen, schreibt Jean Paul ein Pasquill auf einen großen Theil dessen, was sich von jeher die gute Gesellschaft genannt hat.

Fassen wir alle die hier erwähnten Beziehungen in ein ethisches Gesammtergebniß zusammen, so läßt sich dasselbe kaum anders ausdrücken als: auf Jean Paul's moralischen Menschen übten die Jahre 1796—1800, die ihn auf den rauschenden Markt des Lebens hinausführten und geistig unendlich bereicherten, einen gewissen Druck aus, der ihn erniedrigte, indem er ihn dem Schleppenträgerdienst der Eitelkeit überantwortete. Und hierin liegt denn, seinem allgemeinsten Begriff nach, auch das Verhältniß dieser Jahre zu des Dichters Liebesleben, d. h. zu dem negativen Ergebniß desselben ausgesprochen. Denn wohl macht die Liebe keinen Unterschied zwischen Palast und Hütte, sie wandelt, ohne auszugleiten, auf blankem Parquet und ohne die Rauhigkeit des Bodens zu achten, über Gestrüpp und über Gestein, sie ist zu Haus auf luftigem Söller wie im niederen engen Gemach, aber Eins braucht sie — denn sie ist ein hohes Gefühl — einen hohen Thorweg, um ihren Einzug zu halten und sie passirt nicht, wo es im Menschen niedrig

Digitized by Google

hergeht. Gegen diese Auffassung des Jean Paul'schen Liebeslebens spricht auch nicht, daß der Dichter selbst seiner Sehnsucht nach einem ihn ganz ausfüllenden Gefühl gelegentlich lebhaften Ausdruck verleiht, wie dies am auffallendsten in einer Stelle seines Tagebuchs geschieht, die folgende Apostrophe an die zukünftige Geliebte enthält: „Unbekannte, Ungesehene, hier unter Tönen, neben den auf die Berge steigenden Schatten, in der Stille meines leeren Zimmers tritt Dein Bild, ach! der Wunsch Deines Bildes vor meine Seele. Ach, wie werd' ich Dir einmal dieses geschwollene Herz, das jetzt sanfte Thränen drücken, öffnen! Wie werd' ich endlich einmal für alle meine innersten Worte, alle meine wärmsten Thränen, das Wesen finden? O wie will ich Dir, Dir Alles sagen! Die Töne werden mein Innerstes zerschneiden, die Thränen werden mich erschöpfen, ich werde in Dein nasses Auge sehen und an Dich fallen und Dich wieder umarmen. Ach, nur einmal, nur einmal, Du Allliebender, schenke meinem lechzenden Herzen jene feurige Minute, die wie ein ewig glänzender Polarstern hoch über mir stand und die ich nie erreichte." Diese Worte schrieb Jean Paul in seine Brieftasche, als er 1798 in Gesellschaft von Frau von Berlepsch zum erstenmal Dresden besuchte. Sie beweisen gewiß das Vorhandensein eines unter allen Zerstreuungen sich forterhaltenden innigen Sehnsuchtsdranges und die Fähigkeit, sich in der geträumten Befriedigung dieses Dranges zeitweise zu berauschen, aber sie widerlegen nicht, daß, abgesehen von diesen Anwandlungen, der Dichter Einflüssen unterlag, die er nicht abzuschütteln vermochte und die sein inneres Empfinden zu kleinlich, zerfahren, überreizt, verwöhnt und genußsüchtig gestalteten, um dem stillen Wirken eines keuschen und ge-

Digitized by Google

sammelten Gefühls in sich den Tempel errichten zu können. „Der ewig glänzende Polarstern", den er nie erreichte, war nicht die Geliebte, sondern die Liebe, d. h. in Jean Paul's Fall eben die eigene Liebefähigkeit.

Nicht Wärme, Keuschheit ist es vor allen Dingen, welche diesem Empfindungsleben auf Jean Paul'scher Seite fehlt. Das heißt: Keuschheit, nicht in den mißbeschaffenen Sinn einer in enger Schnürbrust erstickenden Sinnlichkeit, sondern in dem Sinn einer tiefinnersten Gefühlsheiligung, die alle spielerische Tändelei eines coquettirenden Schönthuns, alles schielende Phrasenwesen unleidlich und ungenießbar macht, wo es sich um den wahren Liebesernst handelt. Es berührt doch eigen, daß in diesen Jean Paul'schen Verhältnissen, die zwar alle Liebe sein wollen, aber doch immer Liebe in dem hochheiligen Sinn etwa der unbefleckten Empfängniß, erotische Garnituren ziemlich ausgiebig vertreten gewesen zu sein scheinen und daß Jean Paul selbst mit einer gewissen Don Juans-Betonung sich gelegentlich derselben berühmt. Daß er Zurückhaltung bis zu einem gewissen Grade von Erregung zu überschreiten liebte, geht aus mancherlei Stellen hervor und machte seinen Eindruck den meisten Frauen gegenüber nur um so gefährlicher. Wo es dann nöthig erschien, wußte er auch wieder an sich zu halten, um einen gewissen mittleren Grad der Steigerung nicht zu überschreiten. So behandelte er E. von Berlepsch (deren zugreifendes Temperament ihm einiges Bedenken eingeflößt zu haben scheint) in Franzensbad nach seiner eigenen Angabe mit einer ihm ungewöhnlichen Zurückhaltung, nahm nur selten ihre Hand u. s. w., was freilich nicht hinderte, daß sie ihm von selbst um den Hals fiel. Als Graf Moltke nebst Frau mit Baggesen und dessen Schwä-

Digitized by Google

gerin den Dichter 1798 in Leipzig besuchten, rührte derselbe durch sein Klavierspiel die Frauen zu Thränen, am letzten Abend las er aus dem „Titan“ vor und die „liebe, weiche Gräfin“ war ihm recht gut „mit Hand und Auge“. Dann heißt es weiter: „Da ich am Morgen des Abschiedes recht warm und beredt von den weiblichen Seelen schied und ihre Hände auf mein Herz legte und nicht fortkonnte, so ging ich endlich und die Gräfin begleitete mich und sah mir mit dem wärmsten Auge ins Gesicht und ich wagte — wider meine Gewohnheit nichts — aber bei dem letzten Wort fiel mir die liebende Seele umarmend ans Herz.“ Von seinem Verhältniß zu der Gräfin Schlaberndorf, einer anderen von Jean Paul's „Freundinnen“, die ihn ebenfalls heirathen wollte und bei der Nachricht von seiner Verlobung „krank“ wurde, berichtet der Dichter zunächst, daß sie bei dem Händeanfassen mit eingemischten leichtem Drücken angelangt seien, daß er sich aber als Hase verhalte, den der Jäger in immer näheren Kreisen umschleiche. Weitere Fortschritte werden alsdann in Gotha gemacht. Sie kamen Abends daselbst an „mit holder, leichter Liebe. Beim dämmernden Monde saßen sie bei einander, in dem einen Arm der Gräfin ihre kleine Tochter, im andern der Dichter, ohne sich um die ab- und zuschreitende Dienerschaft zu kümmern.“ — Dies Bekränzen des „himmlischen Bräutigams“, als welcher Jean Paul doch immer bei der eigenthümlich religiösen Verklärung, die ihn umgab, erblickt wurde, mit sehr irdisch duftenden Rosen, dies sich Berauschen aus einem Kelch, der eigentlich nur Wein zur Abendmahlsfeier enthalten sollte, dies verstohlene Umhertasten an den Grenzen der Sinnlichkeit hat unstreitig etwas für ein gesundes Gefühl Verletzendes. Es kommt hinzu, daß sich

Digitized by Google

hier noch ein anderes abstoßendes Moment einschleicht, nämlich die anscheinende Absichtlichkeit in diesem ganzen Verhalten. Ein Gran von Berechnung — wenn auch vielleicht nicht mehr — scheint nicht ausgeschlossen, während gerade das Sinnenthum in der Liebe völlig dem aller Speculation enthobenen Naturdrang angehören sollte und auch im Ueberwallen nur darin seine Entsühnung findet.

Das Verhältniß zu der Gräfin Schlaberndorf spielt in der vorher angedeuteten erotisch tändelnden Weise während des Bestehens und während des Bruchs von Jean Paul's Verhältniß zu Caroline von Feuchtersleben. Während diese schwer mit dem Geschick rang, tröstete er auf solche und ähnliche Weise seine „mißhandelten Herznerven". Dabei schreibt er aber zwischendurch an die verlassene Braut die weichsten Ergüsse, wie z. B. am 23. Juli 1800 aus Berlin: „Deine Wachsbüste soll wie ein Heiligenbild meines Lebens mich durch dasselbe begleiten und wenn ich weinen will, will ich sie ansehen. Eine liebende Entfernung ist dem Herzen lieber als eine kalte Nähe. Wenn das Schicksal mein armes Herz mit einem ewigen Felsen zerschmettern und es in langsamen Qualen todtquetschen will: so läßt es Dich sterben. O lebe für mich! Soll ich ohne Dich mit ewigen Thränen durch das lange Leben gehen? Lieb' ich Dich denn nicht?"*) Hier sieht man, wie die Gewohnheits-Phrase die Gefühlswahrheit in gefährlicher Weise überwuchert und aussaugt. Und dieselbe Ueberwucherung tritt

*) Diesen zärtlichen Worten an C. von F. stehen dann wieder die folgenden schnöden über sie gegenüber, die er 1802 nach einer Begegnung in Hildburghausen an Herder's Gattin schrieb: „Ich sah die blühende Feuchtersleben, sprach sehr mit ihr und sagte still: Gott sei Dank!"

Digitized by Google

Einem auch an anderen Stellen entgegen. Von Berlin, wo er beſtändig von einem Diner und Souper zum anderen umhergetrieben wird, wo er in einen kaum unterbrochenen Tumult von Feſtivitäten lebt, ſchreibt er (10. Juni 1800) an J. von Sydow: „Wie erquickt es das Herz zu ſehen, daß derſelbe Seufzer nach dem Ueberirdiſchen, der meines hebt, in tauſend Herzen aufſteigt und daß wir alle einen gemeinſchaftlichen Himmel in uns tragen!“ An ſich iſt das gewiß ebenſo ſchön empfunden wie ausgedrückt, nur darf man dabei nicht an die Luſtbarkeiten aller Art, in denen Jean Paul gerade damals umherturnierte, an den ganzen Paradedienſt der Eitelkeit, an die erotiſchen Verhältniſſe à la Schlaberndorf, die den Dichter ebenſoſehr und vielleicht noch mehr erquickten, denken, wenn man nicht eine Anwandlung von Widerwillen empfinden will.

Noch in einer anderen Beziehung tritt, wie mich dünkt, das Wurmſtichige des Jean Paul'ſchen Liebesempfindens zu Tage, nämlich in einem eigenthümlichen Mangel an Pietät und Zartgefühl in Bezug auf die Frauen, mit denen er geſchwärmt, Anderen gegenüber. Ich betone das Letztere, denn den Frauen ſelbſt gegenüber fällt der Dichter nie aus der Tonweiſe des zärtlichſten Gefühls ſelbſt nach erfolgtem Bruch, und es iſt dies ſehr wohl in Anſchlag zu bringen, weil es die eigenthümliche Thatſache, daß ſelbſt das verſchmähte Herz feſt an ihm hält, einigermaßen mit erklären hilft. Aber für die Zuverläſſigkeit und Aufrichtigkeit des zärtlichen Gefühls, zu dem Jean Paul ſich von Angeſicht zu Angeſicht bekennt, liegt doch die eigentliche Probe in den Aeußerungen, die er zu dritten Perſonen thut, und in dieſer Probe erweiſt ſich daſſelbe nicht immer ſtichhaltig. Es verräth wenig Pietät für das eigene Empfinden und für die, welche ſich ſo zärt-

Digitized by Google

lich und huldigend vor ihm gebeugt, daß er sie (an Gleim) in Bausch und Bogen als „Pracht- und Fackeldisteln“ bezeichnet, deren Dornen er nun kenne, daß er vor ihnen als vor „poetischen Tugendvirtuosinnen“ warnt, die einen tugendhaften Egoismus und einen Stolz besäßen, gegen den sich alle seine Fibern giftig rüsteten und wehrten, was sich besonders auf C. von Feuchtersleben zu beziehen scheint. Und doch war diese, schwerverletzt, wie sie sich fühlen durfte, trotz ihres Stolzes zu einer Zeit, wo sie den Dichter in Josephinens Armen erblickte und ihn entschlossen wähnte, sich mit ihr auf immer zu verbinden, im Stande, ihm den nachfolgenden Brief zu schreiben, der die poetische Tugendvirtuosin mit einem Herzen voll selbstvergessener Liebe zeigt:

„Seidingstadt, 14. Sept. 1800.

— — Du siehst sie wieder, lange, länger als Du die verlassene Caroline je gesehen und wenn Ihr glücklich, selig Euch fühlt, wenn Josephinens Wunsch und Sehnen gestillt ist durch Dein freies Herz, so zeig' ihr meine Seele und meine Theilnahme und die sonst von ihr beneidete Caroline in ihrer jetzigen Armuth! — und wenn sie nicht triumphirt, dann ist sie edel und Deiner werth .... O Guter! Noch bist Du glücklich — bleib' es lange! Aber wenn Du es einst nicht mehr wärest, wenn die Menschen mit ihrer Liebe Dich verlassen könnten, dann nenne meinen Namen, rufe meine Seele und sie ist Dein! Jetzt bedarfst Du meiner nicht, weil Du Alles hast; aber wenn Du einst einsam bist, so will ich um Dich sein; wenn der Schnee des Alters Dein Leben erkältet und Einsamkeit Deine Tage verödet: so soll die Sonne der Liebe Dein Herz umwärmen und Deine Stunden umblühen; die Liebe, die Du jetzt entfernst, wird Dich dann segnen.“

Digitized by Google

Es bezeugt wenig Theilnahme, daß Jean Paul den Plan der Frau von Kalb, eine Erziehungsanstalt zu errichten, den sie nach erlittenen starken Vermögensverlusten gefaßt hatte, in einem Brief an Herder's Gattin (aus Weimar, August 1800) mit folgenden gleichgültigen Worten abthut: „Das Project der guten Kalb ist so unbestimmt und der französische Aufsatz so voller Sprachfehler, daß sie wahrscheinlich keinen Genuß davon haben wird als den der Hoffnung. Geben Sie sich keine lange Mühe mit dem Abrathen des Erziehens — die Zöglinge werden fehlen." Und beinah' grausam klingt eine Bemerkung des einstigen Anbeters ebenfalls an Herder's Gattin (Meiningen, März 1802): Frau von Kalb war hier; ganz dieselbe in Kraft, Geist und — Traum; die Arme schwimmt in ihrer Fluth und hält sich an jeden Zweig, der — neben ihr schwimmt."

Hier, wo Jean Paul gewissermaßen bedauernd auf den Träumer herabsieht, der mit dem Traum nicht blos spielt, und nebenbei die Augen weit offen hat, wird man an Knebel's Ausspruch über ihn erinnert: Es ist ein hold betrügbarer Mensch, der doch mit allen Augen sieht." Für C. von Kalb aber hatte das, was der Dichter ihren Traum nennt, ungefähr die Bedeutung des Rückert'schen:

Du Duft, der meine Seele speiset,
Verlaß mich nicht,
Traum, der mit mir durch's Leben reiset,
Verlaß mich nicht!

Wer endlich, der je mit innerstem Empfinden sein Herz hingegeben, wird selbst, wenn ihm die Liebe später entschwand und er eine andere Wahl trifft, dieser in sein Herz auf Goldgrund eingeschriebenen Vergangenheit mit einer so geringschätzigen Wendung zu gedenken im Stande sein, wie Jean

Digitized by Google

Paul, wenn er an Herder's Gattin aus Meiningen 2. November 1801 schreibt: „Ich schreibe und lese hier viel und bin doch gesünder, weil mich keine Berliner-, Berlepschs-, Kalbs-Vormitternächte aufzehren.“

Soweit etwa reichen die Belastungsmomente. Ich habe dieselben voll zu Worte kommen lassen, weil die gewöhnliche, durch den Glanz des dichterischen Genius geblendete Auffassung von Jean Paul's Liebesleben nur durch ein Eingehen in die einzelnsten Einzelheiten zu widerlegen und eine entgegengesetzte zu begründen ist. Es handelt sich um die nüchterne Erkenntniß, die zugleich eine, wie mir scheint, bisher nicht in vollem Maß geübte Gerechtigkeit gegen die vorzüglichsten, mit Jean Paul in Berührung getretenen Frauencharaktere einschließt, daß trotz des Reichthums an Phantasie, trotz der warmen und weichen Empfindung, die dem Dichter in so seltenem Maße eigen war, die Liebe in seinem Leben zu keinem vollen Wuchs und zu keiner Entfaltung ihres eigenthümlichen Wesens gelangte, weil der gemeinste aber auch gefährlichste Feind derselben, die Eitelkeit, sie mit Schmarotzerarmen umklammert hielt und ihr die besten Säfte entzog. Aber wenn wir an diesem Ergebniß einer unparteiisch geübten Kritik festhalten, wenn wir eine wohlwollende Abschwächung derselben gewissenhaft abwehren, so glauben wir doch auf der andern Seite eine Gerechtigkeit gegen Jean Paul's Charakter im Großen und Ganzen nicht üben zu können, wenn wir die eigenthümlichen Umstände seines Lebens nicht als eben so viele Entlastungsmomente voll im Auge behalten. Wohl keiner unserer modernen Dichter, Dickens etwa ausgenommen, ist so, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, im Handumdrehen, so von einem Tag zum andern zum berühmten Mann geworden, so urplötzlich aus dem

Digitized by Google

kalten Nebel niedriger Verborgenheit zur vollen Sonnenglorie eines ruhmvoll leuchtenden Tagesgestirns emporgestiegen wie der Dichter des Hesperus.*) Welchem Autor außer Jean Paul ist es zum zweiten Mal begegnet, daß ihm, dem bisher noch so gut wie unbekannten, erfolglosen Schriftsteller, auf anonyme Uebersendung eines Manuscripts eine Antwort zu Theil wurde, wie er sie von dem Hofrath Moritz in Berlin nach Uebersendung des Manuscripts der „Mumien" („oder unsichtbaren Loge") erhielt, eine Antwort, die folgende Sturmesworte enthielt:

Berlin, 19. Juni 1792.

Und wenn sie am Ende der Erde wären und müßt' ich hundert Stürme aushalten, um zu Ihnen zu kommen, so flieg' ich in Ihre Arme! Wo wohnen Sie? Wie heißen Sie? Wer sind Sie? Ihr Werk ist ein Juwel; es haftet mir, bis sein Urheber sich mir näher offenbart.

Der Ihrige Moritz.

Und noch dazu mußte dieser enthusiastische Verehrer der Schwager eines Verlegers (Buchhändler Mazdorf) sein, der sich sofort bereit erklärte, des Dichters Schriften zu übernehmen, und schon der nächste Brief von Moritz sprach die Bitte aus, als kleines Zeichen der Achtung dem Verfasser der „unsichtbaren Loge" hundert Dukaten übersenden zu dürfen. Hundert Dukaten! — es war die erste Verheißung einer Schicksalswendung in des Dichters erdrückend armseligen Verhältnissen. Dieselbe vollzog sich alsdann mit dem Erscheinen des Hesperus, der schon 1794 der „unsichtbaren Loge" folgte. Als er zwei Jahre später Weimar besuchte,

*) Nach Wieland's Urtheil war nach dem Erscheinen des Hesperus kein Schriftsteller in Deutschland so gelesen wie Jean Paul.

Digitized by Google

ſtand der Triumphwagen, der alsdann während Jean Paul's Leben nie wieder ausgeſchirrt wurde, für den bis dahin beſcheidenen Dichter ſchon bereit. Von faſt allen Seiten bewunderndes Hinzudrängen, um den wunderbaren Menſchen zu ſehen, huldigende Aufmerkſamkeiten bis zur höchſten Stelle hinauf, ſchmeichelhafteſte Beweiſe der Liebe und Freundſchaft! Die aus Staunen, Ehrfurcht und Schwärmerei ſonderbar gemiſchte Stimmung, welche man von da ab Jean Paul in allen Salons und Cirkeln der gebildeten Welt entgegenbrachte, findet ſich beſonders ſtark und prägnant in dem folgenden Tagebuchblatt einer, den damaligen Berliner höheren Geſellſchaftskreiſen angehörigen Dame ausgeſprochen:

Berlin, im Januar 1800.

Zu den wundervollen Erſcheinungen alter und neuer Zeit und womit beſonders der Glanz unſers Jahrhunderts noch einen ausgezeichneten Strahlennachſchuß bekam, gehört Jean Paul. Hier unter uns kennt ihn faſt Niemand, und diejenigen, welche ſich rühmen können, ihn geſehen und geſprochen zu haben, werden ſelbſt als Erſcheinungen einer andern Welt betrachtet, als Propheten, die da kommen und von einem Wunder zeugen, welches den Sinnen unbegreiflich iſt. Seine Entſtehung in der Schriftſteller-Menge kam ſo ſchnell und unberechnet, wie noch niemals ein außerordentlicher Mann erſchienen iſt. Aller Reichthum der Sprachen ſchien erſchöpft durch die erſten Denker der Nation; nichts Mögliches an Kraft ſchien mehr für Worte und Darſtellung der Gedanken übrig zu ſein, — als in einer neuen, nur ihm eignen Sprache Jean Paul auftritt und geharniſcht dem deutſchen Genius ſelbſt die Spitze bietet. Niemand hat ihn vorher gewittert, Niemand von einem ſo ſeltenen Manne Spuren gehabt, wie ein Wetterſtrahl brach ſeine Ankunft

Digitized by Google

herein; aber wohlthuend, wie das Gestirn des Tages ist sein Verweilen. Er soll nicht über vierzig Jahre alt sein, einen kahlen Scheitel haben; er sei mehrentheils still, sagt man, wenn er aber einmal redet, so möchte man nie wieder von ihm gehen. Seine Schriften, die selbst von den geübtesten Lesern sich schwer lesen lassen, haben einen so eignen Gang und Ton, daß, wenn man von ihnen auf den Verfasser schließen soll, er der sonderbarste und einzigste Mann sein muß, den jemals die Sonne beschienen. Die Natur scheint sein Haus zu sein, die Weisen seine Spielwerke, die Menschen seine Maschinen. Keine Kraft, kein Erschaffenes in der offenbarten Welt ist ihm unbekannt, mit unsäglichem Forschen hat er Alles in sein Gedächtniß gezogen, was nur einen Namen hat. Wie die Sonne durchleuchtet er das Verborgene der Naturkräfte und die Labyrinthe des Herzens. Ueber ihn ein bestimmtes Urtheil fällen, ist so unmöglich, als ein Bild von der Sonne entwerfen und niemals noch — wenigstens außer dem Homer — gab es einen Schriftsteller, bei welchem wie bei Jean Paul, die Kritik nicht weiß, wo sie ihn ungestraft angreifen soll. Gleichwohl erregen seine Schriften oft unsern Unwillen: wir schelten seine Launen, mit denen er uns so oft im ruhigen Genuß des Anschauens seiner göttlichen Bilder stört; wir murren über die Arbeit, welche er uns im Gehen über seine Bruch- und Felsenstücke auflegt; wir stehen oft muthlos still, wenn er uns über Wege führen will, die steil, dunkel und verworren scheinen. Läßt man sich aber nur geduldig von ihm führen bis hinauf an das Ziel, das er gesteckt, — welch' eine überschwänglich herrliche Aussicht gewährt er uns dann! und wie giebt er uns den Vorschmack von dem, was noch kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat!"

Digitized by Google

Nachdem Jean Paul Berlin besucht, wird an derselben Stelle alsdann folgendes weiteres Zeugniß über ihn abgelegt: „Berlin hat den Jean Paul Friedrich Richter gesehen, seinen Besuch zweimal gehabt, und ihn nicht unter meiner Beschreibung gefunden. Aber wer kennt ihn ganz? Jean Paul ist gleich dem Gottes-Garten der Natur groß, wild und schön. Sein Geist steigt höher, und umfaßt das Universum kindlicher, als des großen Friedrichs Geist. Beide aber stehen auf einer Stufe, beide sind realisirte, in Menschheit eingekleidete Göttlichkeit, beide eine Darstellung des unsichtbaren Weltgeistes. Friedrich stieg durch die großen Hülfsmittel seiner Stellung, Jean Paul ist der Lichtstrom aus sich selbst, und herrscht durch sich allein, still wie die Natur und mit geheimen Kräften, bis sie sich in den Werken offenbaren."

Man muß sich alles dies lebhaft vergegenwärtigen und dazu in Erwägung ziehen, daß Jean Paul seinem ganzen Naturell nach, d. h. weniger durch Eitelkeit und Ruhmbegier verführt, die nie eine ausschließliche Herrschaft in seinem Innern gewannen, als in Folge seiner überquellenden Phantasie und seiner großen Lust am Leben und am lebendigen Verkehr solchem reich bewegten Lebensinhalt schon von frühester Jugend auf entgegengeschmachtet hatte*), um die

*) Sehr charakteristisch und interessant in dieser Beziehung erscheint die folgende „Mittheilung einer Jugendfreundin Jean Paul's vom Jahre 1789": „Oft, wenn wir uns in der Dämmerstunde um ihn versammelt und er sich und uns mit seinen Fantasien auf dem Klavier in solche wehmüthige Stimmung gebracht, daß uns die Thränen über das Gesicht liefen und er vor Rührung nicht weiter spielen konnte, brach er schnell ab, setzte sich zu uns und sprach von seiner Zukunft, seinen Reisen, seiner Frau, die er irgendwo finden würde und die lange schon auf ihn passe, von seinen Kindern (meist waren es drei) und seinem ganzen häuslichen Glück; dann prophezeiete er auch wohl, aber immer mit der Miene, mit der er Späße sagte, was er noch für ein großer Mann werden und wie

Digitized by Google

volle Rückwirkung der Verwirklichung dieſer Jugendträume auf ſein Inneres zu verſtehen. Es wird alsdann begreiflich, daß der Dichter die Rolle des Triumphators, die ihm ſo urplötzlich und ſo majeſtätiſch zugefallen war, zu ſchön, zu verführeriſch fand, um ſie je wieder mit einer anderen vertauſchen zu mögen, es wird begreiflich, daß die Siegesfanfaren, die ihn umrauſchten und denen er nur zu wohlgefällig Ohr und Seele hingab, den leiſeren Nachtigallenton der Liebe verſchlangen und es wird begreiflich, was ſonſt ſo widerſpruchsvoll erſcheint, daß dieſer Mann mit dem warmen und weichen Herzen, mit dem unendlichen Bedürfniß der Hingabe trotzdem zu keinem eigentlichen Liebesleben gelangte.

Noch ein anderer anſcheinender Widerſpruch, den ich ſchon früher berührt, iſt im Zuſammenhang mit dem eigenthümlichen Geſchick, daß Jean Paul als Schriftſteller zufiel, auch hier noch zu erläutern. Läßt ſich die Phraſe ganz aus des Dichters Charakterbild herausſtreichen? Der Frage kommt eine beinahe entſcheidende Bedeutung für ſeinen menſchlichen Werth zu. Jean Paul iſt ein ſo überwiegend ethiſcher Dichter, daß ihm ohne Weiteres die Rolle eines Predigers zufällt, eben als ſolcher, als Prediger von der erhabenſten Geiſtesfülle, ergreift und bezwingt er am ſicherſten die Herzen — was giebt es aber Widerwärtigeres als einen phraſirenden Prediger? Den enthuſiaſtiſchen Verehrern Jean Paul's gilt daher auch jeder Zweifel nach dieſer Richtung

alle Welt von allen Orten zu ihm kommen und nach ihm fragen würde, wenn er nur erſt aus dem Höfer Druck in einen andern mehr hineingekommen, und es würde von ihm im ganzen Lande die Rede ſein und die Höfer würden — dies waren ſeine Worte — noch große Augen machen über ihre jetzigen kleinen und Fürſtinnen und Prinzeſſinnen würden uns noch einmal um das Glück ſeiner Geſellſchaft beneiden, — was uns Alles freilich ſehr unglaublich vorkam."

Digitized by Google

hin als Ketzerei. Jeder seiner Aussprüche soll unmittelbarer, unverstellter Ausdruck des tiefsten Empfindens sein und doch läßt sich der phrasenhafte Klang in so mancher Sentenz, in so mancher Wendung kaum verkennen. Nach meiner Ueberzeugung, die ich schon oben entwickelt, läßt sich die Phrase aus des Dichters Charakterbild nicht ganz herausstreichen, selbst da, wo es sich manchmal um den Ausdruck schwungvollsten Empfindens, selbst da, wo es sich um sehr intime Lebensbeziehungen handelt. Aber ein Umstand bleibt doch dabei sehr zu berücksichtigen; die Phrase kam Jean Paul gewissermaßen unvermeidlich, zwangweise zu, sie quoll nicht sowohl aus seinem ursprünglichen Innersten, das wir vielmehr als viel zu tiefgrundig und warmfühlend, mit einem Wort als viel zu gut für die Phrase anzuerkennen haben, als sie ihm vielmehr durch die Situation aufgenöthigt wurde. Diese Situation, in die er unfreiwillig hineingerieth, war aber eben der unvergleichliche Erfolg seines Hesperus. Jean Paul hat kein zweites, so sehnsüchtiges Buch geschrieben wie dieses. Die Fülle seiner Liebe, die Kraft seiner Jugend, der Drang seines Herzens, dem die äußeren Verhältnisse die Gewähr versagten — Alles vereinigte sich, um diese Seite seines Innern auf's stärkste erzittern zu lassen und Gluth der Empfindung, wehmütige Entsagung, Schmerz der Liebe und Aufschwung zum Jenseits in einen Accord zu vereinigen. Seine „hohen" Menschen sind alle auf diesen Accord gestimmt, den er so volltönend und rein angab, daß er ihnen wie im Sturm das Bürgerrecht erwarb. Aber eben dadurch hatte er auch sein eigenes Bild in eine ganz bestimmte Beleuchtung gerückt, ihm einen ganz bestimmten bleibenden Gesichtsausdruck verliehen, den er nun nicht mehr verleugnen konnte, ohne sein Werk und den daran geknüpften persönlichen

Digitized by Google

Erfolg zu verleugnen oder zu gefährden. Gerade in demſelben Augenblick, wo ſich ihm die Welt, die Geſellſchaft nach allen Richtungen hin aufthaten, wo ſich ihm tauſend Beziehungen eröffneten, die ihm das Leben mit begehrenswerthen Reizen ſchmückten, wo ihn jeder Tag alſo innerlich aus der transcendentalen Stimmung des Hesperus herausdrängte, ward er auf die Pythagoräer-Rolle ſeines Emanuel gewiſſermaßen vereidigt. „Die Erde müſſe Dir ſchimmern, als ſtändeſt Du über ihr und ſäheſt ihrem Zug im Himmel nach. Und wie Moſes ſtarb, weil ihn Gott küßte, ſo ſei Dein Leben ein langer Kuß des Ewigen.“ Aber der Kuß, der auf Jean Paul's Lippen brannte, war zu jener Zeit — und wer möchte ihn darum tadeln? — viel weltlicher, viel irdiſcher, viel zeitlicher. So war ihm eine Rolle zugefallen, die er weder ablehnen noch ganz im Innerſten wahr durchführen konnte und wenn irgendwo, ſo iſt in jener Beziehung die Urſprungsſtelle deſſen zu ſuchen, was Jean Paul im Leben wie im Dichten gelegentlich erkünſtelte, der Cultus des Scheins. Damit hängt noch ein Anderes zuſammen, was wiederum auf ſein ganzes Liebesleben Einfluß übte. Da ſeine weiblichen Verehrerinnen ihn ſtets aus ſeinen Schriften kennen und lieben lernten, da ſie ihn dabei mit dem Charakterbild ſeiner „hohen Menſchen“ und zwar in deren höchſter, überirdiſcher Vollendung identificirten, ſo rückten ſie ihn in eine für irdiſches Liebesverlangen faſt unerreichbare Höhe und Ferne. Selbſt Joſephine von Sydow, welcher der deutſche Myſticismus gänzlich fern lag, nennt ihn wiederholt und mit Vorliebe den „Gottmenſchen“. Alle Liebe von Geſchlecht zu Geſchlecht, wie verſchiedenartig ihr Inhalt und Verlauf auch ſein mag, iſt aber doch ſtets auf Herſtellung eines Du und Du gerichtet. Sie iſt alſo

Digitized by Google

mit einem innern Widerspruch behaftet, wo dieser Herstellung zu Du auf Du unübersteigliche Hindernisse in dem Wege stehen. Beinahe, wenn auch nicht völlig war die Sache so für Jean Paul gestaltet. Beinahe, wenn auch nicht völlig ergab sich ein Verhältniß wie das der katholischen Nonnen zu ihrem „himmlischen Bräutigam“. Wie sich dort nicht selten eine wesentlich sinnliche Empfindung auf einen unsinnlichen Gegenstand richtet und die Trägerinnen derselben dadurch in schmerzliche und aufreibende Widersprüche verwickelt, so ergab sich hier ein schwer zu beseitigender Widerspruch dadurch, daß dem in Jean Paul realisirten Liebesideal von vornherein eine transcendentale Höhe eingeräumt wurde, von der es eigentlich erst wieder herabsteigen mußte, um das Du der Liebe von Herzen zu Herzen austauschen zu können. Hier lag ein Grundfehler vor, der sich im weiteren Verlauf stets rächte und an dem beide Theile Schuld trugen, die Frauen, indem sie ihrem Liebling diese Stelle zuwiesen und Jean Paul, indem er sich dieselbe gefallen ließ.

Als Jean Paul mit Caroline von Feuchtersleben brach, schien Herder alle Hoffnung zu schwinden, daß der Dichter in seinem Verhältniß zu dem weiblichen Geschlecht es je weiter bringen werde als zu einem „Spiel der Imagination am Pult oder süßem Witz in Gesellschaft“. Christian Otto, des Dichters langjähriger, vertrauter Freund, urtheilte, für Jean Paul sei die Ehe überhaupt nichts, es gehöre für ihn nichts als ein ewiges, junggesselliges Jünglingsleben. Beide irrten sich vollkommen, sie irrten sich in des Dichters Charakter und Wesen und irrten darin, daß sie eheliche Zuneigung, „reelles Für-, Mit- und Ineinanderleben“, wie Herder es bezeichnete, und die Fähigkeit, solches zu geben und zu bewähren, für schlechthin gleichbedeutend und gleichartig mit

Digitized by Google

Liebe erklärten. Jean Paul widerlegte sie sehr kurz und bündig. Die Ehe — schrieb er an Gleim — sei seinem Gewissen und seinem Glück unentbehrlich, sein Herz wolle die häusliche Stille seiner Eltern, welche nur die Ehe gebe. Er wolle aber keine Heroine, denn er sei kein Heros, sondern nur ein liebendes, sorgendes Mädchen oder, wie er sich an einer andern Stelle ausdrückt, „ein sanftes Mädchen, das ihm etwas kochen kann und mit ihm lacht und weint". Nun, dies so bezeichnete sanfte Mädchen fand sich auch sofort, sobald er sie ernstlich suchte und schon im Mai 1801 führte er Caroline Mayer, Tochter des Obertribunalraths Mayer in Berlin, zu einer langen, glücklichen Ehe heim.

Die Bekanntschaft Carolinens mit Jean Paul war durch einen Kuß eingeleitet worden, den das Mädchen, in tiefer Verehrung für den seltenen Mann erglühend, diesem in einer unwillkürlichen Anwandlung von Rührung auf die Hand gedrückt hatte. Dieser ungewöhnliche, dem natürlichen Verhältniß der Geschlechter wenig entsprechende Anfang von Herzensbeziehungen ist bezeichnend für den ganzen Charakter des geschlossenen Bundes. Von Liebe, Geschlechtsliebe in den entscheidenden Merkmalen ihres Wesens, in der strotzenden Fülle des Gefühlslebens, in der Sensitivität des Empfindens, in der Ausschließlichkeit des Begehrens, in der rücksichtslosen Kraft der Hingabe, in dem vollen Schwung der Sinnlichkeit, in der Weltvergessenheit wird der geübteste Diagnostiker nicht viel zu entdecken vermögen. Aber Caroline war — wie Herder's Gattin an Gleim schrieb — „gesund an Leib und Seele, munter, häuslich, liebenswürdig und ohne alle Schminke" und mit diesen Eigenschaften ausgerüstet und von einer unbedingten Verehrung für den Dichter, namentlich nach der Seite seiner Moralität, erfüllt, ward sie ihm eine ausgezeichnete Gattin

Digitized by Google

und die pflichtgetreue Mutter seiner Kinder. Freilich nicht das eigentliche Feuer entzückter Liebe sprüht aus den folgenden Worten Carolinens, die einen nach der Hochzeitsreise geschriebenen Brief beendigen: „Gottlob, daß ich einen Mann habe, bei dem die eheliche Liebe den Weg durch die Moralität machen muß, dessen Uebergewicht ich so lebendig empfinde, dem ich aus Verehrung gehorsam bin wie man der Tugend gehorsam ist und der mich so liebt. Wir haben nichts mehr zu wünschen, als daß wir zu gleicher Zeit sterben" — aber es bekundet sich hier ein sehr achtungswerthes und inniges Gefühl, das um so gewissere Garantien der Dauer in sich trägt, je mehr es statt auf dem hohen, sturmbewegten Meer der Liebe auf einem viel friedlicheren Fahrwasser einhersegelt. Charakteristisch ist in dieser Beziehung auch die Art, wie Jean Paul's nachmalige Gattin das Verhältniß des Dichters zu Caroline von Feuchtersleben aufnimmt und beurtheilt. Als diese in die Lage kam, ähnliche Geständnisse von dem Dichter zu empfangen, zuckte sie schmerzlich zusammen. Sie grollte nicht, sie machte dem Geliebten keinen Eifersuchtsproceß, aber sie fühlte doch, daß sie diese gefährliche Vorstellung von so vielen schwärmenden Frauen aus ihrem Innern bannen müsse, um ihre Liebe bergen und bewahren zu können und diesem Gefühl neben dem Schmerz, den sie nicht ganz unterdrücken konnte, daß der Geliebte dies Empfinden nicht theilte, gab sie Ausdruck, als sie ihm in der oben schon citirten so bezeichnenden Weise schrieb: „Guter, zeige mir keine Briefe mehr von Deinen übrigen Freundinnen. Liebe sie Alle, schreibe an Alle, sei ein warmer Freund allen guten weiblichen Seelen, aber — sage mir nichts mehr davon". Wie ganz anders Caroline Mayer nach Mittheilung der Briefe von Caroline von Feuchtersleben. Sie

Digitized by Google

fühlt nur das Gewagte, einer ſolchen Vergleichung ausgeſetzt zu ſein und beunruhigt ſich darüber ein wenig, aber der Gedanke eines getheilten Beſitzes des Geliebten, ſei es in der Zukunft, ſei es in der Vergangenheit, ſchlägt ihr keine Herzenswunde. Im Gegentheil, über dieſen empfindlichen Punkt gleitet ſie mit einer einigermaßen banalen Wendung weg, indem ſie an Jean Paul ſchreibt: „Ich bin Deine Alwina — ſo lieb ich Dich — und nun theile Dein Herz und umarme mit ihm die Welt. Wie hoch und höher ſteigt dann meine Liebe! Sie kann nie vergehen oder mit ihr ſinkt meine Seele zum Gemeinen hinab, denn ſie iſt zugleich der Stoff zur Tugend.“ Dies war nun ganz in Jean Paul's Sinn geſprochen. Hier fand er die Ungebundenheit im Liebesbund, wenigſtens dem Princip nach, die ihm ſo wünſchenswerth erſchien, er hatte nicht mehr über eine „partiale Liebe, die nicht zugleich die kosmopolitiſche iſt“, wie bei Caroline von Feuchtersleben zu klagen. Nur daß die Praxis ſich vielleicht doch nicht ganz ſo liberal wie die Theorie geſtaltete. Wenigſtens muß die ſchwärmeriſche Zärtlichkeit, die Jean Paul nach ſeinem erſten Heidelberger Aufenthalt im Jahre 1817 der ſchönen Sophie Paulus, die faſt nur die Bibel und ſeine Schriften las, widmete, ſeiner Frau doch wie eine Beeinträchtigung ihrer Liebesrechte erſchienen ſein, da Spazier uns berichtet, daß der Dichter, den die Rückerinnerung an Sophie nicht verließ, ſich nicht ganz ohne eigene Schuld durch Erweckung ſchmerzlicher Eiferſucht den Genuß des häuslichen Wiederzuſammenfindens getrübt habe.*)

*) Jean Paul's Heidelberger Reiſe geſtaltete ſich, wie es bei allen derartigen Gelegenheiten der Fall zu ſein pflegte, zu einer ununterbrochenen Aufeinanderfolge von Ovationen, Zweckeſſen, Umarmungen u. ſ. w. Wie

Digitized by Google

Jean Paul hat den Liebesfrühling, den er mit Caroline Mayer durchlebt, in eben so hohen Tönen gefeiert wie jeden anderen, der ihm beschieden war. Man kann das auf sich beruhen lassen, da es sich dabei lediglich um Wiederholungen handelt. Auch soll ja in keiner Weise bezweifelt werden, daß das Gefühl, welches Beider Herzen verband, ein den beiderseitigen Naturen so entsprechendes und den Lebensbeziehungen und Bedürfnissen so wohlangemessenes war, daß es die Grundlage eines segensreichen Lebensinhalts wurde, auf den der Dichter stets mit Dankbarkeit blicken mußte. Allein für den Unterschied, den wir hier vor allem ins Auge gefaßt, ein Unterschied, den man nicht verwischen und in unkenntlichen Linien zerfließen lassen darf, wenn man die Liebesbezüge eines Charakters zu prüfen unternimmt, möchte ich noch auf einen Ausspruch Jean Paul's selbst verweisen, den er sehr spät, nämlich erst in der Vorrede zur dritten Auflage des Hesperus vom Jahre 1819 gethan. Dieser Ausspruch lautet: „Die beste eheliche Liebe ist nicht das, was die jungfräuliche war." Die zwischen Jean Paul und Caroline Mayer bestandenen Herzensbeziehungen tragen aber in jeder inneren wie äußeren Beziehung, in der Art

eigenthümlich sich das in den Briefen an seine Frau abspiegelt, mag u. A. folgender Passus aus einem Brief vom 20. August 1817 belegen: „Welche liebe weibliche Gestalten kamen nicht vor mich! Ich habe seit 10 Jahren nicht so viel und so Viele und so jugendlich empfindend geküßt als bisher; aber ich fühlte dabei das Feste und Hohe und Durchwurzelnde der ehelichen Liebe, die sich gegen jene Blumenliebe etwa verhält wie das Umarmen eigner Kinder gegen das der fremden." Wie im Gefühl der Bedenklichkeit dieses Geständnisses fügt er dann gleichsam beschwichtigend noch hinzu: „Ich weiß entschieden, daß mein häuslicher Himmel nichts sein wird und kann als die Wiederholung des jetzigen außerhäuslichen; noch dazu wird er ihn an Dauer übertreffen und das soll Dir wohlthun, meine Treue und Gute!"

Digitized by Google

der Entstehung wie in der ganzen Structur lediglich den Charakter der „besten ehelichen Liebe“ und das kurze bräutliche Vorspiel, das von einer allerdings tief empfundenen Verehrung und von einem nicht minder tief empfundenen Genuß, sich so verehrt zu sehen, ausgefüllt ist, vermag diesen Charakter im Wesentlichen nicht zu ändern.

Hiermit stehe ich am Schluß meiner Kritik des Jean Paul'schen Liebeslebens. Das Charakterbild des ungewöhnlichen Mannes bietet Jedem, der sich näher mit ihm beschäftigt, ganz eigenthümliche Schwierigkeiten, indem die Gegensätze oft unvermittelt neben einander zu stehen scheinen. So schon in der intellectuellen Sphäre: neben der Kraft des genialen unmittelbaren Impulses die peinlichste Sammler-Pedanterie, die unermüdlichste Geduld und Freude an einem maschinenmäßigen Betrieb der schriftstellerischen Production, neben der Fähigkeit, Traumwelten in sich aufzubauen und sich tief geschlossenen Auges in sie zu versenken, die Fähigkeit, jederzeit aus dem Traum zu erwachen und recht nüchtern und scharf um sich zu schauen. Und so liegen auch wieder auf dem hier betrachteten Gebiet die Contraste hart neben einander: neben einem liebevollen Herzen ein Leben, das an der idealen Vollendung des Verhältnisses gemessen eigentlich liebeleer erscheint, neben dem blendendsten Reichthum in der äußerlichen Erscheinung und der Fülle von Liebesschwärmerei keine einzige voll ausgestaltete, tief athmende, hoch über Welt und Zeit in den Sonnenglanz der Ewigkeit hinausgehobene Liebe. Auf welche Charakterzüge dies Ergebniß zurückzuführen, braucht hier nicht noch einmal zusammenfassend erörtert zu werden. Wenn die Untersuchung dabei nothwendigerweise in die Lage gekommen ist, nicht Alles für vollwichtig und vollwerthig gelten zu lassen, was dem bloßen

Digitized by Google

Gepräge und seinem Goldglanz nach echt und werthvoll genug erscheinen mochte, so ist sie doch auch andererseits immer darauf ausgegangen, zwischen dem zu unterscheiden, was die Verhältnisse an Jean Paul ausübten und dem, was sein Eigen genannt zu werden verdient. Und bei dieser gerechteren Würdigung scheint mir der Dichter des „Hesperus" auch als Mensch nicht zu kurz zu kommen. Namentlich eines Wesenszuges möge hier noch gedacht werden, der sein Leben unvergänglich begleitet, den der vergiftende Hauch der Eitelkeit nie trüben und beirren konnte, weil Jean Paul hier nur seinem ursprünglichen lauteren Herzenstriebe folgen durfte: das ist seine Menschenliebe. Gerade dieser Zug strahlt an ihm wie ein makelloser Demant. Ein reineres Licht geht von ihm aus als von allen seinen Liebesverhältnissen. Wie wunderbar ergreifend wirkt die folgende Stelle seines Tagebuchs vom 15. November 1790, in der das heiße Herz und die mächtige Phantasiekraft des Dichters im vollsten Erguß ausströmen:

„Wichtigster Abend meines Lebens; denn ich empfand den Gedanken des Todes.*) Das Kind begreift keinen, jede Minute seines spielenden Lebens steht glänzend und blendend vor ihm und stellt sich vor sein kleines Grab. Aber an jenem Abend drängte ich mich vor mein künftiges Sterbebette durch dreißig Jahre hindurch, sah mich mit der hängenden Todtenhand, mit dem eingestürzten Krankengesicht, mit dem Marmorauge, ich hörte meine kämpfenden Fantasien in der letzten Nacht, — Du kommst, ja, Du letzte Traumnacht! Und da das so gewiß ist, und da ein verflossener Tag und dreißig verflossene Jahre eins sind, so nehm' ich

*) Ein 15. November (1825) war auch Jean Paul's Todestag.

Digitized by Google

jetzt von der Erde und von ihrem Himmel Abſchied, meinen Plänen und Wünſchen fallen die Flügel aus; mein Herz mag noch ſo lange, als es nicht tiefer unter fremden Füßen liegt, am freundſchaftlichen Buſen ſchlagen; meine Sinne mögen noch, ehe ſie ſechs Bretter einſperren, die herumflatternde Freude haſchen, beim kurzen Schritte von der Wiege ins Grab —: Aber ich achte Alles nimmer, und Euch, meine Mitbrüder, will ich mehr lieben, Euch mehr Freude machen! Ach, wie ſollt' ich Euch in Euren zwei Decembertagen voll Leben quälen, Ihr erbleichenden Bilder voll Erdfarben, ein zitternder Wiederſchein des Lebens?" — Dies iſt auch ein Stück von Jean Paul's Charakter in ſeinem Liebesleben, und wenn man in ſeinem unentweihten und von dem ſtaubigen Getümmel der großen Heerſtraße des Lebens noch unberührten Herzen blättern will, hier liegt es aufgeſchlagen vor uns.

Digitized by Google

II.

Ueber Jean Paul's national-classische Bedeutung.

Auf keinen der Schriftsteller aus unserer großen Literaturperiode paßt der Ausspruch Buffon's: „nicht die Vortrefflichkeit des Inhalts sichert einem Buche die Unsterblichkeit, die gut geschriebenen Werke allein gelangen zu den nachfolgenden Geschlechtern" so genau wie auf Jean Paul. Einer der in Hinsicht der Kraft des Schaffens reichsten Autoren, die je gelebt, von einer wahrhaft staunenswerthen Fülle des Vermögens in der ihm eigenthümlichen Begabung, nach gewissen Richtungen des Empfindungslebens und der Gabe, diesem den angemessenen Ausdruck zu verleihen, unübertroffen, ja kaum je auch nur annähernd erreicht, gilt er nur 50 Jahre nach seinem Tode unter uns gleichsam als verschollen, und wie Fabel klingt es heute, daß vor dieser Spanne Zeit, ja noch bis in die 40er Jahre Jean Paul's Name und Wirken eine Anziehungskraft sonder Gleichen ausübte und einen niemals verlöschenden Glanz auszustrahlen schien. Prophetisch rief ihm Börne nach: Nicht Allen hat er gelebt. Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren und Alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des 20. Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme" — aber diese Prophezeiung wird durch die Theilnahmlosigkeit

Digitized by Google

unſerer Zeit anſcheinend Lügen geſtraft und es muß fraglich erſcheinen, ob je eine nähere oder fernere Zukunft dieſelbe zu Ehren bringen und wahr machen wird. Trägt nun lediglich der veränderte „Geiſt der Zeit“ Schuld an dieſem ungeheuren Verfall eines einſtigen Lieblingsſchriftſtellers? Sind wir ſo rauh, grobſinnlich und materialiſtiſch geworden, daß wir einem Dichter, dem das Ueberſinnliche in weichen Accorden von den Saiten der Leier tönt, durchaus nicht mehr „verdauen“ können? Und wenn dies, wie billig, zu verneinen, wenigſtens in ſeiner ausſchließlichen Bedeutung zu verneinen iſt, da derſelbe Zug der Zeit dann auch noch andere gefeierte Tagesſchriftſteller beſeitigen würde und müßte, welchen anderen Erklärungsgrund können wir für eine ſo auffallende Erſcheinung wohl anführen? Ich habe im Eingang, Buffon's Ausſpruch citirend, auf den Stil hingewieſen. Allein ſcheint nicht auch dieſe Erklärung unzulänglich, wenn man die Kürze des Zeitraums erwägt, die zwiſchen Jean Paul's Glanzzeit und ſeinem gegenwärtigen Verfall liegt? Wenn vor wenigen Jahrzehnten Jean Paul durch ſeinen Stil nicht gehindert wurde, die höchſte Ehrenſtaffel zu erſteigen und eine außerordentliche Wirkung zu entfalten, klingt es da nicht unwahrſcheinlich, daß dieſer jetzt alle oder die Hauptſchuld daran tragen ſoll, daß die Anziehungskraft des Dichters auf ein äußerſt geringes Maaß zuſammengeſchwunden iſt? Es klingt in der That faſt unwahrſcheinlich und doch iſt es daſſelbe wohl nicht und bei genauerem Zuſehen dürfte auch der Anſchein der Unwahrſcheinlichkeit ſich weſentlich vermindern. Denn ein Moment wird bei einem ſolchen Vergleich meiſtens überſehen, das anſcheinend trivial gleichwohl ſehr weſentlich ins Gewicht fällt und in manchen Fällen in der That die Hauptentſcheidung trägt. Für den

Digitized by Google

lebenden Schriftsteller wirkt eben durch den lebendigen Zusammenhang mit seinen Zeitgenossen ein Etwas, welches in Wegfall kommt, sobald derselbe aus dem Leben geschieden ist. Dies Etwas ist aber unter Umständen und je nach der Individualität und den Verhältnissen des Schriftstellers von der außerordentlichsten Bedeutung. Schon der einzige Umstand, daß jedes neu erscheinende Werk, wenn es nur einige Bedeutung erlangt oder in besonders frappirender Weise wirkt, von der Tageskritik nicht übersehen werden kann, daß ihm eine Stellung eingeräumt werden muß, scheidet die Stellung des zeitgenössischen lebenden Schriftstellers völlig von der des gestorbenen und zwar mit einem momentanen Uebergewicht, über dessen Dauer und Nachhaltigkeit freilich nichts feststeht, zu Gunsten des Ersteren. Jean Paul's Individualität, sowohl seine schriftstellerische wie seine persönliche, war nun ganz danach angethan, um dem hier angedeuteten Moment die größte Bedeutung zuzuführen. Er schrieb rasch, viel, seine Hauptwerke folgten Schlag auf Schlag und jedes derselben forderte durch seine guten wie durch seine schlimmen Eigenschaften die öffentliche Aufmerksamkeit in einer Weise heraus, der gar nicht auszuweichen war. Die frappante Wirkung seiner schriftstellerischen Originalität war so stark, daß sie ihn zu einem Art Phänomen machte, auf das sich alle Blicke richteten, selbst die Blicke derer, die dem tiefsinnigen Schwung seiner Gedanken und dem Sternenflug seines Gefühlslebens vielleicht wenig Sympathie entgegengebracht hätten. Jean Paul war seit dem Erscheinen des Hesperus zur Mode geworden, zur Mode noch dazu unter den Frauen und man weiß, welches Gewicht in diesem Worte liegt. Dieser Umstand sicherte ihm eine für geraume Zeit unwiderstehlich wirkende Kraft, die Kraft namentlich,

Digitized by Google

der Theilnahmlosigkeit, der Stimmung, die einen Schriftsteller links liegen läßt, weil er ihr ungenießbar erscheint, zu widerstehen. Man mußte Jean Paul kennen, man mußte ihn gelesen haben, man mußte eine Meinung über ihn haben und äußern. In dem Meinungskampf entzündete sich der Widerspruch, der Widerspruch trieb die aufrichtig empfundene Bewunderung und Verehrung Vieler über ihre eigentlichen Grenzen hinaus, und so entwickelte sich jener häufig zu beobachtende Proceß einer immer gesteigerten Anspannung der allgemeinsten Theilnahme, der nicht minder häufig eine rasche Abspannung folgt, sobald eine Haupttriebfeder außer Wirkung kommt.

Wie Jean Paul's schriftstellerische Individualität, so war aber auch seine persönliche derjenigen Geltung, die der celebrité contemporaine von den Mitlebenden bereitwillig eingeräumt wird, im höchsten Grade förderlich. Von den beiden Seelen, die er wie die meisten Menschen in seiner Brust beherbergte, war die eine bekanntlich viel weniger in der stillen, engen Heimlichkeit des Wuz oder Fixlein, als in den Salons der eleganten Welt zu Hause. Kaum einer unserer Dichter hat sich mit so vielen fürstlichen Persönlichkeiten berührt, wie Jean Paul. Am preußischen Hof, in Meiningen, in Coburg, in Hildburghausen, in Gotha, an den Höfen von München und Stuttgart, beim Primas Dalberg und der Herzogin von Kurland, überall steht er mit den fürstlichen Personen für kürzere oder längere Zeit fast auf Du und Du, er berauscht sich an den Huldigungen, die ihm von dieser Seite aus dargebracht werden und erwiedert sie mit dem feurigsten Schwung seiner dichterischen Phantasie. Seine Freundinnen und „Seelenbräute" sind fast unzählbar wie der Sand am Meere. Nimmt man aber nur die hervor-

Digitized by Google

ragendsten unter ihnen, die grade ein rundes Dutzend ausmachen, so gehören sie sämmtlich, mit einziger Ausnahme seiner späteren Frau, dem Adel an, — Fürstinnen, Gräfinnen, Baroninnen und das einfache „von". Diese Seite seiner persönlichen Individualität mußte nun seiner dichterischen offenbar sehr mächtig zu Hülfe kommen. Beide zusammenwirkend erzeugten eine Stimmung, eine Theilnahme für Jean Paul, für das Phänomenartige, persönlich-lebendig-Wirkende des Dichters, neben welcher sein Stil, d. h. das, was neben hohen Schönheiten das für uns jetzt Ungenießbare desselben ausmacht, kaum noch eine Betonung erlangte. Wer außerhalb jener bannenden Wirkung stand, glaubte daher trotz aller Bewunderung für Jean Paul's Genius auch nicht an die nachhaltige Dauer dessen, was er schuf. Jens Baggesen urtheilte über den Titan: es fehle ihm nicht an echt Jean Paul'schen, d. h. überhimmlischen Sonnen- und Wolkenblitzen, allein dieselben würden beeinträchtigt durch „gar zu auffallende Wiederholungen, schläfrige Raisonnements, überspannte Empfindungen und gesuchte Bilder und Gedankenverknüpfungen". Jean Paul besitze überschwängliche Einbildungskraft, unerschöpflichen Witz, überströmende Fülle der Empfindung und reichen Vorrath des Gedächtnisses. Allein wenn er fortfahre, auf diese Weise alle Mittel der Kunst zu verachten, werde trotz seinem ganzen allmächtigen Genie kein einziges Werk von ihm zur Unsterblichkeit gelangen. Jean Paul war über dieses Urtheil eines entschiedenen Verehrers von ihm sehr erbittert, allein die Jetztzeit wird kaum geneigt sein, demselben zu widersprechen, sie wird in den wesentlichsten Punkten ihm vielmehr beipflichten müssen.

Wir sind also auf den Ausgangspunkt unserer Betrachtung, auf den Stil, als den Hauptgrund zurückgeführt worden,

Digitized by Google

weshalb Jean Paul so schnell seine Beliebtheit eingebüßt hat, so schnell trotz der jugendlichen Fülle seines Gemüthslebens, die grade ihn in so wunderbarem Maaße auszeichnete, gewissermaßen veraltet ist. Daß noch andere Gründe, die in der allgemeinen Zeitrichtung gelegen sind, an diesem Veralten mitwirken, hat natürlich nicht in Abrede gestellt werden sollen. Ich wollte nur zu zeigen versuchen, daß des Dichters außerordentliche Popularität auch trotz seines Stils recht gut möglich und erklärlich war, weil sie zum großen Theil nicht von der Wirkungsweise der lebenden Person zu trennen ist und daß es daher auch nichts absonderlich Verwunderliches bietet, wenn wir dieselbe mit jedem Jahrzehnt nach seinem Tode mehr und mehr in Wegfall kommen sehen. Die Nachwirkung des gewaltigen Einflusses, den Jean Paul sich lebend erworben, dauert ungefähr noch 20 Jahre nach seinem Tode und erlischt alsdann fast vollständig. Von unserer jungen Generation ist kaum einer unter hunderten in dem Dichter des Hesperus und des Siebenkäs auch nur noch oberflächlich bewandert.

Ist denn nun aber Jean Paul für die Gegenwart völlig gestorben? Läßt er sich etwa wiedererwecken oder hat ein solcher Wiedererweckungsversuch keine Aussicht auf Erfolg? Ist es zwecklos, ihn zu unternehmen? Börne verhieß in seiner Todtenklage Jean Paul eine Auferstehung, die aber erst dem nächsten Jahrhundert sichtbar werden und ihm Frucht bringen werde. „Ein Stern ist untergegangen", sagte er, „und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen bevor er wieder erscheint, denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen freudig den willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden." An diese Vorhersage scheint eine neuere umfang-

Digitized by Google

reiche, Jean Paul gewidmete Schrift*) zu erinnern, insofern sie ausdrücklich und mit Betonung hervorhebt, daß der Dichter des Hesperus und Titan grade in unserer Zeit eine Wiederauferstehung verdiene, weil er die Synthese von Christenthum und Alterthum, auf die unsere ganze Entwicklung hindränge, gewissermaßen personificire. „Unsere ganze Zeit", sagt der Verfasser in seiner Schlußbetrachtung, „ist immer noch zu sehr in der Goethe'schen Ueberschätzung des Alterthums befangen, daher auch die Abkehr derselben von Jean Paul. Die bereits mit der Reformation, diesem Anfang vom Ende des Christenthums, beginnende Hinneigung zur antiken Welt war historisch als Reaction gegen den einseitigen Spiritualismus des Christenthums nothwendig. Jetzt aber hat diese Reaction ihre Dienste geleistet und es ist wieder eine Reaction gegen die Reaction nöthig, d. h. eine tiefere Auffassung vom Wesen des Christenthums. Die Weltanschauung unserer großen Philosophen, wonach der menschliche Geist frei und autonom ist, wird nicht eher ein Gemeingut unserer Nation werden, als bis das Christenthum von derselben richtig erkannt ist. Nur der befreit sich vom Christenthum, der dasselbe versteht." Wenn dem nun aber auch wirklich so wäre, — ist es etwa Jean Paul, der uns in dem Verständniß des Christenthums in dem Sinn einer Befreiung von demselben zu fördern vermöchte? Mir scheint das nicht. In welcher Weise wir auch die religiöse Seite dieses Dichters auffassen mögen, wir können nicht anders als anerkennen, daß sie den Dualismus auf's

*) Dr. Paul Nerrlich. Jean Paul und seine Zeitgenossen (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1876) — eine mit schätzenswerthem Fleiß und genauer Sachkenntniß ausgeführte Art Universal-Historie Jean Paul's, seiner Lebensumstände und literarischen Beziehungen.

Digitized by Google

innigſte in ſich hegt und trägt. Den Dualismus — zwar nicht in dem altchriſtlichen Sinn eines ſchroffen Gegenſatzes und unverſöhnlicher Zwieſpältigkeit zwiſchen dem Diesſeits, das insgeſammt verwerflich und dem Jenſeits, das auserleſen iſt, aber doch in dem Sinn, daß der Menſch durch eine erhabene jenſeitige Beſtimmung aus dem „Sackgäßchen in der großen Stadt Gottes“, welches die Erde iſt, in perſönlicher Fortdauer zu einer viel höheren Entwicklung mit endloſer Perſpective geführt werde. Nur wer dieſen Standpunkt einnimmt, gilt Jean Paul als wahrer Menſch und hat unter Umſtänden, je nach der Fülle ſeiner ſonſtigen Geiſtesgaben und ſeiner ſeeliſchen Beſchaffenheit, Anſpruch darauf, zu den großen und erhabenen Naturen wie ſeine Emanuel und Dahore und Klotilde gerechnet zu werden. Er ſetzt ausdrücklich (im Hesperus) der idealen Geſtalt Viktors Mathieu entgegen, „der keine zweite Welt und keinen dafür organiſirten inneren Menſchen annahm“. Wir können ferner nicht anders als anerkennen, daß Jean Paul ſich der überſchwenglichen Wundermacht des Gemüthes, welche in der chriſtlichen Religion die hervorragendſte, wenn auch meines Erachtens nicht gerade die vornehmſte Rolle ſpielt, mit ſchwärmeriſcher Begeiſterung gefangen giebt, daß ſie es iſt, die ihn auf dem mächtigen Flügelpaar ſeiner reichen Phantaſie in die ideale Region ſeiner religiöſen Viſionen und aller Schätze, die er dort vor uns ausbreitet, emporträgt.

Jean Paul hatte — und das iſt, was mir an ihm wie an jedem anderen Menſchen hochbedeutungsvoll erſcheint — das feine Gehör für jenen ehrfurchttönenden, ernſten und erhabenen Klang, der uns geheimnißvoll umfängt, ſobald wir uns im Verhältniß zu dem uns unendlich überragenden Weltganzen fühlen, ſobald wir uns als kosmiſche und

Digitized by Google

nicht blos als irdische Wesen in einer local abgesonderten Begrenzung wissen, sobald wir den Blick hinausrichten auf das, was vor uns war und nach uns bleibt, was uns trägt und wiederum auch von uns im Prozeß des Werdens und des Entstehens getragen und erhalten wird. Wenn grade in unserer Zeit jener andachtgebietende Ton dem Menschenohr mehr und mehr verklingt, so könnte man schon aus diesem Grunde unseren Dichter vielleicht für besonders berufen halten, das Predigtamt an unserer Zeit zu üben. Und auch nach einer andern Richtung steht er uns, wie ich gerne zugebe, nah, nämlich in der Anerkennung der Würde und Bedeutung der Lebenserscheinung an sich. Es ist in unserem Sinne gesprochen, wenn er irgendwo in der „Levana" sagt: „Wo Religion ist, werden Menschen geliebt und Thiere und alles All. Jedes Leben ist ja ein beweglicher Tempel des Unendlichen." Aber wie sehr wir uns auch hier auf gleichem Boden mit dem Dichter fühlen, jener Grundzug des Dualismus, von dem ich sprach, jene Gestaltung einer Weltanschauung im Sinn der Allmacht des religiösen Wunschverlangens trennt uns doch weiter als uns die Berührungspunkte einander nähern. Ich für mein Theil vermag mich in Strahlen, die so stark durch das theistisch-christliche Prisma gebrochen sind, weder recht eigentlich zu wärmen noch zu sonnen, noch sind sie mir ein Quell des Lichts. Und ich meine, wenn ein Kind unserer Tage, die ja doch auch ihr lebendiges Anrecht auf Beachtung haben, bei einem Dichter Erbauung im Sinn der neueren Anschauung sucht, so wird er noch eher nach Paul Heyse's „Kinder der Welt" greifen und dort das ihm Gemäße finden, als nach dem „Hesperus" und dem „Titan".

Und was die „Goethe'sche Ueberschätzung des Alterthums"

Digitized by Google

anlangt, wir brauchen es mit einer von dort ſtammenden Gefahr wohl nicht allzu ernſthaft zu nehmen. Mich dünkt, wenn auf irgend etwas der Spruch Anwendung findet: „es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen“, ſo iſt es auf unſer Verhältniß zum Alterthum. Den modernen Menſchen vermögen wir doch nicht auszuziehen. Er behauptet ſich zu Recht und leider auch zu Unrecht, mit ſeinem unendlich bereicherten geiſtigen Inhalt und ſeiner Zerſplitterung. Die „Reaktion gegen die Reaktion“, das Correctiv gegen eine etwa zu weit treibende Hinneigung zur antiken Welt liegt in unſerer Stellung. Jeder Verſuch, uns umfaſſend antikiſiren zu wollen, mißräth und iſt von jeher mißrathen. Was eine Metamorphoſe werden ſollte, wird ein Coſtümwechſel. Die Außenſeite deckt die Toga, im Innern pulſt der Herzſchlag der modernen Zeit, vorausgeſetzt, daß wir nicht die leere Schablone vor uns haben, der es an einem aus dem Innerſten kommenden Herzſchlag überhaupt fehlt. In einem Punkt nimmt unſere Hinneigung zur antiken Welt in neuerer Zeit allerdings beinahe gefährliche Proportionen an, nur daß dieſelbe grade da einſetzt, wo das Alterthum ſeine Claſſicität eingebüßt hat. Die Zeiten des Verfalls und der Entartung ſehen ſich überall verzweifelt ähnlich. Wie könnte es auch anders ſein, da ſich darin doch nur das Geſetz abſpiegelt, wonach der Fäulnißprozeß die individuelle Verſchiedenartigkeit der Lebenserſcheinung bis zur Unkenntlichkeit aufhebt. Es iſt gewiß typiſch für unſere Zeit oder wenigſtens für eine gewiſſe morbide Empfänglichkeit derſelben, daß auf dem Kunſtgebiet der Nero wie der Anſteckungsſtoff einer moraliſchen Luſtſeuche unter uns graſſirt. Vielleicht iſt übrigens auch dies nur eine Etappe und wir werden unſere Dichter

Digitized by Google

und Maler nächstens beim Heliogabal oder einer verwandten Größe anlangen sehen. Denn da es sich bei all' diesen Vorgängen im Wesentlichen nur um Orgien, nur um die Befriedigung einer gewissen erregungswüthigen Nervengereiztheit handelt, so kann bei der Auswahl des Stoffes noch weit über Nero hinausgegriffen werden. Es kommt eben nur auf den kühnen Griff und eine gewisse Meisterschaft in der Technik an, um damit Sensation zu erregen, die allgemeine Aufmerksamkeit zu fesseln und einen zeitweisen Erfolg bis zur Höhe eines Triumphes zu erleben. Diese Hinneigung zur antiken Welt, die in der Gegenwart gelegen, hat nichts mit derjenigen zu thun, welche der Verfasser meint, sie ist im Gegentheil das Widerspiel derselben. Sie kann aber eben als solches vielleicht beweisen, daß die Gefahr einer einseitigen Ueberschätzung des Alterthums in seiner classischen Zeit und Bedeutung uns überhaupt nicht sehr nahe gelegen ist.

Dennoch bin auch ich der Ansicht, daß Jean Paul eine Auferstehung aus einer ungebührlichen Vernachlässigung verdient und sicher auch noch finden wird. Geht es nicht anders, so müssen wir ihn uns in einer auszugsweisen Bearbeitung wieder zurückerobern, da er im Ganzen nicht mehr zu bewältigen ist. Jean Paul ist und bleibt — um einen Ausspruch Vischer's zu citiren — „eine historisch merkwürdige, integrirend in den Gang unserer Literatur sich einfügende Gestalt". Wir mögen ihn getrost zu den Classikern unserer Nation rechnen. War er es nicht in dem Sinn einer den höchsten Kunstzwecken Rechnung tragenden Ausgleichung von Form und Gehalt, so war er es doch in dem anderen, daß er gewissen Seiten und nicht den schlechtesten, im Empfindungsleben seines Volkes den prägnantesten Aus-

Digitized by Google

druck verliehen hat. Nach drei Richtungen hin ist diese Bedeutung unzweifelhaft und unantastbar, wie mir scheint, vorhanden. Die eine liegt in dem typischen Ausdruck, den er für die Stimmung des Jünglingsalters und das in ihm emporquellende Empfindungsleben geschaffen hat. Selbst eine Jean Paul im Ganzen so unsympathisch gestimmte Natur, wie Gervinus anerkannte, daß hier ein ganz unvergleichlicher, einziger Werth des Dichters liege, daß er hier geleistet habe, was keiner vor ihm leistete und daß er den Menschen in jener Periode des Lebens kannte, wie ihn vielleicht nie wieder Jemand gekannt habe. „Das dunkle Gedankenleben dieser Troubadourzeit im Menschenleben zu belauschen", sagt Gervinus in Bezug auf die „Flegeljahre" — und was darüber zu sagen ist, läßt sich nicht besser ausdrücken —, „die unendlich rührenden Thorheiten, die in diesen Jahren den Kopf durchfliegen, aufzudecken, das kleine Glück der Seele so endlos groß zu schildern, wie es in dieser genügsamen Periode des Menschen ist, den Jugendträumen, der Atmosphäre von Heimat, vom Vaterhaus und vom Spielraum der Kindheit und Allem, was daran hängt, so zarte und wahre Züge zu leihen, die schrankenlose Gutmüthigkeit, Liebe, Sanftheit, Jungfräulichkeit und Heiligkeit des Herzens, den Reichthum eines Tages dieser durch Phantasie reichen Zeit abzubilden, die stillen sanften Empfindungen des „Sonntagsheimwehs" zu entfalten, dies Alles ist von Niemandem und nirgends so geleistet worden wie hier."

Die andere Richtung, in welcher Jean Paul an eine tiefinnerste Saite im deutschen Volksgemüth gerührt, liegt da, wo seine Natur sich froh und friedlich in das engste Behagen der Idylle zurückzog und dort ein glückliches, sonnengoldiges Heim poetisch verklärte. Die Stimmung eines sympathischen

Digitized by Google

Zugs nach dieſer Richtung wird ſchwerlich je ganz unter uns erſterben, wie viel Abbruch ihm auch die rauhe Noth der Zeit bereitet und wie ſehr auch ein ernſterer Sinn ſich das Ueberwuchern ſolcher Stimmung ſelbſt verwehrt. Bekannt iſt die für Jean Paul ſo charakteriſtiſche Stelle aus der Vorrede zu Quintus Fixlein, welche lautet: „Ich konnte nie mehr als drei Wege glücklich zu werden auskundſchaften, der erſte, der in die Höhe zieht, iſt: ſo weit über das Gewölke des Lebens hinaus zu dringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäuſern und Gewitterableitern von weitem unter ſeinen Füßen wie ein eingeſchrumpftes Kindergärtchen liegen ſieht. Der zweite iſt: grade hinabzufallen ins Gärtchen und da ſich ſo einheimiſch in die Furche einzuniſten, daß, wenn man aus ſeinem warmen Lerchenneſt herausſieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuſer und Stangen, ſondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Neſtvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenſchirm iſt. Der dritte endlich, den ich für den ſchwerſten und klügſten halte, iſt der, mit den beiden andern zu wechſeln.“

Dieſe Stelle paßt auf die Gegenwart nur ſchlecht, denn wir kennen und anerkennen ja noch einen anderen in der Mitte liegenden Weg, auf welchem der Menſch in thätiger Antheilnahme für die Zwecke des öffentlichen Lebens ein Glück ſucht und ſich erſchafft, aber trotzdem — das deutſche Volksgemüth wird das poetiſche Erbtheil, ſich im Engen einfriedigen zu können und in der Beſchränkung eine Welt zu hegen, nicht wie Flitter von ſich abzuſtreifen vermögen. Es bewahrt ſich die Gabe auch für den zweiten Weg, auf den der Dichter hinweiſt, und ohne ſich ernſteren Anforderungen weichlich zu verſagen, iſt es doch auch

Digitized by Google

im Stande, wenn es sein muß oder kann, wie eine Lerche „grade herabzufallen ins Gärtchen und sich da einheimisch in die Furche einzunisten“. In dieser Beziehung ist die Continuität zwischen uns und Jean Paul nicht aufgehoben, und während wir mit den „erhabenen“ Menschen, die hier nur „2½ Minute haben, eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben“, in der That keinen Zusammenhang mehr haben, werden die Wuz und Fixlein wohl immer mit einigen Fasern in unserer Sinnesweise festgewurzelt haften. Die dritte Richtung seines poetischen Schaffens, die Jean Paul eine national-classische Bedeutung anweist, liegt in seiner Verwandtschaft mit dem musikalischen Grundzug unserer Nation. Denn Jean Paul war gewissermaßen ein Tonmeister. Er setzte zwar nicht Worte in Musik, wohl aber Musik in Worte um. Die reiche Empfindung, die sein Genius in geistiger Berührung mit dem Weltall, emporgehoben zu den leuchtenden Sternenwelten und durchschauert von dem Gefühl des Ueberragenden, davontrug, faßte er in Worte, er erweiterte die Prosaform der Rede, die solcher Erweiterung so unzulänglich scheint, zur Symphonie, und was er in dieser Beziehung geleistet, nimmt nach meiner Schätzung eine sehr hohe Rangstufe ein und besitzt einen unvergänglichen Werth. So erblicken wir den Dichter, auch wenn wir ihn aus der Beleuchtung rücken, in die ihn eine enthusiastisch-blinde Vergötterung versetzte, doch in hochbedeutsamen, entscheidenden Punkten eng verflochten mit dem, was bleibend und grundzüglich in unserer Nation lebt. Keiner, der in unserer Nationalliteratur mit tieferem Verständniß, mit Herz und Sinn heimisch sein will — was uns Einheimischen doch wohl am wenigsten erlassen werden kann — wird an der großen Dichtergestalt Jean Paul's

Digitized by Google

achſelzuckend oder theilnahmslos vorübergehen dürfen. Wir können Vieles an ihm ſtreichen und doch werden wir noch immer die Fülle des Reichthums haben und wo uns der Künſtler im Stich läßt, wird gleichwohl Etwas bleiben, das unſere Liebe erzwingt: der Menſch Jean Paul und ſein warmes Herz. Es bleibt wahr, was Gottfried Keller begeiſtert über dieſe Seite ſeines Weſens ſagte: „Mag die wandelbare Welt in ihrer Vergänglichkeit Jean Paul zu dem alten Eiſen werfen, mag ich ſelbſt dereinſt noch meinen und glauben, was es immer ſei: ihn werde ich nie verleugnen, ſo lange mein Herz nicht vertrocknet. Denn dieſes iſt der Unterſchied zwiſchen ihm und den anderen Helden und Königen des Geiſtes. Bei dieſen iſt man vornehm zu Gaſte und geht umher in reichem Saale, wohl bewirthet doch immer als Gaſt, bei ihm aber liegt man an einem Bruderherzen!“

Digitized by Google

III.

Ueber Bürger's Lenore.

Seit der Veröffentlichung des Bürger'schen, von A. Strodtmann herausgegebenen Briefwechsels sind wir in den Besitz eines in dieser Vollständigkeit bisher wenigstens nicht vorhanden gewesenen Materials zur Beurtheilung sowohl der Lebensumstände des Dichters als seiner schaffenden Thätigkeit getreten. Die Entstehung oder vielmehr, um es richtiger auszudrücken, die Formbildung seiner berühmtesten Ballade bis zu ihrer gegenwärtig gültigen Gestalt läßt sich fast auf Schritt und Tritt verfolgen. Dabei ist es denn höchst interessant zu beobachten, wie der Dichter seinen Freunden vom Hainbunde gegenüber, deren Rath und Hülfe er fortwährend anruft, sobald ihm die Ueberwindung einer Schwierigkeit nicht glücken will, doch in solchem Maße überlegen ist, daß er schließlich fast immer das Richtige allein trifft. Alles Dreinreden und alle meistens sehr unzulänglichen, wenn auch gutgemeinten Rathschläge, die er, der schwer zu zügelnde, der Anlehnung bedürftige Mann durch seine Ungeduld selber heraufbeschwört, überwindet er der Hauptsache nach stets mit der unfehlbaren Sicherheit des Genies. Und doch hätte recht viel Verwirrung gestiftet und ein für alle Zeiten großartig dastehendes Denkmal unserer Nationalliteratur auf bedenkliche Weise verballhornisirt werden können, wenn Bürger nicht

Digitized by Google

eben immer zur rechten Zeit und an der entscheidenden Stelle die Leitung seines Genius wiederfand. Wenn Strodtmann in dem Vorwort bemerkt, die Ausstellungen Boie's, des Herausgebers des Musenalmanachs, an den Bürger'schen Gedichten seien ihrer Mehrzahl nach wohlbegründet gewesen, so wird man dem in Bezug auf die Lenore wenigstens nicht zustimmen können. Vielmehr ergiebt sich, wenn man die hierauf bezüglichen Rathschläge des gewiß sehr wohlwollenden und uninteressirten Freundes im Einzelnen durchgeht, daß wir alle Ursache haben, zufrieden zu sein, daß Bürger sich durch dieselben in seinen eigenen Eingebungen nicht beirren ließ. Viele der schönsten Stellen der Ballade hätten, auf Boie'sche Weise verbessert, die ihnen jetzt eigenthümliche, unnachahmliche Kraft vollständig eingebüßt.

Bürger war, als er die Lenore schrieb, bekanntlich erst 25 Jahre alt und seines Zeichens Amtmann des von Uslarischen Gerichts Alten-Gleichen, eine Meile von Göttingen gelegen. „Mein Aemtchen" — schreibt er in einem Brief vom Jahre 1772 an den Assessor Götze — „bringt mir, auf das geringste gerechnet, 500 Thaler ein, ich habe sechs ansehnliche Dörfer unter meiner Gerichtsbarkeit, welche die Obere und Untere, altam et vassam, in sich begreift; und bin unumschränkter als ein Königlicher Beamter, indem die Gerechtsame der Uslarischen Familie außer der Landeshoheit mit den Königlichen Gerechtsamen beinahe al pari gehen. Ich habe nicht etwa nur einen Gerichtsherrn, welcher mich leicht fortjagen könnte, sondern eine ganze Familie, die wenigstens aus zehn Stimmen bestehet, mithin sitze ich, wenn ich nicht selbst absteige, sehr fest in meinem Sattel."

Die Nähe von Gelliehausen — Bürger's Residenz — bei Göttingen erleichterten den brieflichen und auch den ge-

Digitized by Google

legentlichen persönlichen Verkehr des vereinsamten Dichters mit den Göttinger Freunden und namentlich mit Boje, der ihm in der unermüdlichsten Weise zur Seite stand und daher von Bürger einmal seine alte liebe Hebamme genannt wird, deren Gegenwart er bedürfe, um seine poetischen Kindlein in ihren Schooß abzulegen.

Die erste Ankündigung von der Lenore, die Bürger sofort seine „überköstliche Ballade" nennt, findet sich in einem an Boje gerichteten Brief vom Mai 1773. Es wird die erste Strophe mitgetheilt, die statt des gegenwärtigen markigen und dramatisch bewegten, im Ton unübertrefflichen Anfangs:

Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen.
Bist untreu, Wilhelm oder todt?
Wie lange willst du säumen?
Er war mit u. s. w.

den ungleich schwächeren, der frappanten sinnlichen Anschaulichkeit völlig entbehrenden Eingang enthält:

Lenore weinte bitterlich,
Ihr Leid war unermeßlich;
Denn Wilhelms Bildniß prägte sich
Ins Herz ihr unvergeßlich,
Er war mit u. s. w.

In einem fast unmittelbar darauf geschriebenen Brief an Boje macht Bürger fernere Mittheilungen von der zweiten, dritten und vierten Strophe, dann tritt außer gelegentlicher Erwähnungen, welche des Fortschreitens der Ballade gedenken, eine Pause bis zum 12. August ein, wo Bürger den vorläufigen Abschluß dem Freunde meldet in dem bekannten triumphirenden Brief: „Gottlob! nun bin ich mit meinem schwehren Horatio fertig!" rief weyland Caspar Gottschling. — Gottlob! nun bin ich mit meiner unsterblichen Lenora

Digitized by Google

fertig! ruf' ich auch in dem Taumel meiner noch wallenden Begeiſterung Ihnen zu. Das iſt Dir ein Stuck, Brüderle! Keiner, der mir nicht erſt ſeinen Batzen giebt, ſoll's hören. Iſt's möglich, daß Menſchen Sinne ſo was köſtliches erdenken können? Ich ſtaune mich ſelber an und glaube kaum, daß ich's gemacht habe. Ich zwicke mich in die Waden, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träume." Dieſer Brief, der im weiteren Verlauf die Mitglieder des Hainbundes ſcherzhaft als „luſtiges Geſindel" verunglimpft, welches vor dem Sänger der Lenore als „dem Balladen-Adler" die Knie zu beugen habe, rief eben dadurch ein Strafmandat des Hains an den „Ehrſamen, lieben Sperber Bürger" und eine höchſt amüſante Replik des letzteren hervor, welche, obwohl nicht zum erſtenmal veröffentlicht (ſie wurde bereits 1824 im „Geſellſchafter" abgedruckt), eine abermalige Mittheilung um ſo mehr verdienen dürfte, da es wohl den meiſten Leſern wie mir ergehen wird, daß ihnen das betreffende, ſo äußerſt charakteriſtiſche Actenſtück noch nicht vor Augen gekommen iſt. Bürger ſchreibt alſo an den Hain:

> An die Eulen, Rohrdommeln, Wiedehopfe und Rohrſperlinge in dem alten Gemäuer und Dorn- und Schilfgeſträuche der Moräſte zu Göttingen.

Wir, von und durch Uns ſelbſt Condor und Selbſtbeherrſcher aller Haine und alles Gefieders auf Erden u. ſ. w., entbieten denen Eulen, Rohrdommeln, Wiedehopfen und Rohrſperlingen des alten Gemäuers und Dorn- und Schilfgeſträuchs zu Göttingen Unſere Condorliche Ungnade.

Es iſt geliefert und verleſen worden, was Ihr unterm 18. m. c. an uns gelangen zu laſſen Euch freventlich vermeſſen habet. Wann Wir nun nicht mit geringem Befremden daraus vernommen, wie Ihr der von uns tragenden Pflicht

Digitized by Google

so weit vergessen, daß Ihr nicht nur die Condor-Würde, welche Wir uns selbst beizulegen für dienlich erachtet, auf eine gottlose und rebellische Weise nicht nur nicht anerkennen, und Uns zum Sperber herabwürdigen wollen, sondern Euch selbst so weit zu erfrechen nicht gescheuet, Uns aus dem höchsten Sonnen-Aether, als wohin Eure stumpfen Blicke nicht reichen, herab in Euer morästiges Dorn- und Schilfgesträuch zu heischen und zu laden, um Euch eines Gerichts über Uns anzumassen; als haben wir Euch zur wohlverdienten Strafe, andern Gleichgesinnten aber zum öffentlichen Exempel und Abscheu, Kraft dieses verordnet, auch wirklich verfügen lassen: daß

1. Euer hochverrätherisches Schreiben durch des Büttels Hand an den Schandpfahl genagelt, selbiger hierauf mit selbigem verbrannt, die Stätte mit Salz bestreuet und mit einem eisernen Stacket vor Menschen und Vieh verwahret werde. Ihr selbst aber

2. Der bislang wiewohl unverdienter Weise von Uns obgehabten Adler-Würde nicht nur hiermit und Kraft dieses entsetzet, und zu Eulen, Rohrdommeln, Wiedehopfen, und Rohrsperlingen degradiret, sondern auch in Unsere und des Reichs Acht und Aberacht also und dergestalt erklärt sein sollet, daß jeder Bube ungestraft Euch in Sprenkeln und Schlingen einfangen und Eure Köpfe statt der Raben- und Sperlingsköpfe, bei denen alljährlich abzuhaltenden Land-Wruge-Gerichten, liefern könne.

Solltet Ihr aber etwa durch Meuterei und Rotten hiergegen obmoviren wollen, so haben Wir

3. Beschlossen, tausend Strophen oder minaces Jambos von unserer Land-Miliz gegen Euch zur Execution zu commandiren.

Digitized by Google

Wenn auch Unser Allerhöchster Rathschluß und Wille ist, daß diese Verfügung öffentlich kund und zu Jedermanns Wissenschaft gelange, so soll dieselbe von denen Raben, als Unsern Bütteln, nicht nur von allen Galgen herab publiziret, sondern auch an allen öffentlichen Orten affigiret und ausgehänget werden.

Gegeben auf Unserer Residenz, den erhabenen Gleichen, den 19ten Tag des Monats August, nach der Geburt Christi im 1773sten, Unseres Condorthums im ersten Jahre.

Ad mandatum Condoricum Summum proprium.

Pacht-Erz-Canzler, mppr.

Dieser humoristische Schriftwechsel, dem bei aller scherzhaften Uebertreibung ein Körnchen Wahrheit nicht fehlte, insofern in Bürger das Gefühl einer inneren dichterischen Ueberlegenheit lebhaft zum Ausdruck drängte, störte das gute Einvernehmen der beiden Parteien nicht im mindesten. Im Gegentheil fand sich die dichterische Theilnahme der Genossen des Hainbundes an dem „Gassenhauer: Eleonore" — wie die Ballade in ihrem Strafmandat benannt wird — nur noch in verstärktem Maaße ein und es ist sicher einer der schönsten Züge aus dem literarischen Leben von vor hundert Jahren, daß wir alle jene nicht nur dem Namen, sondern der That nach befreundeten dichterischen Köpfe eifervoll und neidlos bestrebt finden, ein Gedicht, welches nicht ihr Gedicht war, von Unebenheiten zu befreien und auf eine höhere Stufe der Vollendung zu erheben. Wenn wir gegenwärtig so häufig über literarisches Coterieweſen zu klagen haben und darunter vor Allem den zu bedenklicher Höhe gesteigerten Uebelstand einer Abmessung und Austheilung von Lob und Tadel Seitens der Kritik nach dem Princip der Gegenseitigkeit der literarisch in engerem Zusammenhang befindlichen Personen verstehen,

Digitized by Google

so treffen wir hier auf die Kehrseite der Medaille. Denn auch der Hainbund ließ es sich wohl angelegen sein, wenn sich grade eine Gelegenheit bot, seinen Mitgliedern einen kritischen Liebesdienst zu erweisen, und er wird auch nicht immer jedes Wort, das in solchen Fällen geschrieben oder gedruckt ward, vorher auf die Goldwage gelegt haben, aber er mühete sich auf der anderen Seite auch redlich das Lob wirklich zu verdienen, das er seinen Angehörigen zu spenden wünschte, er war dem „Gründerthum" in der Literatur noch nicht verfallen.

Und mit welcher Unermüdlichkeit und Gründlichkeit wurde in diesem Fall gearbeitet! Flüchtig, das muß man sagen, wurde trotz der Jugend der Genossen, trotz der Neigungen, den genialischen Zug der Unmittelbarkeit walten zu lassen, das poetische Handwerk in jenem Kreise nicht betrieben. Wochenlang wird irgend ein Ausdruck erwogen, das Für und Wider erörtert, der Gesichtspunkt, von dem aus die Entscheidung zu fällen ist, kritisch festgestellt und, wenn die Sache eben ihr Ende erreicht zu haben scheint, wieder von vorn angefangen, um jedem Zweifel, jedem ausgesprochenen Einwand möglichst gerecht zu werden. Einige Verbesserungen verdankt das Gedicht zweifellos den Bemühungen und Rathschlägen der Freunde des Dichters. Die stylistisch sehr holperige Stelle (Strophe 4):

Sie frug den Heerzug auf und ab
Und frug nach allen Namen,
Doch die erwünschte Kunde gab
Nicht einer, so da kamen,

wurde auf Cramer's Vorschlag mit Glück verändert in:

Doch keiner war, der Kundschaft gab
Von Allen, so da kamen

Digitized by Google

obwohl der Dichter nicht recht damit einverstanden war und dazu bemerkte: „Die vorgeschlagene Veränderung gefällt mir freilich nicht allerdings. Ich kann aber auf keine andere kommen.“ Ebenso setzte Cramer die ursprüngliche Lesart (Str. 4):

Und warf sich hin zur Erde,

welche Bürger später in

Und taumelte zur Erde

verändert hatte, wieder in ihr Recht ein, weil es mehr eine eigenmächtige Handlung ausdrücken müsse. Und hierin hatte er unzweifelhaft Recht; auch entspricht die kräftigere Action, welche in dem „warf sich“ ausgedrückt ist, weit besser dem sinnlich vollkräftigen Mädchen, das sich „sein Rabenhaar zerrauft“ und den „Busen zerschlägt“, wie der Dichter sie uns vorführt, als das gebrochenere: „taumelte“. Eigenthümlich ist dagegen der mehrfach wiederholte Protest der Mitglieder des Hains gegen das Wort: „Angstgeberde“, welches Bürger zuerst gewählt hatte.

Und warf sich hin zur Erde
Mit wilder Angstgeberde.

Unserem poetischen Gefühl durchaus nicht widerstreitend, im Gegentheil eher von demselben bevorzugt, muß dies Wort damals etwas Unbequemes und Befremdendes gehabt haben. Wiederholt findet sich in dem Briefwechsel die Bemerkung: mit der „Angstgeberde“ sei keiner recht zufrieden, doch wisse man nichts Besseres. Bürger wählte auf dies Andrängen hin schließlich den alsdann gültig gebliebenen Ausdruck:

mit wüthiger Geberde,

was zwar nicht gerade schlechter, aber auch keineswegs entschieden besser als die erste Lesart genannt werden dürfte. In der 9. Strophe hieß es ursprünglich:

Digitized by Google

Liſch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, ſtirb hin in Nacht und Graus!
Kein Oel mag Glanz und Leben,
Mag's nimmer wieder geben!

Dieſe mit Recht als zu geſucht und ſpitzfindig in Lenorens Mund gerügten Zeilen vertauſchte Bürger mit der Wiederholung aus Strophe 5:

Bei Gott iſt kein Erbarmen,
O weh, o weh mir Armen!

Ebenſo wurde auf den Rath der Mehrheit des Bundes das von Bürger an verſchiedenen Stellen angebrachte

Haho! Haho! ha, hop, hop, hop!

als dem Fuhrmannsruf zu gleichtönend (Bürger blieb dabei, daß es ein Reiterruf ſei) beſeitigt. Bürger erſetzte es theils durch: (Str. 19)

Und hurre, hurre, hop, hop, hop!

theils durch

Und immer weiter u. ſ. w. (Str. 23.)
Und weiter, weiter (Str. 26)

hätte der Bund gleichzeitig noch das „hop, hop, hop!" zu beſeitigen vermocht, ſo würde er ſich meines Erachtens ein weiteres Verdienſt um die formelle Vollendung der Ballade erworben haben. Hierzu wurde indeſſen keine Anregung gegeben, weil die nicht unintereſſante Materie der poetiſchen Zuläſſigkeit derartiger Ausdrücke überhaupt unter keinem allgemeineren Geſichtspunkte betrachtet wurde, obgleich die Ballade reichlichen Anlaß dazu bot. Schiller hat ſpäter (in der Kritik der Bürger'ſchen Gedichte) bekanntlich den ſehr abſprechenden Ausſpruch gethan, daß das Klinglingling, Hop, hop, hop, Saſa, Huhu u. ſ. w. „nur die poetiſche Kindheit ihres Verfaſſers entſchuldigen und der zweideutige Beifall des großen Haufens ſo lange durchbringen konnte". Allein

Digitized by Google

daß dies das Kind mit dem Bade ausschütten heißt, darüber dürfte jetzt wohl kaum noch ein Zweifel sein. In der That, wo ist denn der große, fundamentale Unterschied z. B. zwischen huhu und haha! (abgesehen natürlich von dem verschiedenen Gefühl, dem ein solcher Naturlaut zum Ausdruck verhilft) und dem einfachen ha! — letzteres wird aber doch aller Orten ohne Anstand und ohne Anstoß zur poetischen Verwerthung zugelassen. Die Entscheidung ist eben nur zu entnehmen aus der Natur des behandelten Stoffes und der Behandlung im Allgemeinen und aus der grade vorliegenden Situation und der richtig gewählten Anpassung an diese im Besonderen. Machen wir davon in dem gegebenen Fall die Anwendung und gehen wir von vornherein davon aus, daß sowohl der Stoff der Ballade als die realistische Behandlungsweise die Anwendung solcher sinnlich nachahmenden Naturlaute an sich gerechtfertigt erscheinen lassen, so ergiebt sich im Einzelnen doch wohl noch ein anderer Maßstab als der, an dem hier Seitens der kritisirenden Freunde des Dichters das haho! gemessen und ungenügend befunden worden ist. Nicht aus dem einigermaßen äußerlichen Grunde, daß dasselbe mehr Fuhrmannsruf als Reiterruf sei, war die Beanstandung herzuleiten, sondern daraus, daß in allen den Stellen, in welchen der Dichter dasselbe zur Anwendung gelangen lassen wollte, das gespenstische Element bereits derart überwog, daß ein so sehr der concretesten Wirklichkeit angehöriger Ruf wie das Haho! — sei dies nun Fuhrmanns- oder Reiterruf — störend wirken mußte und also poetisch an der unrichtigen Stelle stand. Der von Bürger später geschaffene Ersatz, das hurre, hurre, zeigt meines Erachtens, daß sein dichterischer Instinkt von selbst das Richtige traf, denn dieser Laut, der an keine bestimmte Wirklichkeit

Digitized by Google

irgend welcher Art erinnert, hat gewissermaßen in der Klangfarbe etwas von einem gespenstisch unheimlichen Dahinjagen an sich, — das Einzige, was an dieser Stelle zu brauchen war und was ihr gemäß ist. Aus eben demselben Grunde ist aber das hop, hop, hop! ein ganz unglücklicher, in der hier erforderlichen Schattirung gar nicht zu verwerthender Ausdruck, da er für unsere Gefühls- und Auffassungsweise ein nicht zu beseitigendes gemüthliches Element, etwas das an die Kinderstube und das Schaukelknie des Vaters erinnert, an sich behält.

Noch einige kleine Aenderungen, die man auch Verbesserungen nennen kann, wie „Vaterunser" statt „Unser Vater" in Str. 6, „Gott im Himmel" statt „Gottes Allmacht" in der letzten Strophe nahm Bürger von seinen poetischen Freunden an, bei allen wichtigeren Punkten ließ er sich aber nicht überstimmen und überall bewährt er ein viel feineres Gefühl für das poetisch Wirkungsvolle. Der Hain hatte u. A. die Stelle bemängelt und für einen durch den Reim herbeigeführten Nothbehelf erklärt:

Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt, es klirrt der Sporn.

Bürger fertigte diese Einrede aber sehr kurz und schlagend ab, indem er an Boje schreibt: „Klirrt der Sporen — habt Ihr Alle, so viel eurer tadeln, brevi manu Unrecht. Nicht des Reims, sondern der Sache wegen ist's da. Man muß sich in den Sporen eines Gespenstes eine magische Kraft vorstellen. Alles erinnert ihn, zu eilen, der Rappe, der Sporn fängt von selbst an zu klirren, als wäre er begierig bald wieder zu stacheln. Ach! ich bemerke, ihr seht und begreift die tiefe Vortrefflichkeit noch nicht allenthalben."

Digitized by Google

Ebenso wenig ließ sich der Dichter die volksmäßigen Ausdrücke: „Herzliebster“ (Str. 15) und „trautes“ (Str. 5) entführen oder das „Nacht und Graus“ (Str. 9) und

„Komm, Küster, hier! Komm' mit dem Chor
Und gurgle mir das Brautlied vor (Str. 22),

welche dem feinen Voje nicht behagen wollten, streitig machen. Dieser hatte statt „gurgle“, „singe“ vorgeschlagen. Bürger bemerkt dazu: „Statt gurgle ist singe zu schwach. Der Geist muß eine eigne gräßliche Sprache führen. Und das gurgeln klingt mir gräßlich. Eben weil kein anderer lebendiger Mensch so spricht, so muß ein Gespenst so sprechen. Auch muß der Küster, der ein Gespenst ist, nicht singen, sondern gurgeln.“ Wie leicht ein minder sattelfester Dichter durch die Ausstellungen, welche seine Freunde vornahmen, hätte in Verwirrung gebracht werden können, ist an manchen Stellen ganz unverkennbar. Den Dialog zwischen Mutter und Tochter (Strophe 5—12) wünschte Voje „hie und da etwas kürzer und rascher“, andere fanden Strophe 7:

Hilf, Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern,
Das hochgelobte Sacrament
Wird deinen Jammer lindern u. s. w.

zu auffallend.

Glücklicherweise ließ Bürger sich nicht verleiten, an diesem mit Meisterhand und unnachahmlicher Kraft gezeichneten Gemälde irgend eine Aenderung vorzunehmen. In den Strophen des Dialogs hat der Dichter durch die äußerst charakteristisch ausgeprägte, von jeder conventionellen Phrase freie erhaltene Sprache, welche er Mutter und Tochter leiht, die große Kunstwirkung eines localen Colorits erreicht, ohne dabei zur Schilderung seine Zuflucht zu nehmen. Er zeigt sich eben darin als Meister. Denn der leiden-

Digitized by Google

schaftlich bewegte Charakter des Gedichts verträgt die eigentliche Schilderung deshalb nicht, weil der Leser oder Hörer, ergriffen von der Unruhe der Antheilnahme, sich nicht in derjenigen geglätteten Gemüthsverfassung befindet, welche erforderlich ist, um eine Schilderung mit Erfolg auf sich einwirken zu lassen. Nur mit ganz flüchtigen Pinselstrichen konnte im Fortgang des Gedichtes, da wo durch den längere Zeit andauernden Ritt gewissermaßen eine Ruhepause gewonnen wird, die Scenerie selbst als Gegenstand der Schilderung angedeutet werden, z. B. Str. 24:

Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links *)
Die Dörfer, Städt' und Flecken u. s. w.

während der leidenschaftlich bewegte Eingang des Gedichts eine Schilderung der Scenerie platterdings nicht verträgt. Die dadurch verursachte Einbuße an Anschaulichkeit ersetzt der Dichter, soweit ein Ersatz in solchem Fall überhaupt möglich ist, durch die außerordentlich prägnante Sprache, die im Dialog herrscht. Lenore und die Mutter sind so außerordentlich schön und sicher gezeichnet, sie sprechen in einer so bestimmt individualisirten Tonart, daß wir selbst

*) Diese sehr anschauliche Wendung gewann der Dichter erst in dem Augenblick, da er diese neu hinzuerfundene Strophe zum erstenmal an Boje brieflich mittheilt. Die ursprüngliche Lesart war nämlich:

Vorbei im Nu des Augenwinks.
Die Dörfer, Städt' und Flecken u. s. w.

Bürger ändert aber fast noch im Niederschreiben, indem er hinzufügt: „Wenn die dritte Zeile nicht populair genug wäre, so wiederholen Sie die erste noch einmal: „Wie flogen rechts, wie flogen links". Es wird sich nicht übel ausnehmen. Oder: „Wie flogen links und rechts und links". Wahrlich, dies scheint das Beste. Ja, Ja! dies müssen Sie durchaus nehmen.

Digitized by Google

ihr Aeußerliches vor uns zu sehen glauben, auch ohne daß dasselbe irgendwie (nur bei Lenore durch die Erwähnung des „Rabenhaars“ etwa) geschildert worden wäre. Und nicht blos das Aeußerliche der Person, denn unwillkürlich versetzt unsere Phantasie eine bestimmte Persönlichkeit auch in eine unbestimmte Scenerie und Umgebung. Der Schauplatz tritt aus dem Gestaltlosen heraus und wenn auf diese Weise auch nicht eine scharf umrissene Scenerie gewonnen wird, so wird doch so viel erreicht, daß dem Ganzen ein locales Colorit zu Theil wird. Boje übersah dies ganze Verhältniß so wenig, daß er gerade über den Mangel einer genaueren Ortsangabe klagt und daß er allen Ernstes an den Dichter das Ansinnen stellt, er möge Lenorens Kammer erst noch schildern. Er bemerkt zu der den Dialog vortrefflich abschließenden Strophe 12:

So wüthete Verzweiflung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern;
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand, bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

„Einigen scheint die Verzweiflung unnöthiger Weise (!) ausgemalt. Vielleicht wäre es nicht übel, wenn uns der Dichter ein bischen in Lenorens Kämmerlein gucken ließe. Die Scene ist so gar nicht angegeben. „Außen“ heißt's hernach. Wo ist innen? Man weiß nicht recht, wo die Worte der Verzweiflung ausgestoßen wurden.“ Bürger verliert nicht die Geduld auch hierauf zu antworten und dem Freunde das Unnütze dieser peinlichen Nachforschung nach dem Wo? mit einigem Humor zu Gemüthe zu führen. Er

Digitized by Google

schreibt: „Ich finde nicht, daß die Recapitulation (Str. 12) recht ist. Ich dachte eine Strophe zwischen zu schieben, daß Lenore wäre nach Haus transportirt worden; finde es aber in der That unnütz. Es würde weiter nichts als lang gedehnte Kauerei und Erzählung sein, die nichts Interessantes hätte. Immerhin mag man die Scene, wo die Worte der Verzweiflung ausgestoßen werden, nicht wissen. Was liegt daran zu wissen, ob die unter freiem Himmel oder in der Kammer ist. Das macht nichts zur Sache. Auch ist Lenore ohnstreitig, da es nun nachtschlafende Zeit, in ihrer Schlafkammer und warum soll man dem Leser den Transport hierher sagen? Das kömmt mir vor als wie: „den ersten erhoben sich Ihre Kaiserl. Majestät nach Wetzlar, den zweiten brachen sie von da wieder auf und erhoben sich nach —."

So wenig wie in diesem Fall, so wenig bewährt in einem anderen der Wortführer des Hains, Boje, ein feineres Verständniß für die poetische Wirkung, und wie dort so war auch hier Bürger im Recht, daß er der gegebenen Andeutung nicht folgte. Wie er dort glaubte der dramatischen leidenschaftlichen Strömung des Gedichts ein Stückchen Schilderung einverweben zu können und wie er dadurch die Gesammtwirkung nur beeinträchtigt haben würde, so empfiehlt er an einer anderen Stelle einen idyllischen Ton anzuschlagen, der dort ebensowenig hingehört. Es ist die Stelle gemeint, in der Lenore auf dem gespenstischen Roß in unheimlicher Eile dahinsaust,

Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben,

während ihr Ritter sie wiederholt mit der den Ausgang

Digitized by Google

schon vorher verkündenden Frage, die wie aus der Geisterwelt tönt, bedrängt:

Graut Liebchen auch vor Todten?

Hier überwiegt schon der Grabesschatten und der eiskalte Schauer, der Lenorens Gebein bei jeder Wiederholung der beängstigenden Frage durchrieselt, spricht sich in der immer gesteigerten, dem Entsetzen schon erliegenden Ablehnung aus:

(Str. 20). Ach nein! . . . Doch laß die Todten!
(Str. 24). Ach! Laß sie ruhn die Todten!
(Str. 27). O weh! Laß ruhn die Todten!

Was macht nun Boje hieraus? Er verweist darauf, daß in der alten Ballade der Ritter einpaarmal fragte: „Schön Liebchen, graut dich nicht?" und zur Antwort erhalte: „ich bin ja bei dir", was auch hier hätte benutzt werden können und zwar ungefähr so:

„Graut Liebchen auch? Wie sollte mir?
Ich bin, mein Wilhelm, ja bei dir?

Ich gebe (schreibt Boje ziemlich naiv) Ihnen nur die rohe Idee. Sie werden schon was draus machen, wenn sie gut ist." In diesem Falle bedurfte es keiner längeren Auseinandersetzung. Der Dichter fühlte die völlig falsche Tonart, das disharmonische Auseinanderklingen des gespenstischen unheimlichen Treibens, das auch Lenore mit Angstempfindungen zu umschnüren beginnt, mit dem idyllisch-friedfertig-beruhigten Ausdruck ihrer als Verbesserung vorgeschlagenen Antwort so lebhaft, daß er es bei einer kurzen Ablehnung bewenden ließ, indem er nur auf den inneren Widerspruch, in dem Eins mit dem Anderen stehen würde, aufmerksam macht.

Die vorstehende Aufzählung, die sich noch um einige Punkte erweitern ließe, zeigt wohl hinlänglich, daß ein guter

Digitized by Google

Stern über dem vortrefflichen Gedicht leuchten mußte, wenn der Guß so rein gelingen sollte als er in der That gelungen ist. Das wohlmeinende Ungeschick der Freude war nahe daran, die Glockenspeise mit allerlei Zuthaten zu würzen, welche die den höchsten Kunstzwecken entsprechende Vollendung derselben erheblich beeinträchtigt haben würden. *) Da indessen Bürger in der Hauptsache seines Weges sicher war, so gereichte ihm das Zusammenarbeiten mit den Freunden zum nicht geringen Vortheil, wie denn außer den bereits aufgezählten stylistischen und formellen Aenderungen die schöne Strophe:

(Str. 20.) Zur rechten und zur linken Hand
Vorbei vor ihren Blicken,
Wir flogen Anger, Haid' und Land
Wie donnerten die Brücken
u. s. w.

und ebenso die ähnlichen Strophen 24 und 27 notorisch auf eine Anregung des Hains zurückzuführen sind, in dessen Namen Boje in dem in der vorliegenden Sammlung zum

*) Dies besonders zu betonen dürfte nicht ganz überflüssig erscheinen, damit sich nicht ein literarischer Mythus ausbilde und festsetze, der das thatsächliche Verhältniß geradezu auf den Kopf stellt. So erinnere ich mich, in einer Besprechung des Bürger'schen Briefwechsels durch W. Buchner in den Blättern f. literar. Unterhaltung u. A. gelesen zu haben: „Man darf dreist sagen, wären Bürger's Lenore und andre Gedichte der ersten 70er Jahre in ihrer ursprünglichen Gestalt, ohne den Beirath des Hainbundes und vornehmlich Boje's auf die Nachwelt gekommen, so wäre der Dichter fast gänzlich veraltet, weil unsere Zeit die genziale Roheit des ersten Entwurfs durchaus nicht mehr vertragen kann." Einen genial-rohen „ersten Entwurf" der Lenore giebt es nun gar nicht, die ursprüngliche Form ist, wie wir gesehen haben, bis auf ganz geringe Abweichungen von dem Dichter durchaus aufrecht erhalten worden und die Behauptung des Gegentheils ist völlig unbeweislich und unbewiesen; insofern kann sie sich denn allerdings auch dreist nennen.

Digitized by Google

erstenmal veröffentlichten kritischen Brief vom 13. September 1773 berichtet: „Im Hain wünscht man die Länge der Reise mehr angedeutet und etwa durch Bestimmung der Oerter anschaulich gemacht, z. E. sie ritten über den Fluß, Berg u. s. w." Mit welch' genialem Griff wußte der Dichter aus dieser kahlen Anregung das Entsprechende zu gestalten. Er selbst aber war sich auch wohl bewußt, das Richtige getroffen zu haben und triumphirend schreibt er nach der Mittheilung der Strophen im nächsten Brief an Boje: „Leutlein, was sagt ihr zu diesen Einschiebseln? Sind sie nicht überköstlich? Und könnte eure Idee vollkommner ausgedrückt werden?" Es bleibt zu bedauern, daß die Aufmerksamkeit der Verbündeten die Schlußstrophen des Gedichts nicht schärfer ins Auge faßte. Dies geschah nicht, im Gegentheil, — Boje schreibt ausdrücklich: „Wider den ganzen Schluß ist kein Wort zu erinnern." Und doch wäre es wohl der Mühe werth gewesen, in Erwägung zu ziehen, ob die bekannte Stelle, in welcher der Tod sich aus dem gespenstigen Reiter entpuppt, nicht zu ändern war. Der Tod „mit Stundenglas und Hippe" und noch dazu zu Pferde ist und bleibt eine Vorstellung, welche auf die Phantasie keineswegs mit Schaudern eindringt, während doch hier gerade der Gipfel des Schauders erreicht werden soll und das:

Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab wie mürber Zunder u. s. w.

erinnert an allerlei theatermäßige Verwandlungen, die eben an dieser Stelle am wenigsten uns vor die Seele treten dürften. Glücklicherweise hebt die nächste Strophe von großartiger Wirkung uns wieder mit mächtigem Schwung über den schwächeren Eindruck der vorhergehenden hinweg. Der

Digitized by Google

kurze zusammengedrängte ergreifende Abschluß von einer plastischen und gleichzeitig musikalischen Gewalt sonder Gleichen:

Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp
Und sprühte Feuerfunken
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz mit Beben
Rang zwischen Tod und Leben.

verräth die Meisterhand in jeder Zeile.

Bürger ist im Balladenfach nie wieder ein Wurf wie die Leonore gelungen. Sein „wilder Jäger", von dem er so hoch dachte, daß er 1775 an Boje schrieb: „mein wilder Jäger wird entweder ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn oder ein Hundsfott; je länger und je mehr ich daran arbeite, desto höher steigt mein Ideal von der lebenden und webenden episch-lyrischen Poesie. Wenn ich's erreiche, wird hinfort Lenore nur mein Mond, dies aber meine Sonne sein" — dies so erwartungsvoll begrüßte Gedicht ist poetisch ungleich schwächer wie die Lenore und in der That kaum mehr als Mittelgut. „Lenardo und Blandine" dürfte in der Kraft des Ausdruckes und in Allem, worin die eigenthümlichen Vorzüge der Bürger'schen Muse bestehen, kaum unter die Lenore zu setzen sein, wird aber durch das eingeflochtene Schaudermotiv, demzufolge der Prinzessin das „rauchende, pochende" Herz ihres Geliebten im goldnen Geschirr dargereicht wird, bis zur Ungenießbarkeit entstellt.

Wie weit Bürger zu der Schöpfung seiner „Lenore" durch ein bereits vorhandenes ähnliches Gedicht, durch einen alten Sagen- oder Balladenstoff angeregt worden sein mag, ist bekanntlich nie ganz genau zu ermitteln gewesen und ist

Digitized by Google

es auch jetzt nicht, fest steht — wie dies auch in einer interessanten Abhandlung von W. Wackernagel hervorgehoben wird (vergleiche aus dessen Nachlaß: Kleinere Schriften II. Band 1873) — daß in Niederdeutschland ehemals eine Legende weit verbreitet war und im Volksmunde lebte, welche mannigfache Anklänge und einzelne auch in die Bürger'sche Ballade übergangene Wendungen, so namentlich das:

Der Mond scheint hell,
Die Todten reiten schnell,
Feins Liebchen, graut dir auch?

enthielt. Sehr wahrscheinlich hat aber Bürger von dieser alten Sage nur den allerallgemeinsten Umriß aus dem Munde eines Hausmädchens — wie Voß berichtet — oder eines Bauermädchens, die Bruchstücke desselben sang — wie Althof an Nicolai schreibt — kennen gelernt und jedenfalls hat er den Hauptinhalt des Lenorens-Gedichtes, das, was ihr die viel tiefere Färbung des Grausigen verleiht, aus eigenen Mitteln hinzugethan: das ist die Erscheinung des Geistes als eine Verkörperung des rächenden Strafgerichts, das Lenore durch ihr vermessenes Hadern mit dem Himmel über sich herauf beschworen und das sie nun durch trügerischen Spuk mit der Vernichtung des Leibes ereilt, denn für die Seele bleibt der Vorbehalt:

Gott sei der Seele gnädig!

Von dieser Wendung, welche ein sehr mächtiges Motiv des Entsetzens, — dasjenige, welches den Menschen allemal befällt, wenn er an die Wirkung einer Auflehnung gegen die über Leben und Tod gebietende Uebermacht denkt — in der wirksamsten Weise verwerthet, wußte der alte Balladenstoff nichts. In ihm nahm der gespenstige Reiter die trauernde Geliebte mit sich, um noch im Tode mit ihr die Ver-

Digitized by Google

einigung zu feiern, genau entsprechend der in vielen Märchen und Gedichten enthaltenen Vorstellung, daß rastloser Schmerz der Hinterbliebenen auch dem Todten im Grabe Rast und Ruhe nimmt und ihm noch einmal einen Zusammenhang mit denen, die er geliebt, gewissermaßen aufzwingt. In ihm konnte und durfte daher auch jener idyllische Ton anklingen, der sich in der oben bereits erwähnten Antwort des Mädchens an den Reiter ausspricht, „wie sollte mir grauen, ich bin ja bei Dir," denn die ganze Situation ist, wenn auch gespenstisch gefärbt, doch ihrer innersten Tendenz nach ganz frei von der unheimlichen Gewalt des Schreckens, die erst Bürger hineinlegte, indem er das Motiv der rächenden Vergeltung der beleidigten Schöpfermacht zur Geltung brachte. Hier ist daher Bürger völlig original und wohl mochte er sich dessen berühmen, indem er an Boje schrieb: „Das ist eine Ballade, die sich gewaschen hat und ganz original, ganz von eigner Erfindung." Aber es ist nicht einmal diese Originalität, welche den Hauptruhm des Schöpfers der Lenore ausmacht, der unvergängliche Werth der Ballade ruht in der vollendeten künstlerischen Gestaltung des Motivs, in der sicheren Beherrschung aller Mittel für den beabsichtigten Zweck der Kunstwirkung, in der unvergleichlichen Kraft und Präcision, mit der jeder Hammerschlag genau auf die Stelle geführt ist, die getroffen werden sollte und in dieser Beziehung rechtfertigt jede erneute eingehende Prüfung den Ausspruch August Wilhelm von Schlegel's, der banal klingen könnte, es aber der „Lenore" gegenüber nicht ist: sie würde, wenn Bürger auch sonst nichts gedichtet hätte, allein hinreichen, ihm die Unsterblichkeit zu sichern.

Digitized by Google

IV.

Ein Volksdichter.

Als Schiller seine stahlgepanzerte Kritik der Bürger'schen Gedichte schrieb, schwebte ihm das Ideal der Aufgabe und des Wesens eines Volksdichters vor, dem er in den folgenden Sätzen Worte lieh: „Welch' Unternehmen dem ekeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein, — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kindesverstand des Volks anzuschmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich, ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffes und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Jenen müßte der Dichter ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig untersagen und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen bloß menschlich ist, gleichsam den verlorenen Zustand der Natur zurückrufen. In stillschweigendem Einverständniß mit den Vortrefflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volkes an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sinnlichen Trieben eine Nachhülfe geben und das Leidenschaftsbedürfniß,

Digitized by Google

das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft nutzen. Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affect der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reineren und geistreicheren Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affecte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausbruch auf den Lippen des Volkes veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkers in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben."

Ich weiß nicht, ob Schiller jemals in die Lage gekommen ist, den Lorbeer, den er Bürger vorenthalten zu müssen glaubte, nach einer anderen Seite hin auszutheilen; soviel bekannt, ist keinem der zeitgenössischen Dichter eine solche hohe Anerkennung zu Theil geworden. Schiller selbst sprach es aus, daß er Bürger für denjenigen halte, welcher, der Kraft und Leistungsfähigkeit nach, den nächstberechtigten Anspruch darauf habe, ein Volkssänger zu heißen, und doch wie tief erblickte er ihn unter der Grenzmarke, die er bezeichnet, wie sehr fühlte er sich, eben durch Bürger, herausgefordert mit fast verletzender Schärfe die Würde der Kunst und ihrer Aufgaben gegenüber einem Bänkelsängerthum und einer in die Niederungen des Lebens breit sich ergießenden Popularität zu wahren. Die Schiller'sche Zeit kannte die Gattung unserer heutigen volksmäßigen Bühnenliteratur, das Geschlecht der Volksstücke mit Gesang in so nnd so viel Abtheilungen, der „Lebensbilder", der Possen noch nicht. Sie

Digitized by Google

alle, die mit dem Niedergang der dramatiſchen Kunſt in der Gegenwart einen ſo betrüblichen Aufſchwung genommen, waren jenen Tagen noch fremd oder hatten doch wenigſtens nicht eine Bedeutung und Verbreitung gewonnen, welche die Kritik zu einem ernſthaften Waffengang herausgefordert hätte. Wie viel ſchärfer würde ſonſt Schiller noch gegen dieſe Entweihungen einer volksmäßigen Bühnenkunſt zu Felde gezogen ſein, er, dem die dramatiſche Muſe berufen ſchien, den höchſten Preis zu ertheilen, auf den der Dichter überhaupt Anſpruch erheben könne. Und doch giebt es ja auch in dieſen Wüſteneien noch Oaſen, grüne, ſaftgeſchwellte Flächen voll üppigen, quellenden Lebens. Ja, ich möchte behaupten, daß der Dichter, dem die nachfolgenden Zeilen gelten, der ſeit einigen Jahren vorzugsweiſe die volksmäßige Bühnenliteratur cultivirt hat, mehr wie irgend ein anderer dem Schiller'ſchen Ideal eines Volksdichters nahe kommt. Mehr wie irgend ein Anderer ſcheint er mir ſowohl im Streben wie im Vermögen, im ſchaffenden Können den Anforderungen gerecht zu werden, die der große Dichter keinem, der um die Palme ringt, erlaſſen wiſſen wollte, und mehr wie mancher gefeiertere und populärere Name ſcheint er mir Anſpruch darauf zu beſitzen, daß die Gegenwart ſich ſeines Beſitzes freue und ihn als eine ihrer ſchönſten Zierden in Ehren halte.

Es iſt der öſterreichiſche Dichter L. Anzengruber, den ich hiermit meine, der Verfaſſer des Pfarrers von Kirchfeld, der Kreuzelſchreiber, des Meineidbauern, des G'wiſſenswurm, des ledigen Hof, des vierten Gebot u. ſ. w. und noch mancher anderer Bühnenſtücke, die wenig oder auch gar nicht bekannt geworden ſind. Denn wie es den meiſten dramatiſchen Talenten ergeht, ſo hatte auch Anzengruber, als er 1870 mit dem Pfarrer von Kirchfeld einen erſten durchſchlagenden

Digitized by Google

Erfolg errang, bereits eine lange Vorschule zu überstehen, ein gründliches Privatissimum durchzumachen gehabt, d. h. er hatte 11 Jahre lang Volksstücke, jedes Jahr durchschnittlich eins, sämmtlich für sein Pult geschrieben. Anzengruber's Name hat auch außerhalb Oesterreich guten Klang, da sein Pfarrer von Kirchfeld außerordentlich viel von sich reden machte und er außerdem in der neuesten Zeit durch einige in vielverbreiteten Zeitschriften veröffentlichte Skizzen einem größeren Leserkreis bekannt geworden ist. Er ist sogar gewissermaßen in die Mode gekommen, was sich am ehesten daraus abnehmen läßt, daß sein Name gegenwärtig häufig mit Vorliebe als der eines Mitarbeiters aufgeführt, demselben also eine besondere Zugkraft für das Publikum beigemessen wird. Dennoch sind grade seine besten Sachen bei uns in Nord- und Mitteldeutschland nur wenig bekannt. Wer liest Bühnenstücke? Fast Niemand, man will sie eben sehen, man will ihre Bekanntschaft an der Stelle machen, wo sie hingehören und man hat ja unzweifelhaft das größte Recht hierzu. Einen Bildhauer und sein Werk lernt man nur aus der unmittelbaren sinnlichen Anschauung desselben kennen. So wie er es hingestellt, muß es auf uns wirken. Ein Theil der Wirkung ist an dem Stoff, in dem er gearbeitet, so zu sagen gebunden und keine noch so gelungene photographische oder sonstige Nachbildung kann uns einerseits die greifbare Plasticität des Stofflichen, andererseits die specifische Qualität dieses letzteren, wenigstens in manchen Fällen, wie z. B. beim Marmor, ersetzen. Wie in diesem Fall, so geht auch bei der Reproduction des Bühnenstücks, welche der Leser vornimmt, indem er statt der sinnlichen Anschauung die eigne nachdichtende Phantasiekraft in Anspruch nimmt, Unersetzliches verloren — aber freilich, wie dort so

Digitized by Google

wird auch hierbei doch ein Ersatz gewonnen, der um so werthvoller anzuschlagen ist, je höher das Original steht, auf dessen Bekanntschaft man sonst ganz zu verzichten hätte. In diesem Fall aber befinden wir, befindet sich unser norddeutsches Publikum überhaupt Anzengruber gegenüber. Seine Dramen, von denen jetzt etwa 12, die er in den letzten acht Jahren geschrieben, vorliegen, werden bei uns so gut wie gar nicht gegeben. Die Ursachen zu erörtern, die theils mit dem Charakter der Anzengruber'schen Stücke, mit der Schwierigkeit, dem österreichischen Idiom gerecht zu werden, sowie mit der Gesammtheit unserer Theaterverhältnisse zusammenhängen, würde hier zu weit führen. Die Thatsache aber steht fest. Einzelne Ausnahmen, wie daß z. B. der ledige Hof und die Kreuzelschreiber einige Wiederholungen auf Bühnen zweiten Ranges sowohl in Dresden wie in Berlin erlebt haben, ändern in der Hauptsache nichts und — was nicht zu übersehen! — diese Ausnahmen machen auf Wiederholungen nicht begierig. Die sogenannten „Anzengruber Abende", die 1877 auf einer kleineren Berliner Bühne veranstaltet wurden, konnte man eher eine Hinrichtung als eine Aufführung des Dichters nennen, in so schreckenerregender Weise verunstaltet war die Darstellung der beiden, auf einen Abend zusammengedrängten und zu diesem Behuf unbarmherzig zusammengestrichenen Volksstücke: Der ledige Hof und die Kreuzelschreiber. Besser gerieth es mit dem Pfarrer von Kirchfeld, den die Wiener Hofschauspieler selbst in Berlin einige Male zur Aufführung brachten.

Genug, die Anzengruber'schen Volksdramen haben wenig Aussicht, bei uns die Bretter zu beschreiten, und thut sich einmal eine Aussicht auf, so ist dieselbe meistens wenig verlockend. Besser ist es daher von vornherein nach dieser

Digitized by Google

Seite hin Verzicht zu leisten, den Dichter selbst aber festzuhalten und seine Dichtungen sich so zu eigen zu machen, wie man es als Leser nur kann. Ich für mein Theil habe aus der Lectüre derselben stets und wiederholt den größten Genuß geschöpft, und es ist mir manchmal beinahe so vorgekommen, als ob ich den Gestalten des Dichters lieber außerhalb als innerhalb des Theaters begegnete. Denn ein oder der andere gute Schauspieler genügt hier nicht, an alle wird die Aufforderung gestellt, einfach zu charakterisiren und die Darstellung mit jenem Hauch der Unmittelbarkeit zu beleben, der nur dem wahren Talent, den höher begabten Künstler-Naturen eigen ist. So gewiß die poetischen Gebilde des Verfassers durch eine vollendete Aufführung unendlich gewinnen werden, so gewiß müßten sie durch eine Darstellung, der nicht die höchste Simplicität der Naturwahrheit eigen ist, bis zur Widerwärtigkeit entstellt werden. Anzengruber's Gestalten — wenigstens die in seinen besten Stücken — sind so mustergültig echte Menschen, daß jeder geringfügigste theatralische Aufputz ihnen widersteht, ihrem Wesen einen fremden Zug beimischt, der dasselbe völlig entstellt und verdirbt. Man beachte z. B. die folgende Stelle aus den „Kreuzelschreibern", in welcher der Steinklopferhans schildert, wie er dazu gekommen sei, seinen Frieden mit dem Leben abzuschließen und eine Herzensfröhlichkeit zu gewinnen, die ihn nie wieder verlassen habe — wie schwierig ist es für diese eigenthümliche Mischung von Naturkraft, Humor und Gemüthstiefe, den richtigen Ton zu treffen, wie leicht wird durch eine einzige falsche Klangfarbe der ergreifend hoheitsvolle Charakter dieses Ergusses vermischt. Das Ganze sinkt alsdann zur Tirade herab, die um so widerwärtiger wirken müßte, je tiefer das Geheimniß der Menschenbrust

Digitized by Google

iſt, dem der Dichter dort den Ausdruck geliehen. Der Steinklopferhans berichtet alſo über die arme, freudloſe Kindheit und Jugend, die er, der Sohn einer Kuhdirn', „zu dem ſich kein Vater hat finden woll'n", faſt vom erſten Athemzug an verlebt, wie er nirgendwo, da ſeine Mutter bald nach ſeiner Geburt verſtorben, ein wenig Liebe genoſſen, wie er überall in Kirch' und Schule habe zurückſtehen müſſen und im ganzen Dorf Jeder ihm den Groſchen habe ſpüren laſſen, den er zu ſeinem Unterhalt beiſteuern gemußt. Schließlich, da er erwachſen, hätten ſie ihn in einen Steinbruch geſetzt „und wie ein Einſiedel hab'ns mich da ſitzen laſſen, zwiſchen Wurzeln und Kräuter und Waſſer, ohne Anſprach." Dann habe ihn eine Krankheit hingeworfen, er ſei zuerſt trotzigen Sinns, dann aber, wie ſich Tag für Tag Niemand, aber auch Niemand um ihn bekümmert habe, „z'tiefſt in die Seel h'nein weh' word'n." Und nun heißt es weiter:

Und wie ich ſo recht ſchwach und elendig mal da drin lieg — Mittag war's grad und die Sonn hat ſo freundlich g'ſchienen, wie nie, — da denk ich mir: H'naus, h'naus! — Sollſt verſterb'n, ſtirbſt draußt; die grün' Wieſen bereit't Dir a weiche Tuchet unter, und d' Sonn druckt Dir die Augen zu, Du ſchlafſt ein und wirſt nimmer munter, der Tod is nur a Bremsler, was kann Dir g'ſchehn? — Mühſelig hon ich mich fortg'ſchleppt aus der Hütt' — bis dort h'nunter, — ſiehſt, — — wo der Wald anhebt — dort wo die zwei großen Tannbäum ſteh'n, zwiſchen dö bin ich in's Gras g'fall'n und dort hon ich die Eingebung g'habt. — So ſtill war's dort und ſo warm in der Sonn' z' lieg'n — vorn die grün' Wieſen, die blau'n Berg' und's Thal, wie in ein weißen Brautſchleier, unten, und über All'm der helle, lichte Himmel! — Da is a tiefer Fried über mich kommen und es iſt mir durch die Seel' zog'n, dös ſiehſt ſchon noch a mal! — und dann — dann bin ich wie todt g'legen, ich weiß nit wie lang! — Und wie ich wieder munter werd' is die Sonn' ſchon zum Untergeh'n — paar Stern ſein dag'hängt, nah wie zum Greifen — tief im Thal hat's aus die Schornſtein g'raucht und die Schmieden unt' am Waldrand hat h'rauſg'leucht,

Digitized by Google

wie a Feuerwurm; vor mir auf der Wiesen hab'n die Käfer und die Heupferd sich plagt und a G'schrill g'macht, daß ich schier hätt' drüber lachen mögen, — über mir im Gezweig sein die Vögel g'flattert, und über All's hin is a schöne linde Luft zog'n. — Ich betracht dös — und ruck — und kann ohne B'schwer auf amal aufsteh'n — und wie ich mich noch so streck' und in die Welt hineinschau, wie sie sich rührt und laut und lebendig is um und um — und wie d' Sonn' und d' Stern h'runter und h'rauftämmen, — da wird mir auf einmal so verwogen, als wär ich von freien Stucken entstanden, und inwendig so wohl, als wär's hell' Sonnenlicht von vorhin in mein Körper verblieb'n . . . und da kommt's über mich, wie wann Eins zu ein'm Andern redt: Es kann Dir nix g'scheh'n! Selbst die größt' Marter zält nimmer, wann vorbei is! Ob d' jetzt gleich sechs Schuh tief da unter'm Rasen liegest, oder ob d' das vor Dir noch viel tausendmal siehst, — es kann Dir nix g'scheh'n! — Du g'hörst zu dem All'n und dös All' g'hört zu Dir! Es kann Dir nix g'schehn! — Und dös war so lustig, daß ich's all' Andern rund herum zug' jauchzt hab: Es kann Dir nix g'scheh'n! — Jujuju! — Da war ich's erstmal lustig, und möcht's, sollt a kein Andrer traurig sein und mir mein lustig Welt verderb'n! —

Ich werde hier einen Augenblick bei den „Kreuzelschreibern" verweilen, um wenigstens an einem Beispiel zu zeigen, mit welch' glücklichem Griff der österreichische Dichter Stoffe aus der Zeitbewegung zu packen und zwar in bestimmtester Auffassung und Anschauung hinsichtlich der ethischen Bezüge, aber doch frei von jeder plumpen Tendenzmacherei zu gestalten versteht. Grade dadurch ergiebt sich die glücklichste Wirkung. Der Dichter läßt die altkatholische Bewegung in irgend ein österreichisches Dorf hineinspielen und dort einen Conflict anstiften, bei dem es zunächst ohne alle ideale Motive hergeht. Der „Großbauer von Grundldorf," der vermöglichste Bauer in der ganzen Umgegend, dem Neuerungen überhaupt sehr wenig passen und der daher auch auf religiösem Gebiet conservativ ist, hat in einer Bauernversammlung eines Nachbardorfs eine im altkatholischen

Digitized by Google

Sinn abgefaßte Adreſſe zur Unterſchrift vorgelegt. Die geringen Bauern dieſes Nachbardorfs, ohne Intereſſe und Verſtändniß für die Sache, haben unterſchrieben, weil der junge „Gelbhofbauer", der reichſte aus ihrer Mitte, es ihnen vormacht und dieſer wiederum hat ſeine Unterſchrift nicht geweigert, weil der Großbauer ſein naher Anverwandter iſt. Nur der Steinklopferhans, das ärmſte Mitglied der Gemeinde, der aber gleichwohl wegen ſeines ganzen überlegenen Geiſtes und ſeines ſcharfen Witzes in einem gewiſſen Anſehen, namentlich bei den jungen Burſchen ſteht, hat ſeine Kreuzes-Unterſchrift nicht hergegeben und damit deutlich genug bekundet, daß er nicht allzuviel von der ganzen Sache halte und jedenfalls nicht mit den Unterzeichnern eines Geiſteskind ſei. Im zweiten Akt entwickelt ſich nun der Gegenſchlag. Die Kapläne haben ſich hinter die Frauen geſteckt und ihnen in der Beichte Vermahnungen und Verhaltungsmaßregeln ertheilt, um die altkatholiſche Zuſtimmungsadreſſe nicht zu Stande kommen zu laſſen. Der erſt kürzlich verheirathete Gelbhofbauer, der ſich ſehr viel auf ſeine Selbſtſtändigkeit einbildet, bekommt es mit ſeiner Frau, einer jungen, reſoluten Bäuerin, zu thun. Die Scene, in welcher der Dichter dies ausgeführt hat, iſt des größten Meiſters würdig, unübertrefflich in Naturtreue, in der ſicheren Charakterzeichnung und dem behaglich ſpielenden Humor. Mit allen Liſten der Evastöchter wohl beſchlagen, ſucht Joſefa auf alle erdenkliche Weiſe ihren „Tonl" kirre zu machen, um ihn zu bewegen, ſich eine Buße für die von ihm begangene ſchwere Sünde auferlegen zu laſſen, aber der Gelbhofbauer weicht ihr immer geſchickt aus und es iſt ihm nicht beizukommen. Nur das geht ihm ſehr nahe, daß die „Seferl" ihm Mutterfreuden andeutet und, auf dieſes große Ereigniß geſtützt, ſeine

Digitized by Google

Nachgiebigkeit erbittet. Da kommt es ihm denn freilich vor, als müßte er ſich es doch noch einmal überlegen, denn wie kann er der Seferl in dieſem Zuſtand etwas abſchlagen? Nun folgt die meiſterhaft entworfene Schlußſcene:

Anton (ſehr bedenklich). Du, Seferl, ſag mir doch amal — wann ich nachgab, was mußt ich denn eigentlich thun?

Joſefa (immer beſchönigend). Hör' zu, Tonl, es is nit ſo viel, wenn man die groß' Verſündigung bedenkt und Du haſt in der Sünd' den Leuten a Beiſpiel geb'n, mußt's jetzt a in der Buß!

Anton. Ah ja, weißt nur, in der Sünd geht dös allmal leichter!

Joſefa. Du mußt Dein Unterſchrift verlaugnen.

Anton. Verlaugnen? Ich kann doch nit ſag'n, s' is nit die Meine?

Joſefa. Sag halt, Du häſt's nit verſtanden, um was ſich's dreht, Du wärſt nit ganz nüchtern (nüchtern) g'weſen.

Anton. Dös war a Lug und a zweite Sünd!

Joſefa. Selb' is a Nothlug zu ein guten Zweck, — dö verzeiht unſer Herrgott!

Anton (perplex). Aber Seferl — na hörſt — Dir hab'n 's aber ſchöne Stückl'n beibracht!

Joſefa (von nun ab diktirend). Erſt nimmſt alſo als Erſter Dein Unterſchrift a z'erſt zuruck —

Anton. Da ſtoß ich'n Vettern, n' Großbauer, vor'n Kopf und d' Leut im Ort werden mich leicht auch noch ein Trottl heißen.

Joſefa. Beſſer ein reich Vettern verloren, als 's Himmelreich, beſſer da unt' a Trottl —

Anton. Laß' mich aus, zwiſchen dö Trotteln unten und dö Trotteln oben is g'wiß kein Haarl (Haar) Unterſchied.

Joſefa. Laß Ein's doch ausreden! Dann ſchnürſt Dein Binkerl —

Anton. Mein Binkerl?

Joſefa. Nimmſt's auf'n Buckel —

Anton. Nimm's auf'n Buckel — und — ?

Joſefa. Und wallfahrſt zur Buß nach Rom.

Anton (ringt vor Erſtaunen nach Athem, ganz ruhig). Nach Rom? — Sunſt nix?

Joſefa. Sunſt nix!

Anton. Dös werd' ich mir doch erſt a wengerl überleg'n!

Joſefa. So iſt's feſtg'ſetzt und ſo muß's g'halten werd'n!

Digitized by Google

Anton. Dös Rom liegt doch nit da gleich um's Eck? (Geht zum Schrank und nimmt seinen Rock heraus.)

Josefa. Möchst nit a leichte Buß auch noch? — Wohin willst denn?

Anton. No, nach Rom noch nit!

Josefa. Leicht ins Wirthshaus?

Anton. Dös ehnder!

Josefa. Da bleibst, sag' ich! Der Mann g'hört nit ins Wirthshaus!

Anton. Na, ich weiß's schon, nach Rom g'hört er! Aber eben's d'rum, weil jeder Schritt vom Haus weg jetzt schon meiner Wallfahrt zu Guten kimmt, so bin ich a im Wirthhaus Rom naheter als d'erhoam!

Josefa. Du, Toni trau' mir nit, narr'n laß ich mich nit! Ich seh' schon, Du willst wieder ausweichen und ein G'spaß aus'm Ganzen machen; aber dös sag' ich Dir, Du geh'st mir nit von der Stell, bist D' mir Dein Wort geb'n hast, daß D' thust, wie's nöthig ist zu Dein Seelenheil!

Anton. Mei' Seel' is eh' ganz heil, es thut ihr nindascht nix weh! (Ihr näher tretend.) Aber Eins, Seferl, g'freut mich doch bei denen Sachen.

Josefa (weicht zurück). Bleib' mir vom Leib'!

Anton (zudringlich). No, laß Dir doch „b'hüt Gott" sag'n!

Josefa (schreiend). Net anrühr' mich, sag' ich!

Anton. Na, na, ich beiß Dich net! — Schau, Seferl, mußt Dich nit giften; dös that Eng schaden! Selb' g'freut mich doch, daß D' mir dös g'sagt hast.

Josefa. Du depeter Ding Du! Meinst denn, dös is wahr? Selb war auch nur a Nothlug' zu ein' guten Zweck!

Anton. Jesses, heilig Mutter Anna! Selb wär' nit wahr?

Josefa (heftig). Na, nit wahr is's und soll a nimmer wahr werden, wann D' Dich nit anderscht besinnst! Und ausg'redt haben wir jetzt und nach der Vermahnung, die wir heut kriegt hab'n, halt ich mich auch! A christlich Weib kann sich nicht mit so ein unchristlich Mann abgeb'n! Bis D' nit Reu und Buß d' erweckt hast, darfst mir nit in d' Näh' kämma, und schon heut riegl' ich mich ein in der Kammer und Du kannst auf'm Heuboden schlafen, so lang Dir g'fällig is! (Ab zur Seite, indem sie die Thür hinter sich zuschlägt.)

Anton (blickt ihr überrascht nach). No, dös is lustig! — Es wird sich aber schon geb'n, wenn nur erst a Reichtel Zeit ins Land

Digitized by Google

gangen is! — Hahaha, liebe Seferl, werd'n wir halt ſehn, wer's länger aushält in der Kloſterei! (Plötzlich wild, indem er mit der Fauſt in den Tiſch ſchlägt.) Himmelheiligkreuzdonnerwetter! ich möcht' doch wiſſen wie's dazu kämen, daß ſie ſich zwiſchen Mon und Weib einmiſchen! —

In den letzten Worten hat der Dichter bereits angedeutet, was ihm als die eigentlich ſchwerſte und nicht zu vergebende Verſündigung in dieſem ganzen Conflict erſcheint, gegen welchen Feind daher unter allen Umſtänden Front gemacht werden muß, wie man ſich auch ſonſt die Glaubensſätze zurecht legen möge, — es iſt gegen diejenigen, die in angemaßter Oberherrlichkeit das Naturverhältniß umkehren, das Familienheiligthum antaſten und, um Sieger zu bleiben, ſich zwiſchen Mann und Weib eindrängen. Ein Streiflicht, nur eben auftauchend und dann wieder verlöſchend, aber voll tragiſcher Gewalt und grell beleuchtend fällt an dieſer Stelle in den Fortgang der Handlung. Der Dichter führt uns eine Wirthshausſcene vor, in welcher er mitten unter dem lamentablen Katzenjammer der auf den Heuboden verwieſenen und mit der Ausſicht nach Rom zu wandern bedrohten Bauern, mitten unter die übermüthigen Späße der die „Kreuzelſchreiber" deshalb verlachenden „Burſche", einem herzſchneidenden Weh das Uebergewicht verſchafft. Es iſt die Klage eines hochbetagten Bauern, der 50 Jahre mit ſeinem Ehegeſpons in Frieden gehauſt und dem ſeine Annemirl nun am Rand des Grabes, der Weiſung des Kaplans folgend, den Stuhl vor die Thüre geſetzt hat. Ergreifenderes als die Schilderung des über ihn hereingebrochenen Elends, die der bereits halb kindiſche Greis den um ihn verſammelten Bauern giebt, kenne ich auch in den berühmteſten poetiſchen Meiſterwerken nicht, wenigſtens iſt mir keine Stelle erinnerlich, in der die ergreifende Wirkung ſo rein

Digitized by Google

durch die realistische Kraft der Schilderung bewirkt ist, ohne daß der Dichter an ein anderes Gefühl in unserer Brust als das Mitleid *) appellirte.

Man fühlt, daß hier ein frommer Mord begangen ist, daß ein Menschenleben nicht sowohl auf dem Spiele steht als bereits verspielt ist — um Pfaffengezänkes willen, und in diesem Sinne erfüllt sich denn auch das Schicksal des alten Brenniger, der, da es ihm in seiner Hütte nicht mehr geheuer, in die Nacht hinaus wandert und dabei den willkommenen Tod in einem Waldbach findet.

Unterdessen hat sich eine Wirthshausrauferei entwickelt. Der junge Gelbhofbauer, schon halb zermürbt durch die Trennung von seiner „Seferl" und nun noch windelweich geschlagen, kriecht zu Kreuz und gelobt seinem Weib, das ihn dann wieder zu Gnaden aufnimmt, nach Rom zu wallfahrten. Als ihm aber bald darauf die Kunde vom Tod des alten Brenninger wird, sieht er das Ding doch mit anderen Augen an. Eine Nachgiebigkeit, die denen zu Gute kommen müßte, die sich so schwer an dem alten Mann versündigt, scheint ihm eine verwerfliche Schwäche und in seiner Rathlosigkeit wendet er sich nun an den Steinklopferhans. Hier ist die oben gedachte Scene, in welcher der Steinklopferhans seine Lebensgeschichte erzählt, einzuschalten. Das

*) Um den Unterschied klarer hervortreten zu lassen: etwas Anderes ist es, wenn das Schicksal von Enoch Arden, in Tennyson's meisterhafter Dichtung, etwas Anderes, wenn das Schicksal des alten Bauern in den Kreuzelschreibern uns mit tragischer Gewalt ergreift. Mit Enoch Arden verbindet uns innige Sympathie, schon ehe die Katastrophe eintritt, mit diesem nicht. Der Dichter hat es in dem ersteren Fall daher viel leichter uns zur Rührung zu stimmen, als in dem zweiten, wo die Unterlage eines sympathischen Gefühls für die Person, der die Rührung gilt, noch gar nicht in uns vorhanden ist.

Digitized by Google

Stück schlägt abermals einen ernsteren Ton an, um diese prächtige Gestalt in ihr volles Licht zu setzen und dem, was über allen Confessionen steht, dem Menschlichen, nachdrückliche Geltung zu verschaffen. Unmittelbar darauf wird der lustige Schluß und zwar in einer Weise herbeigeführt, die den kernigen Humor des Dichters wieder im vollsten Glanze zeigt. Der Gelbhofbauer und die übrigen Bauern rüsten sich zur Wallfahrt — auf Betrieb des Steinklopferhans, der ihnen aus der Patsche zu helfen versprochen. Die geistlichen Herren und die Weiber haben alle gesiegt, aber — es ist ein Pyrrhussieg. Die Gelbhofbäuerin, auf deren Hof wir wieder geführt werden, soll nun der Wirthschaft allein vorstehen, aber sie kann mit dem Gesinde nicht fertig werden und es entsteht gleich zu Anfang allerlei reizend geschilderte Noth und Verdruß. Nun kommt auch noch der Steinklopferhans und schürt mit anscheinend harmlosen Bemerkungen das Feuer. Er zeigt, wie die Wirthschaft vermuthlich verkommen und der Mann von seiner Wallfahrt ins Welschland liederlich heimkehren wird. Für's Erste seien die Wallfahrer freilich noch vor den Blicken der gefährlichen welschen Schönen behütet, denn die Dirnen im Dorf hätten einen Tugendbund gestiftet und zögen alle mit nach Rom. Hier bricht der eifersüchtige Unmuth Josefas in lichte Flammen aus, zumal sich unter den ledigen Dirnen eine befindet, der der Toni früher nachgegangen. Nie wird das geschehen. Aber schon naht der Wallfahrerzug. Man hört ihren Gesang:

Altlechner (vorplärrend). Mir sein schon bereit! —
Chor. Voll Bußhaftigkeit!
Altlechner. Der Weg ist zwar weit!
Chor. Voll Bußhaftigkeit!
Altlechner. Dös is's, was uns g'freut!
Chor. Voll Bußhaftigkeit!

Digitized by Google

Josefa, auf's Aeußerste gebracht, setzt nun Kopf und Kragen gegen den Abmarsch und unter Gesang von mancherlei lustigen Schnadahüpflen und Jodlern kommt endlich die Aussöhnung und Entwirrung des Ganzen zu Stande.

Ich habe bei den „Kreuzelschreibern" ausführlicher verweilt, weil dieses Stück, das ohnehin weniger bekannt ist wie der „Pfarrer von Kirchfeld", die entscheidenden Vorzüge Anzengruber's als Volksdichters in ganz besonders helles Licht setzt. Schwungvoller in der Diction und populärer durch die Behandlung ist der „Pfarrer von Kirchfeld", in welchem der Dichter den überzeugungstreuen, den Gott der Liebe lehrenden katholischen Geistlichen im verklärten Licht der Entsagung und des aufopfernden Kampfes dem Zelotismus der herrschenden kirchlichen Partei entgegenstellt und siegend unterliegen läßt. Auch das eingeflochtene poetische Liebesmotiv, das Verhältniß der Annerl zu dem Geistlichen, das der Dichter in ebenso sinnig-rührender Weise wie dramatisch-wirkungsvoll ausgestaltet, verleiht diesem Stück einen ganz besonderen Zauber. Nach der Seite des tragischen Effects steht andererseits der Meineidbauer, der in der düsteren Färbung des Motivs an O. Ludwig's Erbförster erinnert, dem er auch in der unmittelbar packenden Gewalt einzelner Scenen (ich erinnere an die von Geisterschauern umwitterte Todesscene des alten Ferner, im dritten Akt) verwandt ist, höher. Aber die Kreuzelschreiber lassen einerseits das ganz eigenartige Talent unseres Dichters besonders hervortreten, welches darin besteht, daß er seiner Composition eine gewisse, um mich so auszudrücken, derbe Anmuth zu verleihen weiß, die gerade dem Volksstück so unentbehrlich ist, andererseits lassen sie ihn im hohen Grade leistungsfähig erscheinen nach der Seite hin, welche Schiller im Auge

Digitized by Google

hatte als er sagte: „Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkers in leicht zu entzifferner Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben u. s. w.“ Denn die Art und Weise, wie Anzengruber den Steinklopferhans ausgestattet, ist eben nach dieser Richtung hin so sehr bemerkenswerth. Hier ist er wirklich der von Schiller gemeinte „Vorläufer der hellen Erkenntnisse, der die gewagtesten Vernunftwahrheiten in reizender und verdachtloser Hülle unter das Volk bringt“, lange ehe der Gesetzgeber sein Werk beginnt.

Anzengruber stammt direct aus Bauernblut. Sein Vater, der übrigens auch schon Tragödien dichtete — er ist in Wurzbach's biographischem Lexicon erwähnt — war ein Bauerssohn aus Oberösterreich, in der Nähe von Linz zu Hause. Er kam später als Staatsbeamter niederer Kategorie nach Wien. Vielleicht erklärt sich aus diesen Familienbeziehungen die wunderbare Treue des Localcolorits, die allen Anzengruber'schen Stücken eigen ist. Es lebt und webt in diesen Dichtungen genau das Stück Volksleben, bis auf die kleinsten Züge im Spiegelbild der Kunst festgehalten, der Menschenschlag, die Gegend, in die er seine Handlung verlegt. Der Dichter ist auf diesem Boden heimisch, sein innerstes Empfinden gehört demselben an, man spürt in dieser Sprache den Zug der Blutsverwandtschaft. Und welcher vom poetischen Hauch der großartigsten Gebirgsnatur zauberhaft verschönte Boden ist es, der dem Dichter als Staffage dient, welchem temperamentvollen, feuerköpfigen und bei aller Verwahrlosung reich beanlagten Menschenschlag hat er seine Gestalten entnommen! Hier beginnt — mag man sagen, was man will — die

Digitized by Google

ungeheure Ueberlegenheit im Stoff, welche der österreichischen Dialektdichtung gegenüber der norddeutschen zu Gebote steht und welche, wenn sich ein Meister dazu findet, der den Stoff künstlerisch zu beleben weiß, derselben einen außerordentlichen Vorsprung sichert. Unser Reuter wußte wahrlich auch zu beobachten und was im Volksgemüth lebt so zum Ausdruck zu bringen, daß Alles, was er schuf, der Wirklichkeit abgelauscht, und zwar mit dem Ohr des Künstlers abgelauscht erscheint. Aber daß das Volksgemüth selbst, an das er sich zunächst gewiesen fand, in seiner derb-massiven Schwerfälligkeit einer gewissen poetischen Verklärung, einer Vergeistigung der Affecte spröde widersteht, das konnte er natürlich nicht ändern — vielleicht hat er auch gar nicht das Bedürfniß der Aenderung empfunden. Ihm war der Stoff lieb, wie er sich darbot und was aus demselben zu machen war, hat er reichlich daraus gemacht. Mädchengestalten von so eigenartiger Zartheit der Empfindung bei einer gewissen Natur-Wildheit, so lebhaft, anstellig und gefällig bei bäuerischer Derbheit, so selbständig-zugreifend und klug-entschlossen bei Weichheit und allem Feuer der Hingebung wie die Vroni im Meineidbauer, die Annerl im Pfarrer von Kirchfeld, die Horlacherlies im G'wissenswurm konnte er aus seinem Material nicht bilden. Und ebenso konnten die Züge von grüblerischem Tiefsinn, leidenschaftlicher Gluth und leichtsinniger Schelmerei bei innerster Bravheit, die Anzengruber in seinem Steinklopferhans (in den Kreuzelschreibern) und im Wurzelsepp (im Pfarrer von Kirchfeld) mit glänzender Meisterschaft zu einem Gesammtbild vereinigt hat, nur jenen Gegenden und ihren Bewohnern, nicht unserer norddeutschen Tiefebene entnommen werden. Es ist überhaupt ein eigen Ding um die Dialektdichtung in

Digitized by Google

Deutſchland. Iſt es bloßer Zufall zu nennen, daß ein Hebel das ganze Deutſchland, auch den Norden, zu ſeinem Leſepublikum zählt, während man für Reuter im Süden keine ſonderlichen Sympathien fühlt? Dem Dialekt allein kann man dies Verhältniß nicht aufbürden, denn der allemanniſche Dialekt iſt bekanntlich für das Verſtändniß des Norddeutſchen höchſt unbequem. Allein das Bedürfniß, Hebel zu aſſimiliren, war im Norden gleichwohl ſo ſtark vorhanden, daß man ihn lieber überſetzte, um ihn zu bemeiſtern, als daß man ihn entbehrt hätte. Um es kurz zu ſagen: Der Süden ſteht eben anders zum Norden als der Norden zum Süden. Auch der ſtammeseigenthümlichſte und ſeiner Heimath treu ergebene Sohn unſeres norddeutſchen Flachlandes reiſt ja wohl einmal nach dem Süden des großen Vaterlandes und erquickt ſeine Seele an der erhabeneren Schönheit, der volleren Sonnenglorie, der reineren Luft, die ihn dort erlöſend und ſegenſpendend umgiebt, während es dem Bewohner jener Gegenden nicht einfallen wird, die gleiche Erquickung oder eine, die gleich hoch im Preiſe ſtünde, bei uns aufzuſuchen. Und dieſes Verhältniß iſt nun auch auf die Volksdichtung und grade auf dieſe anwendbar. Eine Dichtung, der durch die eigenthümlich ſchwerfällige Beſchaffenheit des Bodens, auf dem ſie erwachſen, etwas — um es recht ſcharf auszudrücken — gleichſam von Moor und Torfgeruch anhaftet, leidet unter der Ungunſt, daß dieſer Geruch zwar nicht unbedingt uns, die wir zu ihm gewiſſe verwandtſchaftliche Beziehungen haben, wohl aber den Bewohnern des lichten Südens widerſteht, während in dem Kreiſe von würzigem Alpenroſenduft und reiner Gebirgsluft alle Herzen und Sinne übereinſtimmen. Der öſterreichiſche Bauer iſt ja auch ein Bauer mit allem Bauern-Zubehör und der Naturalismus unſeres

Digitized by Google

Dichters erläßt ihm davon gewiß nichts, er rückt ihn nicht um einen Zoll aus der ihm zugehörigen seelischen Proportion. Aber es steckt doch gleichzeitig ein spirituelleres Element in ihm, das dem prosaischen Naturell der Bewohner unseres norddeutschen Flachlandes abgeht, und dies Element ermöglicht es eben dem Dichter, den Stern der Schönheit, der alle Herzen erfreut, in ungetrübterer Helle über seinen Compositionen leuchten zu lassen, ohne daß er der Wirklichkeit untreu würde oder dem Volksgeist eine Gefühls- und Sprechweise liehe, die ihm in Wahrheit nicht angehört.

Für das bühnenmäßige Volksstück, wie es Anzengruber behandelt, ist es ferner ein nicht gering anzuschlagender Vortheil, daß der volksmäßige Gesang in jenen Gegenden in einer uns völlig unbekannten und für den Nordländer überraschenden Weise zu Hause ist. Treten wir einmal in ein bäuerliches Wirthshaus ein und machen wir es uns in der Herrenstube bequem. In der Nebenstube finden wir die Bauern versammelt, rauchend, trinkend, disputirend. Es summt wie um einen Bienenstock. Das Gespräch scheint eifrig. Plötzlich aber hört man eine einfache Weise anstimmen, erst eine Stimme, dann mehrere, dann wohl die ganze Gesellschaft, bis nach einiger Zeit das Lied wieder erstirbt und die herkömmliche Unterhaltung in gewohnter Weise ihren Fortgang nimmt. Niemand scheint sich der sonderbaren Unterbrechung als einer Sonderbarkeit bewußt zu sein. Man biegt aus dem gewohnten Geleise der Prosarede aus und in ein poetisches Nebengeleise ein, man biegt wieder zurück und das Alles gehört zur Regel für Alle, die je nach Zeit und Gelegenheit in den wechselweise angestimmten Trutzliedern u. s. w. noch eine bedeutende Erweiterung erfährt. Wo das Singen so das Sprechen, und das Sprechen

Digitized by Google

ſo das Singen ablöſt, gewinnt nun auch das Couplet im Volksſtück, in der Poſſe eine ganz andere Bedeutung. Es kann und darf einſetzen, ohne daß es bei einigermaßen discreter Behandlung je die Naturwahrheit verletzen wird, was bei uns ſchier unmöglich iſt. Das gewöhnliche Poſſen-Couplet ſteht außer aller organiſchen Verbindung zu Handlung und Perſonen, es potenzirt nur die Licenz des Poſſentons in der ausgiebigſten Weiſe, indem es, von aller Gebundenheit der Rolle und Situation abſehend, über Zeitfragen und Perſonen jeden Einfall in das Publikum hinauswirft, von dem es ſich eine Erſchütterung des Zwerchfells verſpricht. Bei Anzengruber haben die freigiebig eingeſtreuten Lieder und Geſänge nie dieſe Bedeutung. Sie gewähren den charakteriſtiſchen Ausdruck der Handlung und Perſon, den ſie nur in ſtimmungsvoll erhöhter Weiſe zur Geltung bringen. Nicht Schmarotzergewächs, organiſcher Trieb des Stammes iſt auf dieſe Weiſe das Couplet und als ſolcher eine echte Zier des Volksſtücks.

Werfen wir noch einen Blick auf den Lebensgang des Dichters, wobei es mir geſtattet ſein wird, ein Stück Selbſtbiographie deſſelben, die ich ſeiner freundlichen Mittheilung verdanke, einzuflechten. Anzengruber iſt 1839 geboren. Früh väterlicherſeits verwaiſt, wurde er von ſeiner Mutter, einer Wienerin, eine Frau von Geiſt und Herz, erzogen. Sehr jung noch bethätigte er geiſtige Regſamkeit, aber dürftige Verhältniſſe machten es unmöglich, einen geregelten Studienplan durchzuführen. Der Knabe las, ohne Auswahl aber mit Heißhunger, darunter auch Shakeſpeare und Schiller. Kaum der Schule entwachſen, trat er als Praktikant in eine Buchhandlung ein, welche Stellung er aber ſchon nach drei Jahren wieder aufgab, da es ihn mehr gelüſtete, Bücher zu

Digitized by Google

leſen und zu ſchreiben als zu verkaufen. „Ich war“ — ſagt der Dichter über ſich ſelbſt — „ein phantaſiereiches, träumeriſches Kind, ich blieb es lange. Von meinem Austritt aus dem Buchhandel, alſo von meinen 19. Jahre ab, begann ich zu ſchriftſtellern. Ich hatte kein Muſter als Schiller und Shakeſpeare, meines Vaters Arbeiten, etliche Stücke Grillparzer's und anderer Autoren, darunter aber keinen einzigen in platter Sprache. Kotzebue und Iffland ſtudirte ich lediglich der Routine wegen. Nur von einem einzigen Volksſchriftſteller, dem verſtorbenen Friedrich Kaiſer, kannte ich Einiges und ſchätzte es des echt dramatiſchen Lebens wegen, das in ſeinen Stücken zu Hauſe iſt. Obwohl mir daher der Verſuch eine Tragödie zu ſchreiben näher liegen mußte, ſo ließ ich es doch bei kurzen Anläufen bewenden und behielt mir dieſe Gattung als das Höchſte und Schönſte, das der dramatiſche Dichter zu leiſten berufen iſt, für die Zeit meiner Reife auf. Ich ſchrieb fürs Erſte Volksſtücke, ich bewegte mich zu Wien ja auch nur in Volkskreiſen. Ich war 20 vorüber, als mich die Luſt für die Bühne zu wirken, derſelben gänzlich in die Arme führte. Im Jahre 1860 wurde ich Schauſpieler und blieb es bis zum Jahre 1867. In ſolcher Stellung bereiſte ich verſchiedene Provinzen Oeſterreichs, früher hatte ich Wien kaum auf einen Tag verlaſſen. Doch bald war ich es müde, fern von dem Brennpunkt des geiſtigen Lebens in Oeſterreich mich umherzutreiben. Ich kehrte nach Wien zurück und ſchrieb von nun an Novellen oder arbeitete für Witzblätter. Aber immer behielt ich mein Ziel vor Augen, als Dramatiker durchzudringen. Dabei ſagte ich mir, nur eine beſondere Leiſtung könne mir, der ich ohne Freunde und Namen daſtand, auf die Bretter verhelfen. Um mich der zerſplitternden Geiſtesarbeit für

Digitized by Google

Journale zu entziehen, trat ich 1869 in den Staatsdienst, d. h. ich wurde Canzleibeamter bei der Polizei. Das halbfertige Manuscript des „Pfarrer von Kirchfeld“ hatte ich schon damals in der Tasche, ich dichtete das Stück zu Ende, reichte es anonym ein, es wurde 1870 aufgeführt und nun war ich mit einem Schlage oben.

Ich hatte nun meine „besondere Leistung“, ich verdankte sie meinem Wollen und meinem Können, vielleicht noch mehr dem ersteren.

Ich will das zu erklären versuchen.

Ich hatte ererbtes dramatisches Talent, genaue Kenntniß der Bühne, erworben durch mehrjährige Uebung als Schauspieler, ein zurückhaltendes, stets auf Hören, Sehen und Beobachten angewiesenes Wesen und einen treuen Glauben an die Menschheit im Allgemeinen und an das Volk im Besonderen. Ich sah, wie dem letzteren nackter Unsinn geboten wurde, oft mit krausester Tendenz verquickt, Handlung, Charaktere, Alles unwahrscheinlich, unwahr, nicht überzeugend, so daß der guten Sache der Volksaufklärung mehr geschadet als genützt wurde. Es war kein Ankämpfen gegen die Gegner, es war nur ein Beleidigen, ein Ausschimpfen derselben — und rings lagen doch so goldreine, so prächtige und mächtige Gedankenschätze, ausgestreut von den Geisteshoroen aller Völker und Zeiten. Wie wenig all' dieser großen, erhabenen, vernünftigen Gedanken, all dieser fördernden, fruchtbaren, segensreichen Ideen waren auch nur den sogenannten Halbgebildeten geläufig. Alles das mußte sich in kleiner Münze unter das Volk bringen lassen, von der Bühne herab, aus dem Buch heraus.

Aber selbst das Große und Gewaltige in Wissenschaft, socialem und politischem Leben der Gegenwart blieb abseit,

Digitized by Google

ganz abseit der Bühne liegen, ihre Figuren waren noch platter als die wirklichen Personen, die derselben zum Vorwurfe dienen sollten. Es mangelte der Volksbühne noch mehr als anderen, die von den Dichtern vergangener Zeiten zehren können, an einem Repertoire — ohne ein solches gab es aber keine Mission für dieselbe, weder eine künstlerische noch eine culturelle. Ein Anderer wollte sich nicht finden, welcher der Zeit von der Bühne herab das Wort redete und Einer mußte es thun, also mußte ich es sein. Dies war mein Wollen, als ich daran ging und ich behielt mir vor, nicht allein von der Volksbühne herab, sondern auf allen mir zugänglichen Gebieten ihm, so gut es anging, gerecht zu werden. Sie sehen, ich war damals Enthusiast für meine Sache.

Das wäre dann genug, vielleicht schon zu viel gesagt über mein Wollen; an sich betrachtet war es ein so respectables, daß mit ein wenig Können doch immerhin Etwas draus werden konnte. Wie ich aber dazu kam zu können, was ich kann, erkläre ich mit Folgendem: Im Sinn der oben erläuterten Ideen ersann ich den „Pfarrer von Kirchfeld", er wurde eine „Bauerntragödie", weil er seinem Stoffe nach nirgends anders hin zu verlegen war, als in jene Kreise des Volks; ebenso war es mit all' den anderen sogenannten Bauernkomödien.

Die aufklärerische Tendenz der von mir hochgehaltenen Auerbach'schen Dorfgeschichten führte mich zuerst in Versuchung, dergleichen Conflicte und Charaktere auch für die Bühne zu verwerthen. Freilich kamen mir diese Auerbach'schen Bauern um einen Zug verzeichnet vor, es sind keine mehr, die ganz und voll als solche genommen werden können — „genommen werden können", ich sage so, weil andererseits eine ganz eigentliche Zeichnung nach der Natur alles künst-

Digitized by Google

leriſche Maaßhalten, jede Compoſition unmöglich machen würde. Das Princip des kraſſen Realismus einmal aufgeſtellt und alles Schaffen hat ein Ende. Es begönne ſtatt des Verarbeitens des beherrſchten Stoffes zu künſtleriſchen Gebilden ein Nachſchreiben der Natur — wer hat aber die Hand dazu? — alſo ein Nachkritzeln, eine unbeabſichtigte Karrikatur, etwa der bekannte „Herr Lehrer“ auf der Schultafel von Zeichentalenten des Dorfes ausgeführt.

Ich meinerſeits ſetzte mich hin und ſchuf meine Bauern ſo real, daß ſie (der Tendenz wegen, die ſie zu tragen hatten) überzeugend wirkten — und ſo viel idealiſirt als dies nothwendig war, um im Ganzen der poetiſchen Idee die Wage zu halten. Ich habe mir zuerſt den idealen Bauern conſtruirt aus hunderten von Begegnungen und Beobachtungen heraus und dann realiſtiſch variirt nach all' den gleichen Erfahrungen; ein eigentliches Studium hatte ich ihm nie gewidmet, ich faßte ihn mit einem Griffe. Ich behandle alle Charaktere ſo, ich nehme erſt den Menſchen, hänge ihm das Standeskleid um und dann gebe ich ihm ſo viel von der gewöhnlichen localen Umgebung, als ſich mit den künſtleriſchen Intentionen verträgt. Für die localen Verhältniſſe und Umgebungen habe ich immer einen Blick gehabt, der das Nebenſächliche, ſo breit es ſich auch machen wollte, ſofort aus dem Bilde ausſchied und das Unſcheinbare, das zierte, raſch ausfand und in das geeignete Licht rückte. Ich hatte als Knabe eine Zeitlang lebhaften Drang, Maler oder Bildhauer zu werden, als Schriftſteller verwebe ich das Nebenſächliche, wo es der Treue der Schilderung wegen nicht umgangen werden kann, in die großen Züge des Geſammtbildes und das unſcheinbare Zierende bringe ich ſo beſcheiden wie es an ſich iſt, an paſſender Stelle zur Anſchauung.“

Digitized by Google

Soweit der Dichter als Selbstbiograph. Was ich dieser bescheidenen Charakteristik etwa noch hinzuzufügen hätte, bezieht sich auf die außerordentlich feine psychologische Motivirung, die er seinen Gestalten verleiht. Wie er in dieser Beziehung namentlich die religiösen Motive zu verwerthen weiß, die in der katholischen Bevölkerung seiner Heimath theils in der ganzen Roheit, theils aber auch in der ganzen rührenden Naivetät und Wahrheit ihres innersten Grundgedankens leben und weben, das steht fast unerreicht da. Man lese die drastisch-humoristische Schilderung des bäuerischen Erbschleichers und des von Gewissensscrupeln beängstigten Bauern im „G'wissenswurm" oder betrachte die ergreifende Zeichnung des „Meineidbauern" und man wird die Belege zu dem Gesagten in Händen haben.

Anzengruber's Dialekt-Volksstücke — ich rede hier nur von diesen, da ich sie für seine weitaus besten Arbeiten halte — sind seit 1870 in rascher Folge erschienen und umfassen folgende: Pfarrer von Kirchfeld (1870), Meineidbauer (1872), Kreuzelschreiber (1872), G'wissenswurm (1874), Doppelselbstmord (1876), Der ledige Hof (1877), s' Jungferngift (1878). Dazwischen sind noch einige andere erschienen, von denen ich nur: die Tochter des Wucherers (1873), das vierte Gebot (1878) und den Faustschlag (1878) als solche erwähnen will, die in Ton und Haltung volksmäßig sind, ohne grade das Volk der Bauern zum Vorwurf zu haben. Ihr Schauplatz ist vielmehr der mittlere und niedere Wiener Bürgerstand. Von ihnen dürfte „das vierte Gebot" am ehesten einen ausgezeichneten Platz behaupten und sich in der ergreifenden Wirkung, aber auch in einigen Schwächen etwa dem „ledigen Hof" an die Seite stellen. Als die im poetischen Gehalt am reichsten von dem Dichter ausgestatteten

Digitized by Google

erachte ich die zuerst erwähnten drei, nur um weniges schwächer erscheint mir das vierte. Der „Doppelselbstmord“ und „s' Jungferngift“, die letzte Gabe des Verfassers, streifen, namentlich das letzterwähnte, sowohl in der Charakteristik wie in den Situationen das Gebiet der Posse mehr, als man es sonst bei dem Dichter gewohnt ist.

Es ist schwer gegen den Strom zu schwimmen, im Leben wie auf dem Gebiet der Wissenschaft und der Kunst, und für den Bühnendichter vielleicht noch mehr als für irgend einen anderen Künstler. Die Zeitwelle, welche den ersten Stücken Anzengruber's einen außerordentlichen Erfolg sicherte und sie zu der Höhe einer Popularität emporhob, die ihnen ihre eigene Vortrefflichkeit schwerlich errungen hätte, ist seitdem mehr oder minder vorübergerauscht. Der erste Eindruck des Pfarrers von Kirchfeld auf das Publikum war von einer seltenen Tiefe und Nachhaltigkeit. Er wurde ein Sensations-Zugstück und ist vor stets ausverkauften Häusern über sämmtliche Bühnen Oesterreichs und Süddeutschlands gegangen. München brachte es gleich im ersten Jahre 40 Mal auf die Bretter, in Graz wurden Sonntags eigene Nachmittagsvorstellungen anberaumt, um es dem zahlreich aus der Umgegend herbeiströmenden Landvolk zugänglich zu machen. Vielleicht läßt sich die antiklerikale Wirkung, die es ausgeübt, der Weite und Breite nach überhaupt mit keiner anderen vergleichen, selbst der sehr weitgehende Einfluß, den ein so verbreitetes Stück Volksliteratur, wie der Kalender des Lahrer hinkenden Boten ausübt, verschwindet dagegen. Kaum geringeren Erfolg hatte der Meineidbauer, der dramatisch ungleich wirkungsvoller ist, auch die Kreuzelschreiber und der G'wissenswurm haben auf den österreichischen und süddeutschen Bühnen Erfolge errungen. Aber trotzdem

Digitized by Google

— und wie könnte das anders sein! — ist der Dichter nicht mehr das enfant chéri der Theaterdirectoren. Das Theater an der Wien, wo sein Ruhm geboren ward, hat seine Sachen nicht mehr auf dem Repertoire und das „vierte Gebot“ mußte in diesem Jahr, nachdem es 20 Wiederholungen erlebt, einem Ausstattungsstück mit Akrobaten weichen, welches dann zwei Monate allabendlich die Häuser füllte. Daß diese Ungunst der Zeitumstände den Dichter nicht ermuthigen und fördern kann, ist begreiflich, möchte sie nicht zur Veranlassung werden, denselben in eine Ueberproduction hinein- und von einem Wege abzudrängen, den er bisher mit so großem Glück, allein unter Vielen, als ein ächter Volksdichter beschritten. Noblesse oblige! Möge er an Schiller's Wort gedenken: „Der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgesetzt werden oder nach seinem Wirkungskreis, scheint uns einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er ursprünglich geheftet, aus der er vielleicht entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichthum zu verbergen.“

Digitized by Google

V.

Anzengruber's „Schandfleck".

Aus Immermann's „Münchhausen" summen mir einige Verszeilen im Kopf, welche der Jäger an die blonde Liesbeth richtet und von denen ein Theil so, oder ungefähr so — denn ich citire aus dem Kopf — lautet:

In Deinem Ernst, in Deinem Lachen
Gehörst Du Dir, nach holdem Rechte,
Was Deine frischen Lippen sprachen,
Es ist das Deine, drum das Aechte.
Wo solche Anmuth im Gemüthe,
Folgt das Geschick wie Frucht der Blüthe;
Drum lebe, lebe immer zu,
Dein Loos, Dir eigen, hold wie Du!

Ein sehr verwandter Zug wie der, welcher den Jäger zu diesen Versen begeisterte, spricht aus der „Leni vom Reindorferhof", um welche Anzengruber die Personen und Begebenheiten seines ersten Romans, des „Schandfleck", gruppirt hat. Eine durch und durch gesunde, kernige Natur, frisch, kühl, innig, beherzt, überlegsam, pflichttreu vor Allem, gutwillig, aber auch starkwillig, ein gesammelter Geist, ein warmes Gemüth — solche Naturen muthen uns überall an, wir begegnen ihnen gern, sie ordnen und bilden in ihrer harmonischen Ruhe den erquickenden Gegensatz zu allem Trüben und Verworrenen; der Dichter mag sie uns in allen

Digitized by Google

denkbaren Lebenslagen vorführen, nur nicht da, wo Bedingungen gegeben sind, aus denen eigentlich ein tragischer Conflict hervorgehen müßte, denn grade da reichen sie nicht aus.

Anzengruber hat die Dichtung, welche er entworfen, gleichwohl auf solcher Grundlage auferbaut, und das ist meines Erachtens ein Fehler im Grundmotiv, welcher sich an dem Werk des hochbegabten Verfassers schwer gerächt hat und durch alle einzelnen, reichlich vorhandenen Schönheiten nicht aufgewogen wird.

Um den Uebelstand, unter welchem die Dichtung leidet, besser zu würdigen, folge hier eine kurze Skizze des im ersten Theil der Geschichte sich entfaltenden Motivs. Wir sehen ein paar Dorfkinder, die Leni vom Reindorferhof und den Florian von der Mühle, Alters- und Spielgenossen, mit einander heranwachsen und sich allmählich eng aneinander anschließen. Zwischen den Aeltern der Kinder besteht zwar keine Verbindung. Es trennt sie ein unübersteigliches Etwas, das seine Wirkungen bald entfalten wird, das aber, von der heranwachsenden Jugend unbegriffen, diese, die der natürliche Zug der Verhältnisse zusammenführt, nicht auseinanderzuhalten vermag. Trotz aller Warnungen, an denen es namentlich der Bauer vom Reindorferhof seiner Leni gegenüber, je älter dieselbe wird, um so eindringlicher nicht fehlen läßt, trifft sich dieselbe heimlich mit dem Florian und der Herzensbund wird geschlossen. Es sei hier gleich im Vorbeigehen bemerkt, daß die ungemein warme und duftige Schilderung dieser Liebesscenen die kunstgeübte Hand des Meisters verräth, und daß sie sich dem Besten, was wir von dieser Art in der Literatur überhaupt besitzen, an die Seite stellen darf. Der wonnige Traum ist bald ausgeträumt. Als die Müllerin, die von der Wahl ihres Sohnes ganz erbaut ist, als Braut-

Digitized by Google

werber auf den Reindorferhof fährt, erhält sie von dem entsetzten Bauer ein kategorisches: „Nimmermehr" zur Antwort, und bald kommt denn auch das Geheimniß (in das übrigens der Leser des Romans von Anbeginn eingeweiht ist) vollends ans Tageslicht: die Liebenden sind Geschwister. Der Müller, des Florian Vater, hat sich als junger wüster Bursch mit der Bäuerin vom Reindorferhof vergangen. Um die Schande nicht verlautbaren zu lassen, hat ihr Mann, der Bauer, die Frucht jenes Verhältnisses um sich geduldet. Der „Schandfleck", die Leni, ist mit seinen eigenen Kindern groß geworden, hat ihn immer als Vater betrachtet und als solchen immer inniger geliebt, wie er sie denn auch immer wärmer ins Herz geschlossen hat. Jetzt, ihrem Drängen nachgebend, muß er ihr das Geheimniß ihrer Geburt enthüllen. Die Liebenden sind Geschwister und taumeln entsetzt zurück. Vor dem Paradies, das ihnen lächelte, liegt die Blutschande.

Von allen Hindernissen, welche der Liebe erstehen können, giebt es kaum ein schnöderes, widerwärtigeres und unpoetischeres als dies. Denn hier erstarrt, was eben noch das heiligste Naturrecht für sich anrufen konnte, zur Unnatur. In den berauschenden Trank mischt sich der Ekel, als ob der Quell von unreinen Händen besudelt sei, der uns nimmer versiegende Wonnelabung verhieß. Bei keinem anderen Anlaß wird wie bei diesem das Liebesgefühl so im Innersten zerknickt und entwerthet. Das blanke Schwert, mit dem es gegen andere Feinde ankämpft und das es in Ehren hält, selbst wo es vor einem höheren Princip die Spitze senkt, ist ihm hier von vornherein zerbrochen, die Treue gegen das Ideal ist ihm unmöglich gemacht.

Der Dichter hat bei dem einen Theil seines Liebespaares

Digitized by Google

das Facit ungefähr in dem hier angedeuteten Sinne gezogen. Es ist der Bursch, der Flori, der an dem furchtbaren, ihm aufgenöthigten Widerspruch innerlich und äußerlich verlüderlicht und zu Grunde geht. Mit der Hauptperson, der Leni, verhält es sich dagegen ganz anders. Was sie vom ersten Moment der Entdeckung ab völlig von ihrer bisherigen Liebe scheidet, ist, daß dieselbe unmöglich mit einem pflichtmäßigen, rechtschaffenen Verhalten, in dem sie allein einen gesunden, ihr zusagenden Lebensinhalt erblickt, zu vereinbaren ist. Es ist nicht sowohl der überwältigende Schauer des Unnatürlichen, der sich in unserer Auffassung mit Geschlechtsneigung zwischen Geschwistern verbindet, der ihr starres Entsetzen einflößt. Die Leni speculirt sogar ein wenig darüber, daß, wie sie einst gehört, unter den heidnischen Leuten Geschwister zusammen geheirathet hätten. Aber sie bleibt doch dabei stehen, daß das gottverlassene Leute gewesen sein müßten, ärger wie die Thiere; unter Menschen schließe gleiches Blut nun einmal jede Vertrautheit aus. Und weil sie ein Mensch ist und bleiben will, als gesunder Mensch wirken und schaffen will, so ist's mit dieser Liebe ganz und gar aus. Sie schnürt ihr Bündel und zieht davon nach Wien, um sich einen Dienst zu suchen. Dort tritt sie nach einigen Irrfahrten eine Stellung als Kindsmagd bei einem jungen Wittwer an, der, von dem eigenartigen Reiz ihres Wesens tief ergriffen, ihr Herz und Hand anbietet, überzeugt, daß er für sein Kind keine bessere Mutter, für sich selbst keine ächtere weibliche Natur als Gattin wählen könne. Die Leni schlägt nach kurzem Besinnen in die dargebotene Hand ein und so stehen wir an dem Ausgange der Geschichte, die mit der Aussicht in eine lichte, freundlichhelle Zukunft, gestützt durch Achtung und Liebe, schließt.

Digitized by Google

Als der Heldin der bei ihrer Stellung als Dienstmagd überraschende Antrag von Seiten ihres Dienstherrn gemacht wird, fügt der Dichter folgende Reflexion hinzu: „An ihre erste Liebe dachte sie nicht. Während Florian sich nicht darein zu finden vermochte, daß er sein Glück um eine Schwester verlor, waren bei ihr, nachdem sie ihn als Bruder wußte und nahm, alle anderen Gefühle ausgelöscht, alle Liebe, außer der geschwisterlichen, gegenstandslos geworden, und der Mann, den sie nun lieben könnte und auch dürfte, er wäre ihr immer noch der Erste und der Einzige!"

Schön, die Leni, wie der Charakter einmal entworfen ist und vor uns steht, hat ein Recht, so zu fühlen, aber hat nicht auch der Leser ein Recht, Mißbehagen darüber zu empfinden, daß Gefühlsklänge in ihm geweckt worden sind, denen der entsprechende Schlußaccord fehlt? Führt der Dichter die Tragik in die Liebe ein, so werden wir uns auch mit keinem anderen Abschluß zufrieden geben können, als mit einem solchen, in welchem der tragischen Gewalt ihr volles Recht wird. Dazu braucht er freilich Menschen, die verzweifeln können, und die Leni ist keine solche Natur. Aber eben deshalb durfte er entweder die Heldin nicht in dieser Situation oder er durfte uns die Situation nicht mit dieser Heldin vorführen. Er mußte Eins dem Anderen opfern. Die Leni ist gewiß keine Durchschnittsnatur. Die Intention des Dichters, der sie hoch über ihre ganze Umgebung emporhebt, ist nicht mißzuverstehen. Diese Zeichnung einer ohne jedes Schwanken Maß und Ziel haltenden Natur, die von einem harmonischen Pflichtgefühl — nicht einem abstracten Pflichtbewußtsein — erfüllt und geleitet, in ihm als ihrer eigentlichen Lebensluft athmet und kein zwiespaltiges Wesen kennt und begreift, ist wohlgelungen. Aber freilich,

Digitized by Google

die Schranke einer ſolchen Natur iſt auch nicht zu verkennen. Die Leni „weiß ſich zu tröſten“. Auch im beſten Wortverſtand genommen, giebt ein ſolches Können in einem gewiſſen Sinne der Liebe, die ihr Alles daran ſetzt und die Brücken hinter ſich abbricht, den Todesſtoß. In einem gewiſſen Sinne hat der Goethe'ſche Ausſpruch:

Der Troſt iſt ein abſurdes Wort,
Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben,

auch auf das Liebesgefühl Anwendung. „Wer nicht verzweifeln kann, der kann nicht lieben.“ Ueber ſeine Heldin läßt der Dichter den Mann ihrer ſpäteren Wahl das charakteriſtiſche Wort ausſprechen: „Ein verwandter Zug in meiner Neigung dürfte das Mädchen anſprechen, es iſt Liebe, welche die Pflicht zu höchſt ſtellt.“ Das iſt's und darin liegt das ganze Urtheil ausgeſprochen. Die Leni hat nur eine Liebe zu vergeben, welche die Pflicht zu höchſt ſtellt, im tragiſchen Conflict hält aber nur die eine wahre Liebe Stand, für welche neben dem Heiligthum der Pflicht das Heiligthum der Liebe in voller, unangetaſteter Geltung beſteht. Auf die begriffliche Begründung dieſes Satzes darf ich mich hier nicht einlaſſen, aber ich habe ſie in der „Pſychologie der Liebe“ zu geben verſucht, und wer grade dieſer Seite der Frage näher nachforſchen will, wird dort die hierauf bezügliche Entwicklung vorfinden. Indem der Dichter hier einen anderen Weg eingeſchlagen hat, kommen theilweiſe ganz unerträgliche pſychologiſche Einwirkungen auf den Leſer zu Stande. Als die Leni in die Weite zieht, trifft ſie gleich im Anbeginn ihrer Reiſe mit einem gutmüthigen Fuhrmann zuſammen, der ſie bei ſich aufſitzen läßt und ihr den Weg durch allerlei Erzählungen, breit ausgeſponnen im Stil des plaudernden Alters, verkürzt. Unmittelbar nach dem ſchnöden

Digitized by Google

Zusammenbruch einer Liebe, für die des Dichters Kunst mein innigstes Mitgefühl erweckt, ist diese harmlose Plauderei, die kein Ende nehmen will — sie spinnt sich über 20 Seiten hin — mir völlig unleidlich. Wer ist nach der leidenschaftlich erregenden Musik von Lucia von Lammermoor wohl plötzlich für Anhörung eines Wiegenliedes gestimmt? In die Situation paßt es freilich, da mit der Enthüllung des Geheimnisses die Leni auch mit ihrer vergangenen Liebe abgeschlossen hat.

Es ist leichter, auf einen Capitalfehler als auf tausend Schönheiten hinzuweisen. Letzteres wird ohne eine sehr ausführliche Analyse sogar unmöglich, wenn dieselben über das ganze Werk verstreut sind. Mir bleibt daher nur übrig, das Vorhandensein derselben in den landschaftlichen Schilderungen, in den Charakterzeichnungen, namentlich der Leni und des vortrefflich entworfenen und durchgeführten Bauern vom Reindorferhof, in den Liebesscenen, in den eingestreuten Reflexionen ausdrücklich und aufs Rühmendste anzuerkennen. Wer des Dichters übrige Arbeiten kennt, wird ohnehin nicht zweifeln, daß er jedes seiner Geisteskinder mit einer reich bemessenen Mitgift aussteuert. Ich für mein Theil stelle, wie ich in dem vorhergehenden Aufsatz ausgeführt, Anzengruber's poetische Begabung und seine bisherigen Leistungen außerordentlich hoch. Ich halte die „Kreuzelschreiber", den „Meineidbauer", den „Pfarrer von Kirchfeld", den „G'wissenswurm" für wahrhafte rettende Thaten auf dem Gebiete der Volkspoesie. Wenn wir uns nur retten lassen wollten! Wer so oft, wie dieser österreichische Dichter, ins Schwarze getroffen, kann auch einmal einen Fehlschuß dazwischen thun und bleibt doch ein Schütze ersten Ranges.

Digitized by Google

VI.

D. F. Strauß als Dichter.

Neben den stattlichen Pflanzungen auf dem großen gelehrten Forschergebiet, das Strauß beherrschte, hat er zeitlebens eines „Hausgartens“ mit besonderer Liebe und Freude gewartet, dessen Blumenduft und Schmuck ihn in trüben wie frohen Stunden erquickte. Es war ein Büchlein mit Gedichten, das mälig unter seinen Händen anwuchs und das er selbst mit einem Garten verglichen hat,

„Worin ich früh und Abends gern herumwandle,
Das Aug' im Grünen bade, reine Luft trinke
Und an den kleinen Beeten mir zu thun mache.“

Etwas altmodisch nennt Strauß weiterhin seinen Sinn. Nicht Prachtblumen finde man auf seinen Beeten, nur einfache Rosen, braune Nelken und Silberlilien; statt riesenstämmiger Steineichen Haselsträucher und eine junge Linde, auch eine Gaisblattlaube, „die wohl ein Liebespaar bärge“.

Mich beschleicht — dies ist wenigstens mein erster Eindruck — ein eigenes Gefühl von Verlassensein und Kummer, indem ich mit zögerndem Schritt in den Hausgarten eines Verstorbenen eintrete. Dort sind sie, die einfachen Rosen, die braunen Nelken und Silberlilien, schmucklose Blumen, die seinem Geist und Herzen entsprossen und die sein Leben verkünden, während sein Herz schon zu Asche zerfällt. Man

Digitized by Google

kann nicht intimer mit Strauß verkehren, als indem man die Ruheplätze seines Hausgartens aufsucht oder das „Schenktischchen“ unter seiner jungen Linde; aber es ist ein wehmüthiger Genuß, dieser Verkehr *mit* ihm *ohne* ihn, dies Verweilen *in* der Wirthschaft *fern* von dem Wirthe.

Eins kommt hinzu, um in diesem Fall den wehmüthigen Eindruck noch zu verschärfen. Es sind wenig Freudenklänge, die aus diesen Gedichten ertönen. Sparsam erscheint das lichte Himmelsblau, an dem die Lebenssonne eines bedeutenden Menschen einmal ungetrübt auf uns herniederlächelt. Viel häufiger vernehmen wir Sturmesbrausen und Nothsignale als die ruhigen Harmonien, die Meeresstille und glückliche Fahrt verkünden.

Strauß' Charakterbild mag für den Kreis seiner Familie und seiner nächsten Freunde feststehende Züge tragen, für den erweiterten Kreis aller Derer, die dem Denker und Menschen Theilnahme widmen, ohne ihm im Leben persönlich näher getreten zu sein, gilt das Gleiche nicht. Auch ist offenbar noch nicht die Zeit gekommen, diese Lücke auszufüllen. Sie zu ergänzen kann nur unternommen werden, wenn wir den Einblick in Strauß' intimste Lebensbeziehungen erhalten werden, der aus naheliegenden Gründen gegenwärtig noch unstatthaft erscheint. Strauß selbst hat keine Beichte hinterlassen. Nicht aus Schwäche oder eiteler Beschönigungssucht, denn in der seiner Liedersammlung vorangestellten „Verordnung“ faßt er den Fall einer einstmaligen Veröffentlichung der Gedichte ins Auge und ordnet für diesen Fall ausdrücklich an:

Sichtet streng alsdann und lasset
Keinen schwachen Vers passiren;
Aber meine Menschenschwächen

Digitized by Google

Suchet ja nicht zu verstecken:
Auch im Grabe noch will euer
Alter Freund kein Heuchler sein.

Was ihn abhielt, war wohl eher eine allgemeine Abneigung gegen das Beichten überhaupt. „Niemand beichtet gern in Prosa", sagt Goethe und in den „Literarischen Denkwürdigkeiten", jener bemerkenswerthen, in den „Gesammelten Schriften" jetzt zum ersten Mal veröffentlichten Selbstkritik seines geistigen Schaffens, citirt Strauß diesen Ausspruch, um damit zu begründen, daß er nur über seine Schriftstellerei, nicht über sein Leben zu reden den Trieb verspüre. So giebt es denn — wenigstens dem Publikum gegenüber — nichts Urkundliches über Strauß' Herzensbeziehungen. Was seinem kurzen Eheleben, trotz innerer Herzensneigung, trotz einer glücklichen Unabhängigkeit in den materiellen Lebensverhältnissen, trotz der Liebe zu dem gemeinsam erworbenen Besitz, den Kindern, einen so furchtbar bedrückenden Inhalt gab, daß Strauß das „Joch" zerbrechen oder sich wenigstens ihm entziehen zu müssen glaubte, darüber läßt sich höchstens im allgemeinsten Umriß und unter Beachtung von denjenigen Charakterzügen, die Strauß an anderen Stellen seiner Schriften von sich aussagt, Einiges vermuthen. Es ist nicht zu übersehen, daß Strauß bei Schilderung seines Heidelberger Aufenthalts in den „Literar. Denkwürdigkeiten" über sich sagt: „mein Selbstvertrauen wie mein Lebensgefühl überhaupt waren nie besonders stark gewesen", er war ferner offenbar eine Natur, die, vielleicht eben in Folge dieses Mangels an Selbstvertrauen oder Lebensgefühl, durch äußere Einwirkungen sehr leicht aus einem gewissen Gleichgewicht zu bringen war und der andererseits doch, da er bei seinen Arbeiten von Stimmungen abhängig war, dieses Gleichgewichts

Digitized by Google

für seine schaffende Thätigkeit durchaus nicht entrathen konnte. Er preist „die Einsamkeit der Zelle", in der er „unter Büchern sinnend, schreibend, munteren Kopfes, kühlen Herzens" seinen Winter verlebt. Noch 1866 erinnert er sich mit Dankbarkeit, daß er von 1839—40 in einem Stuttgarter Gartenhaus „ein paar der ruhig glücklichsten Jahre" seines Lebens zugebracht habe. Solche Naturen, mit beschaulichen Neigungen, aber von sensitiver Erregbarkeit, ruhebedürftig, aber leicht beunruhigt, geistiger Thätigkeit zugethan, aber durch dieselbe nicht so absorbirt, daß ihre Herzensbedürfnisse abwelkten, die sich „kühlen Herzens" — ein leicht mißzuverstehendes und doch charakteristisches Wort — nach Liebe sehnen, solche Naturen pflegen denen sehr dankbar zu sein, die sie in eine zarte und schonende Liebespflege — um mich dieses Ausdrucks zu bedienen — nehmen, nachsichtig sind und ohne weitgehende eigene Ansprüche harmonisch auszugleichen wissen. Es scheint mir bezeichnend, daß Strauß gerade das Verhältniß zu seiner Mutter mit so inniger Liebe umfaßte, daß er ihrem „immer gleichen Wesen, ihrer Genügsamkeit und Seelenruhe" ein nimmer erlöschendes Andenken widmete. Wie es aber mit dem Allen sich verhalten möge, wie hier die Grenzlinie zwischen Schein und Wirklichkeit zu ziehen sei, gewiß ist, und Strauß' Gedichte sprechen dies an mehreren Stellen mit tiefem Ergriffensein aus, daß er den unvermeidlich gewordenen Riß in seinem Familienleben mit blutendem Herzen trug, daß er ihn als ein schweres, verwüstendes Unheil empfand. In dem Gedicht: „Nach Hause" (Herbst 1848) verleiht er dieser Stimmung einen ergreifenden Ausdruck, wenn er, rückblickend auf sein Jugendleben, sagt:

Digitized by Google

Der Bruder zog ins Weite fort,
Die Eltern ruhten an dem Ziele,
Da ſucht' ich einen ſtillen Ort
Mit meinen Büchern, meinem Kiele.
In ſtetem Fleiße manches Jahr
Lebt' ich verſteckt in enger Klauſe;
Ach, wie es einſam traulich war
In meinem lieben Gartenhauſe.

Doch wer mit jungem, friſchem Leib,
Ertrüg' es lang, allein zu weilen?
So nahm ich mir ein ſchönes Weib,
Des Lebens Luſt und Laſt zu theilen.
Sie war mir gut, ich war es ihr,
Und doch — o grauſames Verhängniß!
In krankem Wahne macht ſie mir
Das Haus zum traurigſten Gefängniß.

In Freiheit hab' ich mich geſetzt,
Zur Knechtſchaft bin ich nicht geboren.
Doch hab' ich mit dem Weibe jetzt
Heimat und Haus zugleich verloren.
Da ruft es nun: nach Hauſe! mir,
Komm heim! in wohlbekannten Tönen:
Grauſame! wie doch möget ihr
Den Heimatloſen ſo verhöhnen?

Die Kinder dort, das eigne Blut,
Soll ich als Gäſte bei mir ſehen;
An deren Buſen ich geruht,
Sie ſoll ich fremd vorübergehen.
Der Durſtige ſoll am vollen Fluß
Entſagend ſtehn mit trocknem Munde;
Ach! und verlockt ihn der Genuß,
So geht er ſiebenfach zu Grunde!

In einem anderen Gedicht: „Im Concert", ebenfalls aus dem Scheidungsjahr 48, ſchildert Strauß, wie er und ſein Weib, er auf der Galerie, „wie es dem Grame ziemt, im Dunkeln", ſie im Saal dem gleichen Concert beiwohnen, und wehmüthig ruft er aus:

Digitized by Google

Wir lauſchten gleicher Harmonie
Mit gleichgeſtimmten, reinen Sinnen.
Ach, konnten denn die Herzen nie
Den gleichen Schlag und Ton gewinnen?

Doch tief und tiefer ſinket ſchon
Der Geiſt in träumendes Erinnern,
Vernimmt ſtatt Horn- und Flötenton
Nur noch das Schmerzenslied im Innern.

Die Töne ſchweigen, und zu Zwei'n
Verlaſſen Glückliche die Schwelle:
Ich geh' allein, ſie geht allein,
Ein jedes nach der öden Zelle.

Und welch' tiefes Gefühl rath- und freudloſer Zerſtörung ſpricht aus den folgenden Zeilen:

Weſtöſtlich.

Ich wollte reiſen, nun verreiſ' ich nicht:
Doch ob ich bleiben werde, weiß ich nicht.
Daß hier ich in der Fremde bin, iſt ſicher.
Wo meine Heimat ſei, das weiß ich nicht.
Ich mein', ich hatt' einmal zwei liebe Kinder:
Ob dies nicht blos ein Traum ſei, weiß ich nicht.
Ein Weib verſtieß' ich: ob zu Haß die Liebe,
Ob Haß die Liebe wurde, weiß ich nicht.
Sie ſagen, Bücher hätt' ich einſt geſchrieben:
Ob's Wahrheit oder Spott iſt, weiß ich nicht.
Ungläubig, hör' ich, nennen mich die Leute:
Ob ich nicht eher fromm ſei, weiß ich nicht.
Nie hab' ich vor dem Tode mich gefürchtet:
Ob ich nicht längſt geſtorben, weiß ich nicht.

Laſtete auf Strauß das Unglück ſeines ehelichen Lebens als ein ſchweres, niederbeugendes Verhängniß, bedrückte und bedrängte ihn andererſeits der Zwangsabſchied, den er von der Lehrthätigkeit hatte nehmen müſſen, in einer ihn zeitlebens verſtimmenden, ja ſchmerzlich verwundenden Weiſe, ſo erwuchſen ihm doch auch wieder gute Stunden im Verkehr mit Freunden, die er treu im Leben feſtzuhalten ſuchte und

Digitized by Google

wußte. Diese Eindrücke klingen denn, wenn auch seltener, in seinen Liedern wieder. Namentlich dem Pfarrhaus von Münkheim, wo sein Freund, der Pfarrer Rapp, im glücklichen Familienkreise, in harmonischer Thätigkeit schaltete und waltete, und seinen Beziehungen zu diesem treuen Gefährten, hat er mehrfach poetischen Ausdruck gegeben, u. A. in einer Ode, die auch wegen ihrer stilistischen Durchbildung hervorgehoben zu werden verdient.

Gelegentlich stiehlt sich auch einmal ein Sonnenstrahl behaglicher Wohlempfindung in die Gedichte und breitet einen freundlichen Schimmer um sich aus, wie in dem anmuthigen, Lied: „Linde".

Der Inhalt des „Poetischen Gedenkbuchs" umfaßt übrigens nicht nur jene

„schlichten, kleinen Lieder,
Stille Seufzer meines Herzens,
Spiegelungen meines Schicksals",

die Strauß in der „Verordnung" erwähnt, sondern auch Epigramme, hauptsächlich kunstsinniger Betrachtung der Schätze der Glyptothek entsprungen, musikalische Sonette, Einiges in Odenstil und Verwandtes. Ich halte die Epigramme und Sonette nicht gerade für Musterleistungen auf diesem Gebiet, doch füllen sie ihre Stelle aus. Ist es mehr der Gelehrte, der sinnende Denker und der Kunstfreund, der in ihnen zu Worte kommt als der Dichter, so ist es doch nie etwas Ueberflüssiges oder Unangemessenes, was jenem den Sinn bewegt, indem er die Kunstschöpfungen auf sich einwirken läßt und man folgt gern dem kundigen Führer. Unter den Sinnsprüchen findet sich mancher wohlgelungene, wie z. B. der folgende, der durch seine Verbindung von Ernst und formgewandter Anmuth Rückert's nicht unwürdig ist:

Digitized by Google

Wer weiß zu leben? Wer zu leiden weiß.
Wer zu genießen? Der zu meiden weiß.
Wer iſt der Reiche? Der ſich beim Ertrag
Des eignen Fleißes zu beſcheiden weiß.
Wer lenkt die Herzen? Der den herben Ernſt
Stets in ein heitres Wort zu kleiden weiß.
Wer iſt der Weiſe? Der das falſche Gold
Vom echten ſchnell zu unterſcheiden weiß.
Und wer der Fromme? Der von Menſchen wohl,
Doch nichts von Chriſten oder Heiden weiß.

Strauß' religiöſe Anſicht, die Stellung, die er ſich im Gefühl und Gedanken, gleich weit vom Theismus wie vom cruden Materialismus entfernt, in dem belebten Weltganzen, das ihm nicht eine „ſeelenloſe Staubmaſſe" bedeutete,' zu erhalten ſuchte, hat nirgends einen bezeichnenderen Ausdruck gefunden, als in den nachfolgenden beiden Stellen, die dem Cyclus: „Vor dem Fernrohr" (Dec. 1866) entnommen ſind. Dort heißt es in VII.:

— — — — — — — — — —

Ja, der Gott, die Natur — was kümmern mich Namen? Der eine
Iſt wie der andre doch ebenſo gut und ſo ſchlecht.
Wirkungen kennen wir wohl und Kräfte, bemerken Geſetze;
Doch zu der innerſten Kraft, zu der Geſetze Geſetz,
Dahin reicht kein Gedanke, kein Wort, und wer am genauſten
Es zu begreifen vermeint, tappt in der dunkelſten Nacht.
Doch, wie die Frucht, ſo der Baum. Die Natur, die ſolch ein Gebilde
Schuf: im vollkommenen Leib wohnend das ſchönſte Gemüth,
Die iſt nicht blos ein Verein blindwaltender ſinnlicher Kräfte,
Wirkt durch Stoßen und Druck, laſtende Schwere nicht blos.
Die iſt Güte, Verſtand, Schönheit in dem innerſten Grunde;
Nur aus dem edelſten Kern ſprießet ſo herrliche Frucht.
Dieſen Gott, ihn verehr' ich im Sternengewölbe des Himmels,
Ehr' ihn im Säuſeln des Hains, in dem Gebrülle des Meers!

In VI. wendet er die Betrachtung dem Monde zu, „dem freundlichen Tröſter der Nacht". Er vergleicht das

Digitized by Google

Aussehen desselben mit dem ähnlichen Anblick, den die Erde, vom Monde aus gesehen, gewähren müßte.

— — — — — — — —; nur Eines
Wäre doch anders: so klar zeigte die Erde sich nicht.
Wolken verdeckten ja wohl oft Länder und Meere; von Deutschland
Wär' oft Monate lang sicher kein Fleckchen zu sehn.
Aber den Mond trübt morgen wie heut und heute wie gestern
Nimmer ein Wölkchen. Wie schön! rufst du? Bedenke dich wohl!
Wo kein Wölkchen, da ist kein Dunstkreis, mangelt das Wasser,
Mangelt die Wärme, gedeiht weder ein Kraut noch ein Thier.
Wie der versteinerte Mond, so hegt auch die glühende Sonne
Selbst kein Leben; sie weckt auf den Planeten es nur.
O der gesegnete mittlere Stand! In bescheidenem Dunkel,
Nur von außen erhellt, gehn die Planeten dahin,
Immer der Sonne gewärtig, der stolzen gebietenden Herrin:
Doch nur ihnen entkeimt Leben und Lebensgewinn.
Hier nur schließet ein Auge sich auf, um die Welt zu betrachten;
Hier nur reifet der Geist, der sie betrachtend versteht,
Hier nur klopfet ein fühlendes Herz, das, eines im andern,
Das, andächtig im All lebend, sich selber vergißt.

Einzig in seiner Art, ja einzig vermuthlich in der gesammten poetischen Literatur, erscheint mir der letzte „Aus dem Krankenzimmer" betitelte Abschnitt des „Gedenkbuchs". Rufen wir uns einen Augenblick Strauß' äußere Lebenslage kurz vor dem Eintritt seines letzten Lebensjahres ins Gedächtniß zurück. Den Plan, ein Buch zu schreiben, wie es hernach etwa in dem „Der alte und neue Glaube" zu Stande gekommen ist, hatte Strauß offenbar Jahre lang mit sich umhergetragen. Wir wissen aus den „Literarischen Denkwürdigkeiten", daß die Abfassung einer Schrift in welcher Strauß versuchen sollte, „der alten christlichen Weltanschauung in allen ihren Theilen und Folgerungen, von Gottes- und Weltbegriff bis auf die Lehren von Lebensgenuß und Sitte hinaus, die moderne natürliche und philosophische entgegenzustellen und dies in einer Form und

Digitized by Google

Sprache, die für Alle verständlich und ergreifend wäre", gewissermaßen ein Vermächtniß seines 1863 verstorbenen, innigst geliebten und in Sinnes- und Anschauungsweise ihm verwandten Bruders war. Strauß war zur Zeit von dessen letzter schwerer Erkrankung gerade mit der Ausarbeitung von dem neuen Leben Jesu beschäftigt gewesen, die Jener nur als eine „Abschlagszahlung" gelten lassen wollte, worüber Strauß in den „Literarischen Denkwürdigkeiten" bemerkt: „Ich selbst halte es nicht für mehr und denke eben jetzt an die schließliche Abzahlung, allein nur mit halber Hoffnung, sie noch leisten zu können." Diese schließliche Abzahlung schwebte Strauß zunächst in der Form einer möglichst freien, populären Umgestaltung seiner Dogmatik als „letztwilliges Glaubensbekenntniß eines Denkenden unserer Tage" vor, sie erfolgte dann in der noch freieren Gestalt, wie sie gegenwärtig in Strauß' letztem Werk vorliegt. Die Wirkung und der augenblickliche Eindruck der Schrift sind noch in Aller Gedächtniß. Die hochgehenden Wogen der Erregung brandeten häufig in schonungslosem Ausbruch gegen den Verfasser an, dessen Geist und Gemüth von diesem Anprall lebhaft bewegt wurde. Es konnte nicht wohl anders sein. Denn abgesehen davon, daß Strauß in dieser lang geplanten Schrift einem theueren Vermächtniß ebenso wie einem innersten Herzensbedürfniß genügte, abgesehen davon, daß sie ihm, ihrer inneren Bedeutung nach höher stand als Alles, was er sonst literarisch geleistet — von dem Leben Jesu abgesehen —, so vermehrte auch noch ein anderer Umstand seine Spannung und verschärfte seine Empfindlichkeit. Dieser Umstand lag in der übertriebenen Meinung, die er von der gesunkenen Schätzung seiner Schriftstellerei seitens des Publikums in sich ausge-

Digitized by Google

bildet hatte. Kaum hat wohl je ein Schriftsteller, dessen Ruf doch in allen gebildeten Kreisen seiner Nation ein in Achtung festbegründeter war, durch Stimmungen beeinflußt, seine Lage so trübsinnig aufgefaßt als Strauß, als er in seinem Tagebuch am 19. November 1867 die Worte niederschrieb: „Was hilft es, sich das Demüthigende zu verhehlen? Thatsache ist doch, daß ich seit meinem ersten Leben Jesu mich in der Schätzung des Publikums immer weiter heruntergeschrieben habe", — und weiterhin: „es darf heute, wenn überhaupt noch von mir die Rede ist, jeder literarische Gassenjunge an mir die Schuhe abputzen, ohne eine Zurechtweisung fürchten zu müssen", und schließlich: „hat das Publikum einem Schriftsteller so deutlich wie mir zu verstehen gegeben, daß es ihn nicht mehr lesen will, so meine ich, darf er auch nicht mehr schreiben... Glaubt er sich nicht jetzt oder künftig im Stande, etwas zu schreiben, das geeignet ist, das Publikum in weiten Kreisen zur Hochachtung zu zwingen, so soll er nichts mehr schreiben." Solcher Stimmung und Auffassung gegenüber erhält das Verdict der Kritik fast die Bedeutung einer Art Gottesurtheils. Hatte sich nun auch das Selbstvertrauen von Strauß in den nächsten Jahren durch die Anerkennung, welche seiner Schrift über Voltaire und seinen Briefen an Renan zu Theil wurde, wieder einigermaßen gehoben, so kehrte die Spannung über den Erfolg seiner letzten Arbeit doch bei der Veröffentlichung derselben vermuthlich in wenig vermindertem Maaße wieder zurück. Er fühlte sich immer einer Aufgabe gegenüber, über die er schon, wie er sie zuerst genauer ins Auge faßte, sich bekannte: „sie ist eine so schwere, daß ich immer wieder verzweifle, ihr mit meiner sinkenden Kraft noch gewachsen zu sein. Denn die beste und frischeste müßte ich einzusetzen haben,

Digitized by Google

um nicht befürchten zu müssen, durch eine solche Arbeit meinem literarischen Ruf vollends den Garaus zu machen". Das, was nach Veröffentlichung seiner Arbeit als nächste Folge eintrat, hat Strauß kaum in einem besseren Lichte betrachtet, wie dies das „Nachwort" zu seiner Schrift deutlich genug ausspricht und wie er sich nun auch andererseits über viele der gegen ihn ergangenen Angriffe erhaben fühlen konnte und erhaben fühlte, wie bestimmt er es auch selbst aussprach, daß die Zeit der Verständigung auch für dies Buch kommen werde, wie sie für das Leben Jesu gekommen sei, so war doch die gegenwärtige Thatsache in ihrer gegenwärtigen Bedeutung dadurch nicht aus dem Wege zu räumen und in ihrer Wirkung völlig ungeschehen zu machen. Er selbst anerkannte mit prophetischem Blick, daß er die Verständigung nicht mehr erleben werde, d. h. er resignirte sich dahin, daß die Zukunft eine gerechtere Kritik üben, daß sein Buch durchdringen, aber für ihn, den Lebenden, zu spät durchdringen werde.

So stand denn eine schwerwiegende Thatsache für Strauß fest, als er am letzten Tag des Jahres 1872 sein „Nachwort" beendete — schwerwiegend, denn in 40 Jahren schriftstellerischer Thätigkeit verwachsen der Schriftsteller und der Mensch so sehr miteinander, daß es aus einem Lebensereigniß, welches den Eindruck hervorruft, als ob es dem literarischen Ruf den Garaus mache, fast wie ein Todtenglöcklein erklingt. „Man läutet dem Schriftsteller zu Grabe", so ungefähr mag das kritische und zum Theil sehr unkritische Schiedsgericht, dem Strauß damals unterlag, sich in seiner Seelenstimmung reflectirt haben. Und nun, fast genau zu derselben Zeit, läßt sich durch Schicksalsfügung auch jenes andere Todtenglöcklein mit seinen ernsten, bangen Klängen vernehmen,

Digitized by Google

das nicht mehr dem Schriftsteller, sondern dem Menschen gilt. Es entwickelt sich der tödtliche Keim von Strauß' letzter Krankheit, einer Krankheit, die unaufhaltsam verhängnißvoll ihren Weg beschreibt, die aber einerseits verhältnißmäßig rasch das Ende herbeiführt und die andererseits des Leidenden geistige Fähigkeit fast unangetastet bis zu einem sehr vorgeschrittenen Punkt ihrer Entwicklung bestehen läßt.

Man muß alle diese einzelnen, ineinander greifenden Momente ins Auge fassen, um die Rückwirkung dieser letzten Lebensvorgänge auf Strauß' Inneres zu würdigen. Denn das Schauspiel, das er uns in den letzten Tagen und Stunden seines Lebens bietet, ist wahrlich kein gewöhnliches! Selbst der liederbegabteste Mund pflegt zu verstummen, wenn die dunklen Schatten des Todes das Ende verkünden. Als Chamisso zum erstenmal an die Scheidestunde gemahnt wurde, schrieb er sein letztes Sonett und dann ließ der Sänger die Leier ruhen und rührte nicht mehr an ihre Saiten. Selten wird der Tod anders als aus der Ferne besungen. Anders aber bei Strauß. Unwillkürlich wird man Angesichts dessen, daß seine Seele sich beim Scheiden noch einmal im Gesang befreit, an die bekenntnißtreuen Glaubenshelden erinnert, die „singend in die Todesfeuer sprangen".

Er hatte ja auch sein Bekenntniß abgelegt, die Welt hatte ihm einen Scheiterhaufen errichtet und die Flammen loderten auf. Und wie gleichzeitig damit nun jene andere Flamme emporflackerte, die ihn, sein sterbliches Theil mälig zerstörend, dem letzten Athmenzug entgegenführte, sammelte er noch einmal die Kraft seines Genius, um sich aus Allem, was ihn betroffen, den versöhnenden Abschluß selbstthätig zu gestalten. Dies Herz, „das oft verkannte", wie Strauß in

Digitized by Google

dem Gedicht: „Verordnung“ wehmüthig von ſich ſelber ſagt, wollte in Frieden ſcheiden, in Frieden mit ſich ſelbſt, mit ſeinen nächſten Lieben und — mit ſeinem Schickſal, wenn auch nicht mit ſeinen Widerſachern. Das Muſikaliſche in Strauß' Weſen, ein Grundzug ſeiner Natur, rang mit aller Macht gegen die Diſſonanzen nach einem harmoniſchen Endaccord, es iſt ein tiefes künſtleriſches und äſthetiſches Bedürfniß, dem er in dieſen letzten Liedern Ausdruck gegeben hat. Wie ein leiſe zerfließender Lufthauch, der letzte Hauch des ſcheidenden Lebens, weht es dem Leſer aus dem Schlußgedicht des „Gedenkbuchs“ an.

Wem ich dieſes klage,
Weiß, ich klage nicht,
Der ich dieſes ſage,
Fühlt, ich zage nicht.

Heute heißt's: verglimmen,
Wie ein Licht verglimmt,
In der Luft verſchwimmen,
Wie ein Ton verſchwimmt.

Möge ſchwach wie immer,
Aber hell und rein,
Dieſer letzte Schimmer,
Dieſer Ton nur ſein.

Selbſt rein in Hinſicht der Form betrachtet ſtehen die Gedichte aus dieſem letzten Abſchnitt keinem der früheren nach. Manche von ihnen ſind im Gegentheil ausgezeichnet durch Energie des poetiſchen Ausdrucks und Leichtflüſſigkeit der Sprache. Keinem iſt anzumerken, daß die zitternde Hand des Schwererkrankten ſie niederſchrieb. Aber ihr innerer Werth ruht freilich ſo ſehr und ſo nachdrücklich in den vorhin angedeuteten Beziehungen, daß daneben die Seite der formalen Vollendung kaum ins Auge fällt. Und dieſer

Digitized by Google

innere Werth ist ein bleibender und unvergänglicher. Er besteht für Alle, wie für Alle die gleiche Nothwendigkeit der letzten Stunde besteht, die Strauß bewährt gefunden. Gedichte wie die nachfolgenden tragen in einem hohen und seltenen Sinn „das Siegel der Vollendung" an sich, heißt uns der Gestorbene doch: der Vollendete.

An Rapp.

Du nimmst als Strebenden
Den kranken Mann,
Siehst als noch Lebenden
Den Todten an.
O rufe nicht zur Wehr,
Mich nicht zum Thun;
Mir ziemt kein Kämpfen mehr,
Mir ziemt nur ruhn.

Lieg' ich im Bette hier
Wie in der Gruft,
Steigt der Gedanke mir
Hoch in die Luft;
Ich überschau' als Schwan
Mit Vogelblick
Des Lebens wirre Bahn
Und mein Geschick.

Nicht war, was ich geschafft,
Allwege gut.
Ach, bald gebrach's an Kraft
Und bald an Muth.
Hier von des Glückes Huld
Ward ich begrüßt;
Dort hab' ich eigne Schuld
Wie schwer gebüßt.

Das, halb im Traume, geht
An mir vorbei,
Mein Leben ist verweht,
Und ich bin frei.

Digitized by Google

Was blieb dir, Seele, nun,
Als daß mit Ernst
Du in dir selber ruhn,
Du sterben lernst?

Suspirium 2.

Stund' um Stund' fühl' ich meine Kräfte schwinden,
Sich die Bande lösen, die mich hier noch binden;
Wenig Monden noch, so ist von diesen Resten,
Die jetzt mich bedeuten, keiner mehr zu finden.

Ew'ge Kraft der Welten, hilf der müden Seele,
Diese letzten Qualen standhaft überwinden!
Ja, in Ruhestunden spür' ich schon ein Säuseln,
Wie von Siegeslüften, kühlenden, gelinden.
Doch nicht Lorbeer, nur der Liebe Kranz begehr' ich
Mir im Sarg die bleichen Locken zu umwinden.

Man kann von dem „Gedenkbuch" nicht scheiden, ohne der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß dasselbe in den weitesten Kreisen Eingang finden möge. Mich dünkt, daß unsere stürmisch bewegte, oft so leidenschaftlich und feindselig erregte Zeit ein Anrecht auf Alles hat, was sie trösten und versöhnen könnte. Und gewiß irre ich nicht in der Annahme, daß wie am Grabe meistens die Stimmen des Haders schweigen, so auch diese von der Nähe des Todes geweihten Klänge, diese letzten Gedächtnißworte eines bedeutenden Menschen eine ganz besonders beschwichtigende und lindernde Kraft besitzen. Ob wir links, ob rechts stehen, eine stille Feierstunde können wir alle diesem Buch verdanken — und sie thut uns Noth Angesichts der vielfachen, an einem Wendepunkt im Leben der Menschheit unvermeidlichen Verbitterung im Kampf der streitenden Anschauungen.

Digitized by Google

VII.

„Renommisten des Wissens."

Sind wir denn nun wirklich „Renommisten des Wissens", wie ich „die populären Wortführer des materialistischen und atheistischen Unglaubens" unlängst von einem preußischen Staatsphilosophen habe bezeichnen hören? Herr Jürgen Bona Meyer, ein Gelehrter, der im Allgemeinen eine vermittelnd wohlwollende Stellung einnimmt und der nur in diesem Fall sich einer etwas schärferen Sprechweise, als ihm sonst eigen, bedient, ist es, der diesen Ausdruck zu verantworten hat. Ob ich mich unter die Kategorie der so gekennzeichneten „Wortführer" rechnen will, oder ob Herr Bona Meyer mich dazu rechnet oder nicht, mit wieviel Recht oder Unrecht dabei gerade gegen mich verfahren würde, ist schließlich selbst für mich ziemlich gleichgültig und soll hier keineswegs erörtert werden. Aber einiges allgemeine Interesse bietet die Frage nach der Berechtigung dieser Bezeichnung auf diejenige Denkweise, auf den Standpunkt der Weltauffassung, die im „atheistischen Unglauben" ihre charakteristische Ausprägung findet, die den persönlichen Gott nicht zu finden und den unpersönlichen nicht zu begreifen vermag und die sich daher ohne denselben behilft, so gut sie eben kann. „Renommisten des Wissens" — man denkt dabei zuerst an

Digitized by Google

gewisse, von einem mehr oder minder verdauten Halbwissen aufgeblähte Geister, die aus unbewiesenen oder unsicheren Prämissen weitgehende Schlußfolgerungen ziehen und dieselben als unumstößliche Wissensresultate proclamiren, und in diesem Sinn wird der Ausdruck denn auch zunächst von dem Verfasser angewandt. Er soll einen Gegensatz bilden gegen „die Koryphäen der Wissenschaft, die in ihren Behauptungen zu allermeist zurückhaltender seien". Dieses Compliment erinnert nun zwar etwas sehr an die ganz ähnliche Wendung, in welcher eine anerkannte Koryphäe der Wissenschaft, Professor Du Bois Reymond, in seiner Rede über la Mettrie sich gegen Strauß ausgelassen hat, indessen man könnte den Ausspruch auf sich beruhen lassen, da er, wenn auch auf Strauß mit Unrecht, wie mir scheint, angewandt, doch in manchen anderen Fällen zu Recht besteht und eine wenigstens theilweise Wahrheit enthält. Allein es folgen bei Herrn Meyer alsdann weiterhin Erläuterungen, die dem Gesagten ein ganz anderes Relief verleihen und einen Sinn hineinzutragen scheinen, der weit über diese erste Bedeutung hinausreicht. In ihm wird nicht mehr die vorschnelle Zuversicht einiger, von den neueren Forschungsresultaten vielleicht geblendeter und ohne die nöthige Umsicht hastig vorwärts dringender Wortführer angefochten, sondern die Spitze richtet sich gegen ein in sich zuversichtlich abgeschlossenes Wissen an sich und plaidirt zu Gunsten des Glaubens oder der Gläubigkeit in dem Sinn, welchen Herr B. Meyer mit diesen Worten verbindet. Da es auf diesem strittigen Grenzgebiet sehr leicht ist mißverstanden zu werden und da Herr Meyer manche Ausdrücke in einem sehr schwankenden und unsicheren Wortsinn, wie mir vorkommt, nimmt, so bin ich genöthigt, ihn selbst reden zu lassen. „Es erscheint mir als eine Haupt-

Digitized by Google

ſache", ſagt Herr Meyer am Schluß ſeiner Betrachtung über den „Unglauben in unſerer Zeit", „unabläſſig den Grundirrthum des Unglaubens zu bekämpfen, den Wahn nämlich, als ſei es überhaupt möglich nur zu wiſſen und nichts zu glauben. Es muß der grundſätzlich Ungläubige immer wieder auf die philoſophiſch erwieſene Wahrheit hingeführt werden, daß all' unſer Wiſſen ſchließlich doch auf irgend einem Glauben beruht. Schon das Daſein der Sinnenwelt nimmt auch der Materialiſt auf Glauben an. Ein unmittelbares Wiſſen von der Sinnenwelt beſitzt er nicht, unmittelbar gewiß iſt ihm nur die Vorſtellung von ihr, die er in ſeinem Geiſte hat; er glaubt, daß dieſer ſeiner Vorſtellung das vorgeſtellte Etwas entſpricht, daß die vorgeſtellte Welt ſo iſt, wie er ſie ſich vorſtellt; er glaubt alſo an die ſinnliche Außenwelt auf Grund der Ausſage ſeines Geiſtes. Sein Glaube an die Sinnenwelt iſt zunächſt ein Glaube an den eigenen Geiſt. Und warum glaubt er, daß die vorgeſtellte Außenwelt ſo ſein wird, wie der Menſchengeiſt ſie vorſtellt oder vorſtellen muß? — doch nur, weil es ihm als ein zweckwidriges Mißverhältniß erſcheinen würde, wenn wir annehmen müßten, der Menſchengeiſt, der den Trieb und die Kraft beſitzt, ſich die Außenwelt vorzuſtellen, werde in Ausübung dieſer Kraft nothwendig getäuſcht, ſei innerlich gezwungen, ſich die Welt anders vorzuſtellen wie ſie in Wahrheit iſt. So iſt ſein Sinnenglaube alſo im letzten Grunde ein geiſtiger Zweckglaube. Die gläubige Vorausſetzung von dem Zweck der Welt bildet ſomit die letzte Grundlage auch der materialiſtiſchen Weltanſchauung. Auf derſelben Grundlage ruht auch der Glaube des Materialiſten an die Ewigkeit des Stoffs und der Naturgeſetze. Die Sätze: aus Nichts wird Nichts und — was wahrhaft iſt, kann nicht vergehen

Digitized by Google

— sind keine Erfahrungssätze, weil sich etwas unendlich Allgemeines nicht erfahren läßt, es sind vielmehr innerlich nothwendige Denkgrundsätze unseres menschlichen Geistes, an deren objective Gültigkeit wir wiederum nur glauben auf Grund des allgemeineren Glaubens an eine zweckmäßige Weltordnung."

Und weiterhin sagt Herr B. Meyer: „Kurz, der idealistische Gottesglaube ist sicherlich kein Wissen und wird es auch niemals werden, aber ebenso gewiß ist auch die materialistische Gottlosigkeit kein Wissen, sondern nichts anderes als ein materialistischer Glaube, der ebenso wenig jemals ein Wissen werden kann. Es handelt sich also immer nur um einen Glaubensunterschied auf der Grundlage einer für Alle gemeinsamen Zweckbetrachtung der Welt."

In diesen Ausführungen scheint mir nun viel Verwirrung zu herrschen. Zunächst ist das „Dasein der Sinnenwelt" an sich, d. h. daß überhaupt etwas außer mir, dem Subject, vorhanden ist, uns durch das unmittelbare Lebensgefühl gewiß. Es ist ein irreführender Ausdruck: „der Mensch glaubt an die sinnliche Außenwelt auf Grund der Aussage seines Geistes" oder: „das Dasein der Sinnenwelt nimmt auch der Materialist auf Glauben an." Wenn ich, mich durch den Raum bewegend, an einen Baum oder an irgend einen Gegenstand vielleicht sehr schmerzerregend anstoße, wenn ich mit dem Fuß auf den Boden stampfe, daß mir der Kopf dröhnt u. s. w., so nöthigt sich mir die sinnliche Außenwelt in einer unmittelbareren Weise auf, als daß ich dieselbe als „Aussage meines Geistes" bezeichnen dürfte. Dieser Ausdruck ist nur dem den Sinnen abgewandten Denken angepaßt und ihm entlehnt, welches mit den Gegenständen um sich zunächst nur als Gedankenobjecten verkehrt,

Digitized by Google

sie als Vorstellungen, als Geistes-Aussagen fixirt und nun trotzdem ihrer Wesenhaftigkeit gewiß zu werden sucht, wobei denn als Vermittlung allerdings nur der „Glaube“ an die Geistes-Aussage übrig bleibt. Wer aber der Welt nicht im isolirten Denken, sondern als lebendes Wesen gegenüber steht, dem ist sie gewiß auf Grund seines unmittelbaren, ihn im steten Zusammenhang mit der Außenwelt erhaltenden und diese thatsächlich erhärtenden Lebensgefühls und soweit man von einem „unmittelbaren Wissen“ überhaupt reden darf (was man ja immer nur sehr bedingungsweise kann, denn schließlich ist alles Wissen ein Resultat der Erfahrung, vermittelt durch das Sinnenleben), soweit kann man auch sagen, daß er, „ein unmittelbares Wissen von der Sinnenwelt besitzt“. Auf diesem Standpunkt hielt sich übrigens bekanntlich auch noch die philosophische Anschauung Kant's, der irgendwo sagt: „es ist eine ebenso sichere Erfahrung, daß Körper außer uns im Raum existiren, als daß wir selbst da sind; mit der Sinnesempfindung bin ich mir zugleich der Wirklichkeit der Körper als äußerer Erscheinungen im Raume bewußt“ und erst die spätere Philosophie versuchte die Sinnengewißheit ganz zu eliminiren.

Was nun ferner, — abgesehen von der Gewißheit einer an sich, real vorhandenen Außenwelt, — die dem Menschen als sicher erscheinende Annahme betrifft, „daß die vorgestellte Außenwelt so sein wird, wie der Menschengeist sie vorstellt“, so meint Herr J. B. M. hier auf einen „geistigen Zweckglauben“, auf eine „gläubige Voraussetzung von der Zweckmäßigkeit der Welt“ als Erklärungsgrund zurückgreifen zu müssen. Allein auch diese Annahme erscheint durchaus überflüssig. Herr J. B. M. sucht hier auf einem weiten und verzwickten Umweg, was im Grunde sehr nahe liegt.

Digitized by Google

Schon bei einer früheren Gelegenheit habe ich, was dieſen Punkt betrifft, von meinem Standpunkte aus diejenige Antwort gegeben, die mir auch hier zu paſſen ſcheint: „Was wir zunächſt und vor Allem zu bedenken haben, iſt, daß wir nur ein Theil dieſes großen Natur-Ganzen ſind und in abſolut nichts Anderem als eben in ihm wurzeln. Die Ausſagen unſerer Sinne, unſeres Intellects — wie immer man es nennen mag — über daſſelbe ſind doch in letzter Inſtanz nicht unſere Ausſagen, ſondern immer nur Ausſagen der Natur von ſich ſelbſt. Darin beruht ihre Grund-Wahrhaftigkeit für uns. Die Natur kann nichts Anderes von ſich ausſagen als eben Sich — ſie kann nur, was wahrhaft in ihr iſt, ihren wahrhaften Inhalt zum Vorſchein bringen, alſo auch in den Ausſagen, die ſie uns, über ſich, von ſich giebt, nur ihr wahres Weſen offenbaren.“ Schließlich reducirt Herr B. M. auch die Annahme gewiſſer allgemeiner Sätze, wie: aus Nichts wird Nichts (der andere Satz: „was wahrhaft iſt, kann nicht vergehen“, gehört gar nicht hierher), in einem objectiv gültigen Sinn auf des Menſchen Glaube an eine zweckmäßige Weltordnung, und zwar deshalb, weil ſie keine Erfahrungsſätze ſeien, da ſich etwas unendlich Allgemeines nicht erfahren laſſe. Allein wenn ein nothwendiger Denkgrundſatz, wie das Cauſalgeſetz, d. h. die Nöthigung, jede Erſcheinung in irgend einem Zuſammenhang von Urſache und Wirkung zu denken (wovon das: „aus Nichts wird Nichts“ ja nur ein Ausfluß iſt), auch zunächſt nur ſubjective Bedeutung hat, nur die Erfahrungsform des Einzelnen darſtellt, ſo erlangt derſelbe doch objective Bedeutung und Gültigkeit — freilich objectiv-gültig nur für die Menſchheit, aber um dieſe handelt es ſich doch auch nur — weil alle Denkenden auf demſelben Grundſatz

Digitized by Google

fußen und er dadurch allgemein erfahren wird. „Nur sämmtliche Menschen erkennen" — nach Goethe's Ausspruch — die Natur, nur sämmtliche Menschen leben das Menschliche."

Den von Herrn B. M. angeführten Momenten liegt also nichts weiteres zu Grunde als einerseits: das unmittelbare Lebensgefühl, andererseits: die Denknothwendigkeit, und daß diese nicht gleichbedeutend zu setzen sind mit: Glauben, wenn ich denselben auch im allerweitesten Wortsinn nehme, leuchtet von selbst ein.

Was bleibt aber für den flüchtigeren Leser, der sich die von mir hier zergliederte Argumentation nicht erst so genau besieht, von der genannten Ausführung bestehen? Die an die Spitze gestellte „philosophisch erwiesene Wahrheit", „daß all unser Wissen schließlich doch auf irgend einem Glauben beruht" und dieser Ausspruch bildet alsdann den Commentar zu dem Ausdruck: „Renommisten des Wissens". Das heißt: jeder geräth in die Gefahr, als Renommist des Wissens abgethan zu werden, der im Conflict des Wissensbesitzes mit dem Glaubensbesitz sich für ersteren entscheidet und diesem eine autoritative Stellung zuweist. Hiergegen möge denn eine Verwahrung einzulegen gestattet sein.

Ich habe bereits an einer anderen Stelle (in der Einleitung zu dem „Leben ohne Gott") auf die subtil zugespitzte, fein ausgeklügelte Art und Weise hingewiesen, mit welcher von manchen Seiten gegenwärtig zu Gunsten einer Art von Gläubigkeit plaidirt wird. Sauve qui peut. Viel Ehre und Gewinn kann, scheint mir, aus solchen Versuchen einem wahren überzeugungstreuen Glauben nicht erwachsen. Wenn Herr Professor Seydel, den ich dort angeführt, sich den Uebergang von dem — nach seiner eigenen Ausführung — einstweilen nur als Gegenstand des Wünschens und des

Digitized by Google

Denkens auferbauten: Gott, also von diesem als Wunschobject und Gedankending zu der Realität Gott dadurch erleichtert, daß er sagt: „Wir wollen uns nicht wegwerfen, darum werfen wir das Höchste nicht weg, das wir zu denken, zu fühlen und zu wollen im Stande sind", wenn er die Annahme eines göttlichen Wesens als einen „Wunsch" bezeichnet, ohne dessen geglaubte Erfüllung wir uns erniedrigen würden", so ist das ein so außerordentlich niedlich ausgeführtes Beweischen, das man ihm seiner Zierlichkeit wegen kaum böse sein kann, wenn ich andererseits eine solche Argumentationsweise auch nicht ohne ein gemischtes Gefühl von Bedauern und Humor zu betrachten im Stande bin. Ein ähnlicher Anflug von Humor liegt übrigens in meinen Augen auch auf dem bisher Erörterten. Wer Herrn B. Meyer recht gut verstanden zu haben meint, der wird vermuthlich in seinem Sinn zu argumentiren glauben, wenn er Jemanden, der mit der Autorität des Wissenden eine bisher gehegte Glaubensvorstellung über Bord zu werfen ein Recht zu haben glaubt, entgegen hält: „quod non, das geht nicht, denn besinne dich nur, du weißt eigentlich gar nicht (das ist eine ganz irrige Annahme), sondern du glaubst nur zu wissen, folglich ist der Glaube immer mit dabei und du kannst ihn auf keine Weise loswerden. Der Rangordnung nach bedeutet er sogar mehr, denn er steht ja vor dem Wissen."

Ist das nun auch Herrn B. Meyer's Ansicht? Ganz buchstäblich wohl nicht, aber er wird vermuthlich vielfach so verstanden und ausgelegt werden, denn ein summarischeres Beweisverfahren zu Gunsten des Glaubens läßt sich in der That nicht auftreiben und die meisten Leute lieben eine anscheinend so schlagfertige Erledigung der großen Probleme unseres inneren Lebens.

Digitized by Google

Noch einmal, am Schluß seiner oben citirten Ausführungen, wiederholt Herr B. Meyer die Coordinirung, die untrennbare innere Zusammengehörigkeit von Glauben und Wissen und zwar in der einigermaßen pointenreichen Formel: „Der idealistische Gottesglaube ist kein Wissen und wird es auch niemals werden, aber ebenso gewiß ist auch die materialistische Gottlosigkeit kein Wissen, sondern nichts Anderes als ein materialistischer Glaube.“ Mit anderen und einfacheren Worten: es giebt kein Wissen, es giebt nichts Gewisses (in dem einzig entscheidenden, unverclausulirten Wortsinn). Wie charakteristisch ist doch dieser Ausspruch für die ganze Bewegung der Geister auf religiösem Gebiet! Der Glaube war einst das Unbezweifelbarste, Unumstößlichste, er reichte höher als alle Vernunft, er umschloß das über allen Zweifel Gewisseste, er war „eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet u. s. w.“; — es kamen die Zeiten der Anfechtung, der Glaubensinhalt mußte sich mit dem angesammelten Erfahrungsbesitz der Menschheit auseinandersetzen. Den klaffenden Riß zu überbrücken wurde der philosophische Nachweis versucht, daß die Differenz nur eine scheinbare sei, daß das eine nur in der Form der Anschauung habe, was das Andere im Wesen besitze. Feuerbach hat einen großen Theil der Arbeit seines thätigen und gedankenreichen Lebens daran gesetzt, um durch ein tieferes psychologisches Eindringen in das Wesen aller Religion den Nachweis zu erbringen, daß jene Behauptung falsch und sophistisch sei. Er setzte ihr die einschneidende Formel entgegen: „Dem Glauben ist nur das Heilige wahr, dem Wissen nur das Wahre heilig“ und das Distichon:

Der philosophische Dogmatiker.

„Form ist Wesen“, darum vertilgst du den Inhalt des Glaubens,
Wenn du die Vorstellung tilgst, seine geeignete Form.

Digitized by Google

Als auch dieser Standpunkt als unhaltbar aufgegeben werden mußte, wurde zu dem unvermittelten Nebeneinanderbestehen von Glauben und Wissen, beide autoritativ in ihrer Sphäre, aber ohne Recht und Vollmacht in die andere Sphäre bestimmend einzugreifen, übergegangen. Es war die bekannte „doppelte Buchführung", die sich etablirte. Man sollte diesen Standpunkt, der die Einheit des Menschenwesens preisgiebt, der nur in einer Zeit des Uebergangs als Theorie denkbar und im wahren Ernste gar nicht durchführbar ist, für überwunden halten, aber er ist es in der That selbst auf dem Gebiet des Gedankens nicht. Denn was ist es anders als diese Theorie der doppelten Buchführung, wenn es in einer philosophischen Auseinandersetzung heißt: „Die Welt der religiösen Ueberzeugungen und die Welt der philosophischen Theorien liegen völlig auseinander und berühren sich nicht. Religion ist nicht eine Summe von Lehrsätzen, sondern ein Princip des Lebens und Seins. Man kann in der Wissenschaft einer mechanistischen Auffassung huldigen und doch an Wunder glauben; man kann in seinem Denken auf ein Unbewußtes, sei es als Materie oder als Geist gefaßt, als auf den Grund der Erscheinungen recurriren, und doch in der Innerlichkeit des eignen Lebens sich in einem höchst persönlichen Verhältniß zu dem Gotte des religiösen Glaubens finden. Der dogmatische Hintergrund des religiösen Lebens wird durch Wissenschaft weder widerlegt noch bekräftigt; denn die Wurzeln der Religion liegen auf anderem Gebiete, in der sittlichen Welt."

Und diese Stelle gehört nicht etwa zeitlich einer früheren Periode an, sondern ist einer erst neuerdings veröffentlichten Arbeit, einem Aufsatz von Professor Ad. Lasson über „Eduard von Hartmann und seine neuesten Schriften" entnommen.

Digitized by Google

Herr B. Meyer hat die Unhaltbarkeit dieser Auffassung, wie mir vorkommt, erkannt, aber ist der Standpunkt, den er selbst einzunehmen scheint, der das gewisse Wissen preisgiebt, um ein mehr oder weniger ungewisses dafür einzutauschen und auf diese Weise dem Glauben, der alsdann auch nichts mehr bedeutet als ein solches ungewisses Fürmöglich-Halten, einen General-Pardon, ein passe-partout und eine Art venia legendi zu erwirken, haltbarer? Mir scheint das nicht der Fall zu sein.

Es wird gegenwärtig viel von Intoleranz und Unduldsamkeit geredet. „In den Seelen der Ungläubigen herrscht ein Fanatismus, der an Roheit und Unduldsamkeit den Fanatismus des Glaubens fast noch übertrifft." Selbst mir, der ich mir doch bewußt bin, mein Buch: „das Leben ohne Gott" in einem sehr gelassenen Geist geschrieben zu haben, ist der Vorwurf der Intoleranz nicht erspart geblieben. Nun, tolerant kann man in einem doppelten Sinn sein. Man kann, durchdrungen von der unbezweifelbaren Richtigkeit der eigenen Meinung und Ansicht, gegen den „irrenden Bruder" duldsamen Sinnes sein, eben weil er der Bruder ist, man kann aber auch deshalb tolerant gegen die Meinungen Anderer sein, weil man von vornherein die Möglichkeit zugiebt und anerkennt, daß diese mehr wie man selbst das Richtige getroffen haben mögen. Die Toleranz im ersteren Sinn ist ein selbstverständliches Ergebniß humaner Sinnesweise, aber auch der Toleranz in dem weiteren theoretischen Sinn versuche ich in dem weitesten Umfang gerecht zu werden. Ich leugne sogar nicht die Möglichkeit, daß eine spätere Zeit auf Grund eines veränderten und erweiterten Wissensbesitzes sich vielleicht wieder ein Recht zu einer theistischen Weltauffassung erwerben kann, die dann

Digitized by Google

einen ganz anderen, geläuterten Inhalt umſchließen mag, als wir jetzt vorauszuahnen vermögen, wenn ich auch nicht einzuſehen vermag, wie ſich der Theismus in ſeinem bisher feſtgehaltenen Grundgedanken mit dem gegenwärtigen Stand des Wiſſens verträgt. Allein von dieſer Toleranz, die ich mir ſelbſt zumuthe, iſt eine himmelweite Entfernung zu der Zumuthung einer allgemeinen Toleranz auf Grund deſſen, daß wir überhaupt kein eigentliches Wiſſen beſitzen können und daher gegen Glaubensvorſtellungen auch kein autoritatives Recht beanſpruchen dürfen, worauf eine Argumentation wie die des Herrn B. Meyer hinausläuft. Der Menſch kann nicht weiter blicken als wie ſein Standpunkt eben zuläßt und ſo reicht auch jede Zeit nicht über den Standpunkt ihres Wiſſensbeſitzes hinaus. Mögen wir noch ſo ſehr unſere Hälſe recken, ſchließlich hat auch das ſeine Grenze und von dem ſo eroberten Geſichtskreis, der für uns das Höchſte darſtellt, gilt alsdann das Wort Goethe's: „Dies iſt unſer, ſo laßt uns ſagen und ſo es behaupten."

Digitized by Google

Aesthet.
Schiller, Fr.
8

VIII.

Ueber das Gefühl des Erhabenen.

Ein Beitrag zur Psychologie der Aesthetik.

Als Schiller die von Kant in der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft und anderweit gegebenen Anregungen weiter ausspann und selbstständig verarbeitete, fand er sich von der Betrachtung und philosophischen Ergründung des Erhabenen aus zwei Gründen sehr angezogen. Einmal lag im Erhabenen gewissermaßen der Stoff vor ihm ausgebreitet, in und an dem er in der Werkstatt seines poetischen Schaffens vorzugsweise hantierte. Der große Dramatiker stand hier auf eigenem Boden, er übte hier Hausrecht, es war sein Bereich und den denkenden Künstler, den Schiller in sich trug, mußte es naturgemäß reizen, die Beschaffenheit und Grenzen dieses Bereichs, die Bedingungen der dort wirksamen Kräfte zu erforschen und in die Helle des Selbstbewußtseins zu erheben. Dann aber schien ihm grade das Erhabene, wenn richtig erfaßt, einen Weg der Beweisführung für die Unabhängigkeit der „reinen Vernunft" von Naturbedingungen aufzuthun und dieser Weg dünkte ihm um so werthvoller, je fester er einerseits mit seinem sittlichen Selbstbewußtsein an dieser Unabhängigkeit festhielt, an dem „absoluten moralischen Vermögen", welches eins ist mit der Freiheit des Menschen, das Moralische zu wollen, an jene, von der

Digitized by Google

physischen Weltordnung ganz getrennte sittliche Ordnung, die den Naturbegriff unter sich hat, „welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erfliegen, der Verstand aber mit seinen Begriffen nicht erfassen kann“ und je schwerer es andererseits hielt, diese unerfaßliche Welt aus irgend einem Gesichtspunkt gleichwohl überzeugend beweiskräftig auszustatten. Ueberzeugend beweiskräftig — das war für Schiller, dem todte metaphysische Formeln widerstanden, gleichbedeutend mit einem Zeugniß, an dem das Sinnenbewußtsein, der empfindende Mensch in irgend einer Weise mitbetheiligt war. Wir sollten uns über den Naturbegriff („nach welchem es schlechterdings nothwendig ist, daß das Gegenwärtige als Wirkung sich auf etwas Vergangenes als seine Ursache gründet“) als moralische Wesen erhaben wissen, aber dies Wissen sollte sich auch in der Gefühlssphäre als wahr documentiren. Und das schien Schiller das Erhabene zu leisten. Von ihm glaubte er aussagen zu dürfen: „Und so hat die Natur sogar ein sinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, daß wir mehr als bloß sinnlich sind, so wußte sie selbst Empfindungen dazu zu benutzen, uns der Entdeckung auf die Spur zu führen, daß wir der Gewalt der Empfindungen nichts weniger als sklavisch unterworfen sind.“ Der Durchführung dieser Gesichtspunkte ist Schiller's 1801 erschienene, geistvolle und tiefsinnige Abhandlung: „über das Erhabene“ gewidmet.

Ich erinnere hier an den Schiller'schen Gedankengang, nicht um das sogenannte absolute moralische Vermögen nochmals in irgend einer Weise vor das Forum der Kritik zu ziehen, vor das es schon so oft citirt worden ist, sondern weil die Betrachtung, die dem Gefühl des Erhabenen weiterhin an dieser Stelle gewidmet werden soll, gerade auf die

Digitized by Google

Punkte ebenfalls Gewicht zu legen haben wird, die sich Schiller als Argumente in seinem Sinn deutete, die aber bei mir in einem anderen Zusammenhang stehen und ein anderes Aussehen tragen. Und in diesem Zusammenhang betrachtet werden sie, däucht mir, am ehesten erläutern, wo und wie sich bei Schiller Richtiges und Unrichtiges durcheinander mengt.

Die Betrachtung unseres großen Dichters über das Erhabene bietet in meinen Augen deshalb so viel Interesse, weil sie überall die Neigung, die Anlage und die Richtung auf psychologische Vertiefung nimmt. Ueberall versucht er zunächst mit dem Gefühlsinhalt sich ins Klare zu setzen, und wenn ihm dies meines Erachtens nicht durchweg gelingt, wenn er dabei auf Abwege geräth, so ist doch der Ausgangspunkt so beschaffen, daß er in seiner Faßlichkeit und Schlichtheit uns ungleich näher angeht als die spätere ästhetische Behandlung des Erhabenen, die dasselbe vor allen Dingen in seinem Verhältniß zur Idee des Absoluten zu erfassen und zu entwickeln bemüht war, dabei aber eine genaue Analyse des eigenen Gefühls, in welchem der Mensch doch zunächst nur das Erhabene besitzt, unterließ. Schiller machte wenigstens den Versuch dazu. Er schildert z. B. (in dem Aufsatz: Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände) den Reiz, den eine schöne Landschaft in der Abendröthe auf uns ausübt. Plötzlich erhebt sich ein Sturm. Betäubende Donner fallen, unser Gehör wird aufs widrigste berührt. Die in der Dunkelheit aufleuchtenden Blitze sind den Sinnen eher schmerzhaft als angenehm. Und trotzdem werden wir glauben, bei dem Tausch eher gewonnen als verloren zu haben. „Trotz allen diesen Ursachen des Mißfallens ist ein Gewitter für den, der es nicht fürchtet, eine

Digitized by Google

anziehende Erscheinung." Ferner: mitten in einer Landschaft steht ein Hügel, der dem Auge einen Theil der Aussicht entzieht. Wir wünschen ihn weg, er stört und mißfällt uns. Lassen wir aber diesen Hügel in Gedanken immer höher werden, so wird das Mißvergnügen über ihn sich unmerklich verlieren und einem ganz anderen Gefühl Platz machen. Er wird uns anziehend werden und bald mehr werth sein als die ganze schöne Ebene um ihn her. „Nun gebe man in Gedanken diesen Berg eine solche Neigung, daß er aussieht, als wenn er alle Augenblicke herabstürzen wollte, so wird das vorige Gefühl sich mit einem anderen vermischen. Schrecken wird sich damit verbinden, aber der Gegenstand selbst wird nur desto anziehender sein .... Größe und Schreckbarkeit können also in gewissen Fällen für sich allein eine Quelle von Vergnügen abgeben." Schiller erinnert dann noch an mehr derartige Fälle, in denen „gleichgültige, ja selbst widrige und abschreckende Gegenstände uns zu interessiren anfangen, sobald sie sich entweder dem Ungeheuern oder Schrecklichen nähern", und schließt damit, alles dies: „den allen Menschen gemeinschaftlichen Hang zum Leidenschaftlichen, die Macht der sympathetischen Gefühle, die uns in der Natur zum Anblick des Leidens, des Schreckens, des Entsetzens hintreibt, die in der Kunst so viel Reiz für uns hat u. s. w." als Beweis dafür aufzustellen, daß es noch „eine vierte Quelle von Lust giebt, die weder das Angenehme noch das Gute, noch das Schöne zu erzeugen im Stande sind". Und in dieser vierten Quelle offenbart sich uns das Erhabene.

Wie bedenklich diese Beispiele sind, läßt sich, dünkt mich, leicht erkennen. Wenn Schiller sie unbedenklich fand, so haben wir den Grund davon wohl darin zu erblicken, daß

Digitized by Google

er die Theorie des Erhabenen nach Kant in der Hauptsache schon als feststehend richtig angenommen hatte und in den Beispielen nur nach Belägen für diese Theorie suchte. Der Hauptton lag darauf, das Gefühl des Erhabenen als aus einer Vorstellung von etwas entsprungen nachzuweisen, „das entweder unsere sinnliche Fassungskraft oder unsere sinnliche Widerstehungskraft überschreitet oder zu überschreiten droht". Dadurch gelangte man in der Eintheilung dann zu zwei Gattungen des Erhabenen: dem der Erkenntniß und dem der Kraft. Diesem Erforderniß nun genügten die angeführten Beispiele, denn in alle spielt allerdings dies Moment hinein, daß das Individuum dabei vor etwas zu stehen kommt, was seine sinnliche Fassungskraft oder seine sinnliche Widerstehungskraft überschreitet oder zu überschreiten droht. Allein das ist auch Alles. Im Uebrigen sind die Beispiele für das, was Schiller aus ihnen entnehmen wollte, völlig unbrauchbar. Denn nicht mit einer Quelle des Vergnügens, nicht mit einem Gefühl haben wir es ja zu thun, wenn es sich um die anziehende Wirkung handelt, die das Furchtbare und Schreckliche unter Umständen auf uns ausüben können, sondern die allerheterogensten seelischen Momente pflegen da zu einer Gesammtwirkung zusammen zu treten und in dieser ist das Gefühl des Erhabenen, häufig zum allergeringsten Theil, oft gar nicht vertreten. Wie sittlich-bedenklich, wie den niedersten Motiven entsprungen ist oft der Hang, der die Menschen „zum Anblick des Leidens, des Entsetzens" hintreibt*) — geht es da an, ohne hierin erst eine sorgfältige Analyse und Sonderung vorzunehmen, diese Fälle in Bausch und Bogen zu nehmen und sie wie eine Offenbarung des

*) Man denke z. B. an die unverwüstliche Anziehungskraft, welche Hinrichtungen ausüben.

Digitized by Google

Erhabenen zu behandeln? Derjenige, dem ein gefährlich herabhängender Berg absonderlich anziehend erscheint, unterliegt vielleicht nur einem gewissen Kitzel sinnlicher Aufregung, veranlaßt durch die gespannte Erwartung eines möglicherweise eintretenden zerstörenden Schauspiels. Gerade schlaffe Naturen pflegen für solche starke Reize empfänglich zu sein und gerade schlaffe Naturen sind andererseits diejenigen, die am allerletzten des Gefühls des Erhabenen fähig sind, an denen sich daher auch schlechterdings nichts demonstriren läßt. Kurz, es scheint mir unmöglich, an diesen combinirten Empfindungen das einfache Gefühl des Erhabenen zu studiren, an diesen complicirten Fällen die Wirkungen und Einflüsse klar zu legen, denen der Mensch, dessen Gefühl diese Richtung einschlägt, unterliegt. Die Beispiele, die uns Schiller vorführt, sind viel zu weit gewählt, und so ist auch das Merkmal, dem sie zur Stütze dienen sollen, viel zu weit, um specifisch und ausschließlich dem Erhabenen zugerechnet werden zu können. Denn es ist ja wohl nicht geradezu unrichtig, daß die Entstehung desselben im Menschen mit der Vorstellung von etwas zusammenhängt, „das entweder unsere sinnliche Fassungskraft oder unsere sinnliche Widerstehungskraft überschreitet oder zu überschreiten droht", aber es ist auch nicht erschöpfend richtig und noch weniger präcise ausgedrückt.

Indem ich mir einen anderen Weg aufsuche, abstrahire ich zunächst von einer Untersuchung der Objecte und stelle als erste Aufgabe die hin: den Gefühlsinhalt auszumessen, den der Mensch im Gefühl des Erhabenen sein eigen nennt; daher ich denn auch, nicht wie Schiller „über das Erhabene", sondern „über das Gefühl des Erhabenen" schreibe. Dabei taucht denn gleich Anfangs die altgewohnte Vorfrage, der Präjudicial-Einwand auf, daß

Digitized by Google

dieſer Standpunkt der Deduction nur das Individuelle treffe und hierauf läßt ſich wie immer nur die gleiche Antwort geben, daß die Privatbeſchaffenheit des Individuums ja immer noch ein Allgemeines übrig läßt, das nicht mehr bloß individuell iſt. Schon die Sprache iſt ja nicht Privatbeſitz, ſondern Gattungsbeſitz im Menſchen. In dem Augenblick, wo mir ein wirkliches Empfinden das Wort: „Erhaben“ auf die Lippen drängt, ſpricht die Menſchheit, d. h. dasjenige, was in allen Menſchen gemeinſam wirkend die Sprache erſchaffen hat, in und aus mir. Es liegt alſo ein gemeinſamer Menſchheitsbeſitz mit übereinſtimmend gleichartigen Zügen vor. Das Gefühl des Erhabenen, wo immer es im Menſchen zu Stande kommt, trägt ſo zu ſagen eine charakteriſtiſch beſtimmte Grundfarbe, die wohl in ihrer Intenſität, in der Lebendigkeit des Colorits u. ſ. w., nicht aber in der Farbe ſelbſt von einander abweichen kann.

Als unmittelbar gewiß für die Unterſuchung des Gefühls des Erhabenen nehme ich zunächſt nur in Anſpruch, daß dasſelbe das Gefühl von etwas Großem iſt, d. h. daß das directe Object der Empfindung (dasjenige, worauf ſich dieſelbe bezieht) nicht von mir als klein im Sinn von kleinlich, niedrig angeſehen werden darf. Ein Sandkorn z. B. kann mir das Gefühl des Erhabenen verſchaffen, wenn er durch irgend eine Gedankenverbindung, die ich an ihn hefte, mir Beziehungen des Weltalls, kosmiſche Verhältniſſe, die Wunder der Schöpfung, die Allmacht des Schöpfers u. dergl., alſo etwas Großes vergegenwärtigt. In dieſem Fall iſt das directe Object der Empfindung aber in dieſen diverſen Vorſtellungen enthalten und nicht in dem Sandkorn, der dabei nur die Stellung eines Symbols einnimmt. Halten wir nun zunächſt feſt, daß das Gefühl oder die Empfindung (ich

Digitized by Google

brauche beide Ausdrücke in diesem Fall als gleichwerthig) des Erhabenen ein großes (d. h. ein von dem Empfindenden für groß erachtetes) Object bedingt, so entsteht als nächste Frage die, ob wir in diesem quantitativ ganz unbestimmt gelassenen Begriff: groß irgend eine Bestimmung hineinzutragen vermögen, so daß eine faßliche Begrenzung desselben entsteht. Hierbei dürfte das Folgende in Betracht zu *ziehen* sein. Es treten — selten aber doch gelegentlich — Fälle im Leben ein, in denen der Mensch sich selbst gewissermaßen erhaben erscheint. Damit meine ich nicht das aufgeblähete Bewußtsein solcher Individuen, welche den Dünkel der Erhabenheit sich deshalb zulegen, weil ihnen von anderer Seite solches vorgesagt wird, die also eigentlich nur nachplappern, was sie von Anderen hören, ohne sich das Gefühl der Erhabenheit aus dem eigenen Innersten zu erzeugen; sondern ich meine eben dies Letztere, welches unabhängig, ja sehr häufig im Gegensatz zu der Meinung Anderer, meistens in Begleitung oder als Folge einer einzelnen besonders hervorragenden That oder Handlungsweise, zu Stande kommt. Der Eintritt dieses Gefühls im Menschen vollzieht sich nie, ohne daß derselbe sich auf einen Standpunkt der Betrachtung zurückgezogen hat, der einem geringeren, schwächeren Maaß des Fühlens, Denkens, Wollens und Handelns entspricht, als der ist, den er im Augenblick des Handelns einnahm. Wenn ich heute mit Anspannung aller meiner Kräfte, mit Hintansetzung meines eigenen Lebens ein Kind rette, so kann diese That und ich als Thäter mir morgen oder zu irgend einer anderen Zeit erhaben *erscheinen*. Aber nur dann wird dies möglich sein, wenn ich *inzwischen* meinen Standpunkt gewissermaßen gewechselt habe, wenn ich in eine Alltagsverfassung zurückgekehrt bin, der ein geringeres Maaß von Fühlen und Handeln entspricht als das in dem

Digitized by Google

Rettungsact von mir aufgewandte, wenn jenes frühere Maaß mein gegenwärtiges alſo überragt und ich, indem ich mich ſo betrachte, mich ſelbſt als etwas mich Ueberragendes anſchaue. Wer eine ſo hingebende und muthige That wie eine mit Gefahr verbundene Rettung verrichtet, wer in ihr nur den ganz natürlichen Ausdruck ſeines inneren Menſchen, wie er ſtätig beſchaffen iſt, giebt, wem ſie, um mich ſo auszudrücken, gewiſſermaßen im Blute liegt, wie es regelmäßig durch die Adern kreiſend, des Lebens Schwungrad treibt und bewegt, der wird Anderen zwar grade in dieſer einfachen Geſetzmäßigkeit nur noch größer erſcheinen, er ſelbſt aber begreift ſich nicht als erhaben, ihm iſt dieſer Eindruck in Bezug auf ſich ſelbſt abgeſchnitten — und der Grund? er vermag nicht auf einen Standpunkt zurückzutreten, von dem er ſich ſelbſt als überragend anſchauen könnte.

Wir erkennen hieraus eine Bedingung des erhabenen Eindrucks, die gleichzeitig eine Größenbeſtimmung des Objects ausmacht. Die Größe deſſelben iſt nun nicht mehr ganz unbeſtimmt, ſondern ſie muß unter allen Umſtänden ſo beſchaffen ſein, daß ſie das Subject überragt. Dieſe Beſtimmung läßt ſich noch durch einen weſentlichen Zuſatz erweitern und verſchärfen. Unterſuchen wir die einzelnen Fälle der Empfindung des Erhabenen, ſo finden wir, daß für dieſelbe ein überragendes Object zwar allemal erforderlich iſt, daß aber ein knappes Maaß des Ueberragenden nicht genügt. Was meine Größe, meine Leiſtungsfähigkeit überſteigt, mich alſo überragt, aber ſo wenig, daß ich, bildlich geſprochen, nur einer kleinen Extra-Anſtrengung im Ausrecken meiner Perſon bedarf, um demſelben gewachſen zu ſein, verſchafft mir nicht den Eindruck des Erhabenen. Um dieſe Bezeichnung zu verdienen, muß ſich daſſelbe nicht

Digitized by Google

blos meinem gewohnten Kräfteaufwand versagen, sondern mir überhaupt nahezu oder ganz unerreichbar erscheinen, wenn es dasselbe, — eine mögliche Aenderung meines Menschen vorausgesetzt — vielleicht auch nicht ist. Nenne ich das, was dem Menschen, von dem Standpunkt seiner gegebenen Beschaffenheit aus, im gewohnten Steigen und Sinken seines Größenmaaßes (denn der Mensch ist ja nichts absolut-Starres) ungefähr erreichbar ist, seine Sphäre, so läßt sich dies Verhältniß des Erhabenen also am füglichsten so bezeichnen, daß man sagt: dasselbe muß ein überragendes Object und zwar von der Art sein, daß es die individuelle Sphäre des Fühlenden überragt. Das Erhabene liegt also außerhalb der individuellen, wenn auch innerhalb der Gattungs-Sphäre des Fühlenden. Wäre das Letztere nicht der Fall, so würde überhaupt kein Verhältniß des Subjects zu demselben möglich sein.

Ich recapitulire nun das bisher Gesagte: das Erhabene muß groß (im positiven Sinn als Gegensatz von kleinlich, niedrig) sein, es muß ein mich Ueberragendes darstellen und das Mich muß hierbei in dem erweiterten Sinn, in welchem es meine individuelle Sphäre bedeutet, genommen werden — und füge dann den Satz hinzu: das Gefühl des Erhabenen ist das Gefühl eines solchen Ueberragenden und weiter ist es nichts.

Hier scheint nun sofort ein erster, anscheinend sehr plausibler Einwand erhoben werden zu können. Wenn das Gefühl des Erhabenen — kann mir Jemand einwerfen — in der That nichts weiter ist und nichts weiter zu sein beanspruchen darf als dies, so muß es ja sehr häufig vorkommen und nichts Ungewöhnliches, sondern etwas recht Gewöhnliches darstellen. Denn ein oder das andere Ueber-

Digitized by Google

ragende hat doch wohl Jedermann und an diesem und durch dieses hat er also auch das Gefühl des Erhabenen. Nun tritt aber, wie jede Selbstbeobachtung ergiebt, das Gefühl des Erhabenen sehr selten*) in unsere Seele ein, es müssen also offenbar noch andere Factoren mit in Rechnung zu ziehen sein. Ich erwiedere: Letzteres ist unzweifelhaft der Fall, nur daß diese anderen Factoren sehr wohl mit unserer Rechnung in Uebereinstimmung zu bringen sind. Es klingt so selbstverständlich und einfach: ein oder das andere Ueberragende hat doch wohl Jedermann, — ist das aber in der That so einfach? Keineswegs. Sehen wir einmal näher zu. Dieser Gegenstand *erscheint* mir erhaben, ich sehe ihn so an, ich theile die Meinung Anderer, daß er als erhaben aufzufassen ist. Habe ich aber dadurch den überragenden Gegenstand als erhabenen? Ja, ich als *Betrachter* wohl, aber doch noch keineswegs ich als *totaler Mensch*, so daß sich eine Resonanz desselben in meinem Gefühl ergiebt. Und darum eben handelt es sich ja. Indem ich einen Gegenstand auffasse, verhalte ich mich *theoretisch* zu ihm. Das Theoretische ist aber doch immer nur eine Seite im Menschen. Ich kann daher die erhabene Natur eines Gegenstandes einsehen, d. h. mich theoretisch *bejahend* zu ihm verhalten und ihn gleichwohl praktisch *verneinen*, d. h. ihm, durch andere Züge meines Charakters bestimmt, wider-

*) Wenn man freilich mit dem Aesthetiker *Zeising* (Aesthetische Forschungen. Frankfurt a. M. 1855) annimmt, „daß der ästhetische Effect des Erhabenen ein so naheliegender ist, daß selbst im rohesten Zustand das Gemüth davon ergriffen zu werden pflegt", so braucht dieser Einwand kaum erhoben zu werden. Allein diese Annahme selbst beruht nur auf einer mangelhaften Sonderung seelischer Wirkungsmomente, namentlich auf einer Vermischung der Ehrfurcht mit dem Gefühl des Erhabenen, worüber später.

Digitized by Google

ſtreben. Dann findet er zwar den Zugang zu meinem Erkenntnißvermögen, aber nicht zu meinem Herzen. Da aber das Menſchenweſen in ſeiner Totalität Beides umfaßt, ſo iſt der erhabene Gegenſtand alsdann nur einſeitig, d. h. er iſt eben nicht vorhanden, der Menſch hat ihn in Wirklichkeit nicht. Jedes Moment des Widerſtrebens im Menſchen vernichtet daher die Aneignung des Ueberragenden, der Eindruck, das Gefühl des Erhabenen kommt nicht zu Stande. Die Empfängniß iſt nur möglich bei Empfänglichkeit. Der diametrale Gegenſatz der Empfänglichkeit iſt aber das Widerſtreben. Letzteres wird nun durch zwei Weſenseigenthümlichkeiten im Menſchen beſonders genährt und großgezogen, Einerſeits durch Alles, was an Regungen der Selbſtſucht, der Eitelkeit, des Hochmuths anknüpfend, mir ein Ueberragtwerden überhaupt läſtig erſcheinen läßt, andererſeits durch Schwäche. Denn das Ueberragende bedingt ſeiner ganzen Natur und Structur nach eine Anſpannung meines inneren Menſchen, wenn ich ihm Herz und Sinn erſchließen, d. h. über ihr gewohntes Maaß hinaus öffnen ſoll und es iſt alſo eine ſelbſtverſtändliche Folge, daß ich ihm widerſtrebe, wenn die geforderte Anſpannung meiner Schwäche zu viel auferlegt. Eigentlich ſchlaffe Naturen gelangen daher nie zum Eindruck des Erhabenen.

Ich habe hier nur das Moment des Widerſtrebens als Behinderung für das Gefühl des Erhabenen ins Auge gefaßt, aber ſchon dieſe eine Erwägung zeigt, daß wir an dem anſcheinend großen Procentſatz dieſes Gefühls einen ſtarken Abzug bewilligen müſſen, denn dieſes hinderliche Moment fällt um ſo mehr ins Gewicht, je verbreiteter und gewöhnlicher ſein Vorkommen iſt. Selbſtſucht in ſeinen verſchiedenen Formen und Schwäche — zwei normalere und

Digitized by Google

regelmäßigere Krankheitsformen lassen sich kaum bezeichnen, sie umwuchern in unzähligen Fällen als chronisches Siechthum den Lebensstamm.

Aber die Zahl derjenigen, die das Gefühl des Erhabenen zu realisiren im Stande sind, schmilzt auch noch aus anderen Gründen zusammen. Erinnern wir uns, daß im Erhabenen das Ueberragen stets das Ueberragen der individuellen Sphäre in dem oben erläuterten Sinn bedeutet, so ergiebt sich ohne weitere Untersuchung, daß die Zahl derjenigen auszuscheiden ist, welche so tief in ihrer individuellen Sphäre stecken, daß sie aus derselben überhaupt nicht heraus, daß sie zu einem über dieselbe hinausliegenden Object überhaupt in kein Verhältniß zu treten vermögen. Dies findet nun aber auf eine äußerst große Anzahl von Lebensläufen Anwendung, namentlich auf solche, die sich in einem bestimmten, eng umschriebenen Kreis von Erwerbs- und Betriebs-Verhältnissen abspielen und deren Träger gewohnheits- und bedürfnißmäßig mit dieser ihrer Sphäre im Innersten verwachsen. Der ganze sogenannte „Mittelstand" und häufig gerade derjenige Theil vorzugsweise, der sich in einigermaßen behaglicher Lebensstellung befindet, liefert das ungünstigste Ergebniß. Bei den höheren Ständen kann wenigstens die leichte Berührung mit Kunst und Wissenschaft ein Gegengewicht in die Wagschale werfen (wenn dasselbe auch häufig genug unwirksam bleibt), bei den ganz bedürftigen Klassen liegt in der Dürftigkeit selbst ein Moment, welches über die eigne Sphäre, wenigstens dem Wünschen, Streben und Hoffen nach, hinaustreibt und insofern Anknüpfungspunkte zu einem über die eigne Sphäre hinausliegenden Lebensinhalt bietet. Nicht ganz selten erwächst eben daraus trotz niedriger Geistescultur ein reineres Ver-

Digitized by Google

hältniß zu dem Ueberragenden und damit zu dem Erhabenen, als es dem behaglicher situirten Mittelstande eigen ist.

Endlich ist noch ein anderes Moment zu berücksichtigen und gerade dieses verdient eine besondere Aufmerksamkeit, denn es führt tiefer wie die zuletzt erwähnten, mehr äußerlichen Umstände in die zarteren Beziehungen, die dem Empfindungsleben in uns eigenthümlich zukommen, von denen daher auch das Gefühl des Erhabenen abhängig ist. Dies Moment, dem sich jetzt unsere Untersuchung zuzuwenden hat, betrifft die nahe Verwandtschaft, aber auch die spezifische Differenz des Gefühls des Erhabenen von dem Gefühl der Ehrfurcht. Ich habe dem letzteren an einer anderen Stelle*) eine Untersuchung gewidmet, die zu eingehend ist, um hier abermals vorgeführt werden zu können. Nur an den Hauptpunkt werde ich erinnern, um, an denselben anknüpfend, meine Auffassung von der Differenz beider Gefühle klar zu stellen. Eben in dieser Differenz liegt eine außerordentlich scharfe Erläuterung des Gefühls des Erhabenen, eine Erläuterung, die für das fernere Verständniß nicht zu umgehen ist. Vielleicht kläre ich damit auch diejenigen meiner Herren Gegner auf, die der Ansicht sind, ich würfe — wie sich z. B. Professor Pfleiderer in der Protest. Kirchenztg. ausdrückte — das Gefühl des Erhabenen mit dem der Ehrfurcht ruhig zusammen, während beides noch wohl zu unterscheiden sei. Gewiß, nur daß mit diesem Ausspruch noch nicht nachgewiesen war, wo und wie diese behauptete Unterscheidungslinie zu ziehen ist, und diese in der Ausführung meines Gegners vorhandene Lücke will ich in dem Nachfolgenden zu ergänzen mich bemühen.**)

*) In: Gegen den Strom. Ges. Aufsätze. Hannover, C. Rümpler. 1877.

**) Neuerdings (Jenaer Literatur-Ztg. Nr. 20 vom 18. Mai 1878) hat sich Herr J. Clüver (Bremen) mit einigen Bemerkungen, die

In dem erwähnten Aufsatz habe ich für das Zustandekommen ehrfürchtiger Gefühle ganz im Allgemeinen einen Gegenstand erforderlich erklärt, der uns als ein überragender gegenübertritt, ein Gegenstand, für den unser gewöhnlicher Maßstab des Er- und Begreifens nicht mehr oder doch nicht mehr völlig ausreicht, so daß ein Eindruck entsteht, durch welchen unser eigenes Größenverhältniß, wie es in unserer Auffassung für uns als richtig und gültig besteht, eine Schmälerung erfährt, ich habe diese Definition an Beispielen erläutert und daraus die weiteren, das religiöse Gebiet betreffenden Folgerungen gezogen, die hier nicht weiter in Betracht kommen. Die Analyse des Gefühlsinhalts deutet also, indem für beide Gefühle (der Ehrfurcht und des Erhabenen) gleichmäßig ein überragender Gegenstand erforderlich erklärt wird, jedenfalls auf eine sehr nahe Verwandtschafts-Beziehung derselben hin, wie dies ja auch die eigne Selbstbeobachtung lehrt, da der Mensch sehr leicht vor einem erhabenen Gegenstand in ehrfürchtiges Staunen versinkt. Die ganze Psychologie der Religionen, soweit dieselben nicht auf der Stufe des Fetischismus verharren, sind ferner ein fortlaufender Beleg zu der nahen Verwandtschaft beider Gefühle, die eben dort auf's leichteste sich vermischen, in einander übergehen und in der kirchlichen Kunst sogar einen großartigen Bund mit einander errichtet haben. Es frägt sich, wo und wie die gleichwohl vorhandene spezifische Differenz beider Gefühlsweisen aufzufassen ist? Mir scheint, daß man den folgenden Punkt genau ins Auge zu fassen hat, der an sich unscheinbar gleichwohl einen sehr frappanten Unterschied bezeichnet, aus dem sich dann auch andere charakteristische

mir wenig Belangreiches zu enthalten scheinen, Herrn Professor Pfleiderer zugesellt.

Digitized by Google

Eigenthümlichkeiten im Gefühl des Erhabenen ungezwungen ableiten und erklären lassen. Wenn ich einen Gegenstand vor mir habe, der mich überragt, so kann der Eindruck, den ich davon erhalte, ganz verschiedenartig accentuirt sein. Einmal kann nämlich der Accent darauf liegen, daß der Gegenstand mich überragt, einmal darauf, daß er mich überragt. In dem ersten Fall habe ich das Gefühl der Ehrfurcht, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen.*) Verlegt sich der Ausdruck meines Empfindens in die Richtung des Mich, dem durch den überragenden Gegenstand eine gewisse Schmälerung, eine Verringerung des eigenen Selbst zum Bewußtsein gebracht wird, so beugt sich mein Haupt in Ehrfurcht, verliere ich das Mich aus den Augen, komme ich dadurch frei von dem Eindruck der Schmälerung, den der überragende Gegenstand mir auferlegen kann, während

*) Welches ist der charakteristische Unterschied zwischen dem bloßen Staunen und dem Gefühl des Erhabenen? Auch beim Staunen befinde ich mich ja vor einem überragend Großen und der Accent meines Eindrucks liegt darauf, daß dasselbe mich überragt, nicht daß es mich überragt. Das von mir für das Gefühl des Erhabenen gegebene Signalement scheint also auch auf das bloße Staunen zu passen, was es doch nicht darf, da zwischen beiden Gefühlen jedenfalls ein großer Wesensunterschied besteht? Diesen setze ich darin, daß das Staunen bei der Anerkennung der bloßen Größe verharrt, ohne daß diese Größe, (wie beim Erhabenen) den Gegensatz von kleinlich, niedrig bildet, also in einer gewissen Sympathie-Beziehung zu meinem moralischen Gefühl steht. Sondern es ist beim Staunen eben nur das reine Quantitäts-Verhältniß gemeint. Daher kann das gemeinste Bubenstück mich nach Hinsicht seines Größenverhältnisses in Staunen versetzen und es thut dies, weil es mich überragt, aber es kann mir nicht das Gefühl des Erhabenen einflößen, obgleich es mich überragt, weil seine Größe keinen Gegensatz zu niedrig ausdrückt, sondern vielmehr mit demselben zusammenfällt. Das Gefühl des Staunens findet übrigens nicht in „erhaben", sondern in „großartig" seinen charakteristischen Ausdruck.

Digitized by Google

er gleichwohl selbst von meinem Empfinden ergriffen und festgehalten wird, so richte ich mein Haupt empor, Herz und Sinn erweitern sich, ich erlebe eine Steigerung meines ganzen Menschen. Hier liegt der charakteristische Unterschied, durch den nun eine Reihe fernerer Nuancen in der Wirkung des Gefühls eingeleitet werden: die Furcht, der Schrecken werfen zu Boden — oft wie mit einem Faustschlag, plötzlich und gewaltthätig; in der Ehrfurcht beugt der Mensch sein Haupt, gleichsam in symbolischer Anerkennung der überragenden Stellung eines Größenverhältnisses, dem gegenüber er sich als der Geringere erscheint, ohne daß ihn Beängstigung entmannt*); das Gefühl des Erhabenen steigert. Und diese Steigerung wird eben dadurch bewirkt, daß der Mensch in den Eindruck des Ueberragenden rein ein- und aufgeht, sich demselben hingiebt und an ihm erweitert, ohne an die Schmälerung seines eignen Selbst, die in diesem ganzen Verhältniß einer Gegenüberstellung des Ueberragenden mit ihm, dem Geringeren, ebenfalls einbedungen liegt, zu denken resp. dieselbe zu empfinden. In dem Eindruck des Erhabenen

*) Es ist so verkehrt wie möglich, wenn man, wie dies sehr häufig geschieht, in der Ehrfurcht die Furcht sucht, das erstere Gefühl für eine Art Mischgefühl, etwa aus Ehrerbietung und Furcht zusammengesetzt, hält, in welchem diese beiden Gefühlsmomente noch fortwirkend neben einander beständen. Das geringste Maaß der Selbstprüfung lehrt, daß beide Gefühle ihren gesonderten Inhalt haben, und sich gegenseitig ausschließen. In der Furcht ist der Nerv des ihr eigenthümlichen Inhalts: die Besorgniß für die Erhaltung des Ich, wobei Erhaltung im weiteren Sinn als Bewahrung des das Ich angehenden status quo zu nehmen ist, sich in dieser Fassung also sowohl auf das physische Leben, wie auf moralische oder materielle Güter beziehen kann. In der Ehrfurcht fehlt diese Besorgniß gänzlich, und schleicht sich dieselbe ein, so schwindet in demselben Augenblick die Ehrfurcht, die ein besorgnißfreies Gefühl ist, und die gedrückte Furcht tritt an ihre Stelle.

Digitized by Google

fehlt also diese gewußte und empfundene Rückbeziehung auf das eigne Ich, die dem Gefühl der Ehrfurcht noch innewohnt, — dieses ist, um mich so auszudrücken, pathologischer, jenes ästhetischer. In dem Erhabenen wirkt die Natur des Gegenstandes (als eines Ueberragenden), gewissermaßen seine moralische Form rein auf die aufgeschlossene Seele, in der Ehrfurcht wird dies reine Verhältniß alterirt durch die Disposition des Empfindenden, das Ueberragende im Verhältniß zu Sich (dem Empfindenden) aufzufassen, der eignen Grenzen, des großen Abstichs, das ihn von dem Ueberragenden trennt, sich bewußt zu werden, diese Beziehungen, die also dem eignen Ich, nicht mehr dem überragenden Gegenstand angehören, in das eigne Empfinden hineinzutragen. Das Gefühl des Erhabenen hat gar keine Verwandtschaft mit der Demuth, die Ehrfurcht eine sehr starke, denn sie unterscheidet sich von dieser in der That nur dadurch, daß in ihr (der Demuth) der Rückschlag des Ueberragenden auf das subjective Empfinden völlig das Uebergewicht erlangt hat, während in der Ehrfurcht ein positives Gefühl für die objective Größe des Ueberragenden gleichzeitig noch seine Geltung behauptet.

Wer den hier entwickelten Wesensunterschied vollkommen scharf und präcise auffaßt, der wird, glaube ich, manche chaotisch verworrene Unbestimmtheit in der Theorie der Empfindung des Erhabenen sich lichten sehen und manche anscheinende Complicirtheit einfach aufzulösen im Stande sein. Zunächst ist es jetzt sehr leicht verständlich, *wie und warum* grade eine so nahe Verwandtschaft zwischen der Ehrfurcht und der Empfindung des Erhabenen besteht, da es sich dabei in der That nur um eine Verschiebung des Accents handelt, während das Object, das Ueberragende, ein und

Digitized by Google

daſſelbe bleiben kann. Den Sonnenaufgang betrachtet man als eine erhabene Naturerſcheinung, d. h. der empfängliche Menſch gewinnt ihm gegenüber ſehr leicht den Eindruck des Erhabenen, weil das Emporſteigen des Sonnenballs in der Frühſtille des jungen Tags, das mit ihm ringsum neu erwachende Leben u. ſ. w. ganz beſonders geeignet iſt, an die großen kosmiſchen Verhältniſſe zu erinnern, in die der Menſch ſich geſetzt findet und die ihn ſo unermeßlich überragen, daß jeder Blick auf dieſelben ihm gleichſam das uferloſe Weltmeer vorführt, in dem er widerſtandslos und doch nicht unbeſchirmt dahin getragen wird. Aber eben ſo gut kann daſſelbe Schauſpiel ihm das Gefühl der Ehrfurcht erwecken oder das Gefühl des Erhabenen kann in dieſes übergehen oder ſich neben daſſelbe ſtellen, da dazu nichts weiter erforderlich iſt, als die eine Nüance, welche in das Empfinden eintritt, ſobald der Menſch das Ueberragende vergleichend auf Sich bezieht und ſein eigenes Größenverhältniß, wie es für gewöhnlich in ſeiner Auffaſſung als gültig beſteht, nun eine Schmälerung erfährt, deren der Menſch in dem reinen Gefühl des Erhabenen ſich nicht bewußt wird. Es erhellt ferner, wie trotz dieſer allernächſten Verwandtſchaft beide Gefühle ſo ganz verſchiedenartig ſind, daß ſie ſich geradezu gegenſätzlich verhalten, da in dem einen eine Schmälerung, in dem anderen eine Steigerung des Menſchen zum Ausdruck gelangt. Dies Verhältniß prägt ſich charakteriſtiſch in dem Colorit des Gefühls aus. Beiden Gefühlen gemeinſam iſt eine gewiſſe Färbung geſammelten Ernſtes, die ſchon durch die ſeeliſche Anſpannung bedingt wird, welche die Begegnung mit dem Ueberragenden, das Emporrichten an ihm hervorruft. Bei der Ehrfurcht wird dieſe Färbung noch durch das mitwirkende Moment vertieft, welches in der Erinnerung an die eigene

Digitized by Google

Begrenzung, also an Etwas, was schon sehr nahe einer Schmerzempfindung verwandt ist, gelegen ist. Dem Eindruck des Erhabenen fehlt dies Moment und zwar so gänzlich, daß ganz im Gegensatz zu der Ehrfurcht hier ein positives Wohlgefühl auftritt, welches, wenn auch gedämpft durch den Ernst doch noch intensiv genug wirkt, um dem Totaleindruck eine beinahe heitere Stimmung zu verleihen. Es ist das nicht zu verwechseln mit derjenigen Heiterkeit, die gemeint ist, wenn wir z. B. von dem heiter-erhabenen Charakter eines Bauwerks, eines Tempels oder dgl. sprechen. Das in diesem Fall gemeinte Heitere ist nicht durch das Erhabensein an sich bedingt, sondern haftet Nebenumständen an, wie z. B. der Helligkeit, da das Helle, das Lichte (aus psychologischen Motiven, die hier nicht weiter zu analysiren sind) heiter stimmt. Ebensowenig wird das Richtige getroffen, wenn wir von dem heiter-erhabenen Frieden eines Menschen, einer Scenerie u. s. w. reden. Denn auch in diesem Fall hat der Eindruck der Heiterkeit, den wir mit empfangen, seine Ursprungsstelle nicht in dem Moment des Ueberragenden an sich resp. des durch dasselbe für die sich hingebende Seele bedingten Gefühls eines befriedigten Erweitertwerdens, sondern er haftet dem Frieden an, also der besonderen Beschaffenheit des Ueberragenden in dem grade vorliegenden Fall. Der Friede lächelt und selbst da, wo er wie beim Erhabenen nur als errungener Friede nach vorhergegangenen Stürmen in Betracht kommt, verläßt ihn nur selten ein Abglanz von Heiterkeit, auf den wir hindeuten, wenn wir vom heiter-erhabenen Frieden sprechen. Aber es giebt ein specifisches Wohlgefühl, eine klare und ruhige Heiterkeit, welche mit dem Eindruck des Erhabenen rein als solchen, also ganz abgesehen von seiner besonderen

Digitized by Google

Beschaffenheit, entsteht und besteht, welche mit dem Empfinden des Erhabenen schlechtweg verknüpft ist. Diese Heiterkeit schwindet dem Eindruck des Erhabenen nur in solchen Fällen, in denen Nebenbeziehungen in dasselbe hineintreten, die den reinen Charakter des Erhabenen alteriren, wo wir z. B. von schrecklich-erhaben, von düster-erhaben sprechen, sonst ist er überall mit ihm verbunden, er liegt nothwendig in seinem Wesen, denn er drückt eben nichts weiter aus als das Wohlgefühl, welches sich der Seele bemächtigt, indem sie sich ihrer Sympathie und ihrer Kraft gemäß an einem Ueberragenden erweitert. Grade dies Symptom steht nun wie ein Grenzscheidestein zwischen dem Gefühl des Erhabenen und der Ehrfurcht. Die Ehrfurcht verbindet sich nie mit Heiterkeit. Dabei darf man sich freilich nicht dadurch beirren lassen, daß der Gottvater in Goethe's Faust und manchen Legenden gewissermaßen heiter-ehrfürchtig erscheint und entsprechende Gefühle erweckt. Das beweist nichts, als daß in der Freiheit dichterischer Behandlung Gott, also allerdings ein Gegenstand der Ehrfurcht, wohl auch einmal aus seiner ehrfurchtgebietenden Rolle herausfallen kann und bei uns alsdann an Stelle der reinen Ehrfurcht ein gemischtes Gefühl die Oberhand gewinnt. Aber es frage sich Jeder, ob er jemals in demselben Augenblick heiter empfand, wo er ehrfürchtig empfand (oder umgekehrt), ob er sich in der und durch die Ehrfurcht heiter gestimmt fühlte und die Antwort wird jedesmal: Nein lauten.

Der Mangel an der richtigen Unterscheidung dieser Beziehungen hat Schiller's Gedankengang in Betreff des Erhabenen ganz wesentlich beeinflußt und beirrt. Er nennt das Gefühl des Erhabenen „ein gemischtes Gefühl". Es sei eine Zusammensetzung von Wehsein, das sich in seinem

Digitized by Google

höchsten Grad als ein Schauer äußere und von Frohsinn, das bis zum Entzücken steigen könne. Diese Verbindung zweier widersprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweise unsere moralische Selbstständigkeit auf eine unwiderlegliche Weise. Denn da es absolut unmöglich sei, daß der nämliche Gegenstand in zwei entgegengesetzten Verhältnissen zu uns stehe, so folge daraus, daß *wir selbst* in zwei verschiedenen Verhältnissen zu den Gegenstand stehen, daß folglich zwei entgegengesetzte Naturen in uns vereinigt sein müssen, daß die Gesetze der Natur nicht nothwendig auch die unsrigen seien. Genauer wird Schiller's Ansicht dann noch in den nächsten Sätzen erläutert, in denen er darauf hinweist, daß wir durch den erhabenen Gegenstand „das peinliche Gefühl unserer Grenzen erhalten", aber trotzdem „fliehen wir ihn nicht, sondern werden vielmehr mit magischer Gewalt von ihm angezogen". Dies würde nicht möglich sein, wir würden nicht gern an die Allgewalt der Naturkräfte erinnert sein wollen, wenn wir nicht noch etwas Anderes im Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann. Und dies Andere ist eben das „absolute moralische Vermögen, welches an keine Naturbedingung gebunden ist". Wer sich unsere Auseinandersetzung zurückruft, wird nun leicht einzusehen vermögen, wo bei Schiller hier die ungehörige Vermischung von Momenten beginnt, die getrennt zu halten sind, und wie er dadurch zu irrigen Schlußfolgerungen veranlaßt wurde. Indem er nicht einsah, daß „das peinliche Gefühl unserer Grenzen" grade die spezifische Differenz zwischen dem Gefühl der Ehrfurcht, dem es anhaftet*), und dem Gefühl des Erhabenen, dem es

*) Uebrigens ist das Gefühl der Begrenztheit, sofern es in der Ehrfurcht auftritt, nicht unbedingt „peinlich" zu nennen, denn der Ehr-

Digitized by Google

fehlt, ausmacht, glaubte er vor einem Problem zu stehen, das in der That nicht vorhanden ist, und er glaubte darin den Beweis für eine Annahme gefunden zu haben, die unbeweislich war, die aber auch gar keine Lösung giebt, sondern sie nur hinter eine Unbegreiflichkeit versteckt.

Ich habe vorher aus zwei Gesichtspunkten zu erklären versucht, warum das Gefühl des Erhabenen, obgleich es nach meiner Auffassung nur das Gefühl eines Ueberragenden und weiter nichts ist, gleichwohl nur selten in unsere Seele eintritt. Der eine Gesichtspunkt war, weil jedes Moment des Widerstrebens das Gefühl in seiner Totalität als Eigenbesitz des Menschen vernichtet, der andere, weil das Ueberragende stets das Ueberragen der individuellen Sphäre bedeutet, dies aber für alle diejenigen unanwendbar wird, die so tief in ihrer individuellen Sphäre stecken, daß sie aus derselben überhaupt nicht oder doch nur sehr schwer und mit getheilter Seele heraus können. Diese beiden Gesichtspunkte finden in ihrer einschränkenden Bedeutung natürlich auch auf das Gefühl der Ehrfurcht Anwendung, d. h. wer demselben aus Selbstsucht, Hochmuth, Trotz oder Schwäche widerstrebt oder zu tief in der eigenen Sphäre eingepfercht das Ueberragende nicht zu fassen vermag, der empfindet eben nicht ehrfürchtig. Ein dritter Gesichtspunkt ergiebt sich dann aus demjenigen, was ich hinsichtlich der spezifischen Differenz des Gefühls der Ehrfurcht von dem des Erhabenen zu entwickeln versucht habe und aus diesem erhellt, warum das

---

fürchtige ergiebt sich ja in die Thatsache seiner Begrenzung und diese Ergebung nimmt eben dem Gefühl den Stachel der Peinlichkeit und läßt ihm höchstens eine Empfindung der Wehmuth. Wer sich aber nicht in seine Begrenzung ergeben mag, der Nicht-Ehrfürchtige, wem sie daher wirklich peinlich ist, der will auch nicht an dieselbe erinnert sein.

Digitized by Google

Gefühl des Erhabenen noch viel seltener als die Ehrfurcht ist und zwar selbst in solchen Fällen, wo eine höhere Verstandes- und Geistesbildung durch die besondere Beschaffenheit des erhabenen Gegenstandes nicht bedingt wird, warum also z. B. bei einer gewaltigen Naturerscheinung die meisten Menschen, insofern sie überhaupt zu einem anderen Gefühl als dem des bloßen Staunens gelangen, immer noch eher ein ehrfürchtiges Gefühl, als den Eindruck des Erhabenen davontragen werden. Die Ursache davon liegt in den bereits früher angedeuteten Beziehungen. Da der Eindruck des Erhabenen nur zu Stande kommt, wenn der Empfindende das Ueberragende rein von Seiten seiner moralischen Form, mit Ausschluß jeder pathologischen Beziehung, auf sich wirken läßt, die meisten Menschen hierzu aber gar nicht im Stande sind, so wird der ehrfürchtige Eindruck in den meisten Fällen eher als der erhabene zu Stande kommen. Es ist schwer, sich so frei von jeder Ich-Beziehung zu erhalten, daß in dem Augenblick, wo ein Hohes und Gewaltiges vor mir hintritt, ich mich nur zu ihm hingezogen und von ihm emporgehoben fühle, ich mich nur seiner überragenden Natur in einem ernsten, hingebenden Wohlgefühl bewußt werde, ohne daß sich die Empfindung meiner Verringerung, meines erniedrigten Maaßes, welche mir die Vergleichung aufnöthigt, dämpfend einmischt — und doch bildet eben diese Freiheit die Bedingung für das Zustandekommen des erhabenen Gefühls, welches in seiner Reinheit daher eben so selten ist, als die dafür erforderliche Disposition selten vorkommt. Wenn das anders erscheint, wenn es namentlich denjenigen, die viel mit dem Kunst-Erhabenen umgehen, so vorkommen wird, als ob ihnen der Eindruck des Erhabenen sehr geläufig, vielleicht viel geläufiger als ein ehrfürchtiges

Digitized by Google

Gefühl sei, so läuft dabei die wesentliche Verwechslung mit unter, daß das bloße theoretisch-ästhetische Verhalten zu der bestimmten Form des Ueberragenden in dieser oder jener Kunst-Disciplin, das, was den Künstler als solchen angeht, erfüllt und bewegt, schon der Eindruck des Erhabenen selbst sei, während es sich hierbei doch nur um den Eindruck des Verhältnisses der Form zu den in dem Erhabenen liegenden seelischen Gehalt handelt.

Das Gefühl der Ehrfurcht, welches also nach der von uns vorgenommenen Analyse seiner psychologischen Motivirung häufiger als das Gefühl des Erhabenen entstehen kann und wird, leidet allerdings grade in unseren Tagen eine empfindliche Einbuße, die mir immer so bedeutungsvoll und so bedauerlich erschienen ist, daß ich auch an dieser Stelle mir einige Worte darüber einzuschalten erlauben möchte. Ich fürchte nicht auf viel Widerspruch zu stoßen, wenn ich, ohne hier eine spezielle Begründung dafür zu versuchen, die mich viel zu weit führen müßte, davon ausgehe, daß der Mangel einer dem jeweiligen Standpunkt des Individuums in Bezug auf sein Verhältniß zum Weltganzen angepaßten Cultusform eine schwere Schädigung des innern, geistigen und sittlichen Lebens darstellt, eine Schädigung, die nur den Stumpfsinn unberührt läßt, die aber in weiten Kreisen Mitlebender als ein herbes Mißgeschick innerlichst empfunden wird. Ebensowenig glaubte ich erst hervorheben zu müssen, daß der dürftige Ersatz, der sich im Verlauf der Zeiten in den kleinen, den bestehenden Kirchen entfremdeten Gemeinden hier und da herausgebildet hat, sogut wie kein Ersatz ist. Die Dürftigkeit und Trockenheit desselben macht ihn ungenießbar. Er trägt die kummervolle, auf Entbehrung angewiesene Leidensmiene der meistens sehr kümmerlichen Verhältnisse, unter denen

Digitized by Google

die Mehrzahl dieser Gemeinden besteht, und belegt durch sein bloßes Bestehen zwar die unverwüstliche Kraft des Bedürfnisses, vermag demselben aber keine Befriedigung zu gewähren. Schon Strauß versuchte vergebens, sich mit den sogenannten Gottesdiensten der freien Gemeinde in Berlin zu befreunden. Er nannte sie „entsetzlich trocken und unerquicklich". „Ich lechzte", sagte er in seiner letzten Schrift, „ordentlich nach irgend einer Anspielung auf die biblische Legende oder den christlichen Festkalender, um doch nur etwas für Phantasie und Gemüth zu bekommen. Aber das Labsal wurde mir nicht geboten. Nein, auf diesem Wege geht es auch nicht. Nachdem man den Kirchenbau abgetragen, nun auf der kahlen, nothdürftig geebneten Stelle eine Erbauungsstunde zu halten, ist trübselig bis zum Schauerlichen."

Strauß verzweifelte an der Möglichkeit eines Cultus für seinen Standpunkt, er glaubte, daß es geboten sei, dieser Aussicht zu entsagen. „Entweder ganz oder gar nicht", sagt er weiterhin. Ich verzweifle nicht an dieser Möglichkeit, halte ihre Befriedigung vielmehr für ein unabweisliches Bedürfniß der menschlichen Natur, dem früher oder später sicher in einer entsprechenden Form Rechnung getragen werden wird, mag darüber so viel Zeit vergehen wie wolle. Der chaotische Zersetzungsproceß, der sich in unserer Zeit vollzieht, kann sie uns unmöglich schaffen, aber er versperrt auch nicht den Weg, den er vielmehr allmählich von Trümmerstücken reinigen hilft — wenn wir uns nicht selbst ihn versperren. Thun wir das? Ich meine: ja, denn in einer eigenthümlichen Verworrenheit der Begriffe und Gefühle verzichten Viele von uns ohne Noth darauf in dem Zusammenhang des belebten Weltganzen, in das wir uns gesetzt finden, ehrfürchtig zu empfinden, uns durch dies staunenswürdige Wunder, das

Digitized by Google

uns unbegreiflich umgiebt, hält und trägt, zu einem ehrfürchtigen Empfinden entzündet zu fühlen. Ohne Ehrfurcht aber kein Cultus. Wir verzichten also, indem wir uns so verhalten, für jetzt schon auf den Cultus, den jeder wenn auch vereinsamt und zusammenhanglos und deshalb eben ohne die rechte Kraft und die nur im Zusammenschaffen mögliche ästhetische Form, doch im sittlichen Ernst in seiner eigenen Brust dem Weltganzen gegenüber gewinnen kann. Wir verzichten aber auch für die Zukunft auf die Möglichkeit, dem Gehalt, den wir durch alle Stürme in eine beruhigtere Friedenszeit hinüber zu retten hoffen, wieder eine weihevolle geläuterte Form der Andacht in phantasievoller Verklärung zu geben. Und warum das Alles? Ja, sagt mir der Eine, unmöglich ist es ehrfürchtig zu empfinden, wenn ich den Blick auf eine in der Gesammterscheinung sich offenbarende Weltenkraft richte, die mir menschenfeindlich erscheint. Die elende Daseinsarbeit unzähliger Geschlechter und Individuen, auf die mein Blick fällt, sobald ich ihn darauf richten will, erstickt das Gefühl. Dieser Einwurf, durch den sich Mancher in der That das Gefühl erstickt, ist doch rein anthropomorphistischer Natur, wir übertragen ein wollendes Verhalten, wo wir keins vorauszusetzen Grund haben. Denn freilich für das Individuum als Einzelwesen ist von dem Augenblick an, wo wir den Lenker außer Rechnung lassen, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt, schlecht gesorgt. Die sichere Hut, die uns zu bergen schien, schwindet. Unsägliche Kränkung, außer allem Verhältniß in Wirkung und Folge zu dem Thun und Lassen des Individuums stehend, trifft Unzählige. Aber Feindlichkeit können wir doch unmöglich da erblicken, wo ein sehendes und wollendes Schalten eben erst von unserer Seite

Digitized by Google

ſelbſt verneint worden iſt. Wie ſollte es möglich ſein, die ſonderbare Vorſtellung in uns zu nähren, daß in dem Verhältniß der treibenden Lebenskräfte zu uns, die wir, mögen wir unſere Stellung im Weltall nun hoch oder niedrig anſchlagen, als Menſch doch immer nur den Lebensproceß ſelbſt in irgend einer Form des Ausdrucks an uns *darſtellen*, — ein Hauch im Athem des Univerſums, — daß *in dieſem* Verhältniß irgend etwas Feindliches gelegen ſein könne? Dieſe verwirrende Vorſtellungsweiſe iſt alſo ganz über Bord zu werfen. Sie würde in der That die Ehrfurcht unmöglich machen, denn ſelbſtverſtändlich kann dieſelbe nicht da beſtehen, wo durch Feindlichkeit gereizte Abneigung oder Furcht uns erfüllt, aber ſie *darf* ſie uns nicht unmöglich machen, weil ſie eben innerlich unwahr iſt. Auch den Einwand höre ich erheben, daß Ehrfurcht ſtets der Beziehung auf ein *Perſönliches* bedürfe, und ſo ſehr hat die Richtung unſeres religiöſen Empfindens gewohnheitsmäßig dieſe Richtung angenommen, daß lieber nach dem künſtlichſten Auskunftsmittel gegriffen wird, um ſich den Schein einer perſönlichen Beziehung zu erhalten, als daß man ſich unbefangen über den wahren Charakter und die bedingenden Urſachen des ehrfürchtigen Empfindens Rechenſchaft giebt. Selbſt da, wo es wie bei großen Naturerſcheinungen, die uns mit Ehrfurcht erfüllen, offenbar wird, daß wir nicht an das Perſönliche zur Erzeugung des ehrfürchtigen Empfindens gebunden ſind, wird daſſelbe, um dem Bedürfniß abzuhelfen, untergeſchoben und man ſchafft Nothbehelfe, welche die Noth nur vergrößern. So hat man u. A. wohl geſagt, daß eine mächtige Naturerſcheinung nicht deshalb ehrfurchterweckend ſtimme, weil ſie ſymboliſch wirke und das Verhältniß eines Ueberragenden, nämlich des Naturganzen zu dem Individuum, uns vor die

Digitized by Google

Seele rücke, sondern weil man auf jedem Standpunkt, auch auf dem des „neuen Glaubens“, die stille dunkle Vorstellung an ein erhabenes persönliches Wesen dadurch mitempfange. Mit „stillen, dunklen Vorstellungen“ ist nun übel zu rechten. Sie entziehen sich der Beleuchtung und stehen dem, der sie um ihr Herkommen befragen will, nicht Rede und Antwort. Aber das Eine sollte doch meines Erachtens klar sein, daß ein so intensives und innerlichst empfundenes Gefühl wie die Ehrfurcht seine Wahrheit, seine Tiefe und damit seinen Gehalt einbüßt, wenn es, um zu bestehen, die anonyme Vorstellung eines erhabenen persönlichen Wesens nöthig hat, ohne daß wir gleichwohl in dieser Vorstellung mit Allem, was wir wissen und glauben, festwurzeln. Aus einem zerfließenden Schemen können wir dies Empfinden nicht mehr gestalten, aus einem trockenen Brunnen keine Labe schöpfen. Wenn wir uns aber der Krücken begeben, uns dagegen lebhaft vergegenwärtigen, wie das Weltall, die Weltenkraft, die Alles vom Kleinsten bis zum Größten bindet und in der Lebenserscheinung sich selbst darstellt, deren Wesen wir nicht ergründen, deren Grenzen wir nicht ermessen können, wie das Weltall in diesem Sinn einen geheimnißvollen Zusammenhang darstellt, der unser ganzes Leben und Bestehen angeht und in sich einschließt, so werden wir eben in dieser Auffassung an dem Complex der weltbewegenden Kräfte das Ueberragende besitzen, das als solches und ohne jegliche Personificirung uns mit Schauern der Ehrfurcht erfüllt. Ich behaupte, daß man auf Grund meiner Theorie der Empfindung der Ehrfurcht unsere Berechtigung zu diesem Gefühl in unserer Weltauffassung wenigstens einsehen kann, und wenn diese Einsicht das Gefühl selbst nicht Jedem schaffen kann, dem der Druck gewohnheitsmäßiger Einflüsse dasselbe

Digitized by Google

lähmt, so kann sie doch verhindern helfen, daß wir nicht, von falschen Auffassungen irre geführt, es in uns ertödten und ihm ohne Noth völlig absterben.

Nach dieser Abschweifung auf ein verwandtes Gebiet wende ich mich zu dem Erhabenen zurück. Wir haben das Gefühl desselben bisjetzt lediglich als Gefühl des Ueberragenden unter denjenigen bestimmten Voraussetzungen und Einschränkungen betrachtet, die sich bei näherer Betrachtung als selbstgeboten ergaben. Es bleibt die Frage offen: ob sich über den allgemeinen Charakter dieses Ueberragenden etwas aussagen läßt, ob die Natur des Menschen, dem es als Object dient, dessen subjective Bedingtheit sich also in ihm widerspiegeln muß, uns in dieser Beziehung einen in eine geschlossene Formel zu bringenden Anhaltepunkt gewährt? Als unmittelbar gewiß hatten wir im Eingang unserer Untersuchung angenommen, daß das Gefühl des Erhabenen das Gefühl von etwas Großem (im Gegensatz von kleinlich, niedrig) sei. Wir fragen nun weiter, nach welcher Grundbestimmung sich dieser Gegensatz von Kleinlich, Niedrig, das Natürlich-Große also, für den Menschen aufbaut, welche Eigenschaften, welche Wesensbeschaffenheiten es demnach sind, die dem Menschen nach den allgemeinen Bedingungen, von denen er in seinem Wünschen und Wollen ausgeht, als überragend und damit als erhaben erscheinen können? Oder ob andererseits dieses Wünschen und Wollen ein zu unberechenbar wechselndes und vielseitig bedingtes ist, um sich als einheitliche Grundlage für eine darauf erbaute Charakteristik des Erhabenen erfassen zu lassen? Ich glaube, daß wir diese letztere Frage zu verneinen, die erstere zu bejahen haben und daß folgende Gesichtspunkte dabei sehr wesentlich in Betracht kommen. Daß dieselben hier nur andeutend behandelt

Digitized by Google

werden können, versteht sich von selbst, da schon die eine Frage nach dem Grundcharakter des menschlichen Wollens in Bezug auf dessen Richtung, um allen Erwägungen gerecht zu werden, eine den Umfang eines Aufsatzes weit überschreitende Untersuchung bedingen würde. Bleiben wir zunächst noch einen Augenblick bei dem Verhältniß des Ueberragenden zum Menschen stehen, so ergiebt sich ein einleuchtender allgemeiner Satz, der sich ungefähr so ausdrücken läßt: wer das ist, was ich nicht bin, aber sein will, überragt mich. Gilt das für das Individuum, so gilt es auch für die Menschheit, sofern wir nämlich einen Willen der Menschheit zu fixiren resp. die Richtung anzugeben vermögen, in der das menschliche Wollen gleichmäßig und, wenn auch Schwankungen unterworfen, doch ohne je ganz aus der Richtung auszuweichen, sich bewegt. Dieser Mittelpunkt alles menschlichen Strebens liegt in dem ethischen Verhältniß zur Kraft, zu der der Mensch ein für allemal naturnothwendig sich bejahend verhält, d. h. sein Wollen steht sympathisch zur Kraft, im Kraftbesitz liegt, um mich so auszudrücken, ein Ist dessen, was der Mensch sein will, ausgedrückt. Die Naturgesetzlichkeit dieses Verhältnisses begreift sich leicht. Im Lebensproceß des Menschen — um bei diesem stehen zu bleiben, dasselbe Gesetz ist natürlich auch weiter anwendbar — spielt sich im Höchsten wie im Niedersten, physisch und psychisch, immer ein und derselbe analoge Vorgang ab: der Mensch zieht das an sich heran, was ihm wohlthut, was ihn erleichtert, er stößt das von sich, was ihm Last macht. Der Hebel für diese eine Grundfunction, in der alle anderen ein- und aufgehen, ist aber die Kraft. Keine Kraft — keine Functionsverrichtung in dem angedeuteten Sinn und in dem Maaße, daß diese gelähmt wird

Digitized by Google

— Schwinden des Lebens mit seiner Lust und jedem gesegneten Inhalt. Der Mensch will also nothwendig der Kraft wohl, es ist dies ein ethisch bedingtes, unverrückbares Grundverhältniß und nie und nirgends im Leben der Menschheit hat Kraftlosigkeit je den Beifall oder die Verehrung der Menschen gehabt. Selbst der Fall gewisser sich selbst verstümmelnder oder freiwillig abschwächender Secten bietet durchaus keine Ausnahme dar, denn in solchem Fall wird doch immer nur die Form gewechselt. Beifall findet alsdann die Form der Kraft, mit welcher auf eine andere, aus religiösen Motiven anstößig befundene Form des Kraftbesitzes verzichtet wird. Die Kraftlosigkeit an sich hat aber immer nur als jämmerlich gegolten.*) Was ist aber das Ziel alles Strebens, der letzte Preis alles Kraftaufwandes? Die Befriedigung, der Friede. Wie der Mensch sich zur Kraft bejahend verhält, d. h. im Kraftbesitz etwas anerkennt, worauf sich sein Wollen richtet, so zum Frieden, dem Ziel alles Kraftaufwandes, zu dem Frieden, der das

*) In meiner Abhandlung über die Ehrfurcht habe ich u. A. auch die Bedingungen erörtert, von denen ein ehrfürchtiges Empfinden gegenüber einer hohen Altersstufe abhängig ist. Die Anwendung auf das Gefühl des Erhabenen, die in dem gleichen Fall natürlich auch eintreten kann, da die erste Stufe in beiden Fällen sich immer gleich bleibt, ist leicht zu machen. Das Zustandekommen des Gefühls des Erhabenen bleibt daran gebunden, daß ich in dem Hochbetagten ein Zeugniß der Kraftfülle entdecke, welche dem Einfluß der Jahre so lange Widerstand geleistet hat und dem Verfall noch Trotz bietet, imposant noch im Untergang — es ist wesentlich derselbe Eindruck, den wir beim Betrachten einer verwitterten, aber ihre einstige Herrlichkeit noch bezeugenden Ruine davontragen können. Ist das Zeugniß dieser Kraftfülle aus der hohen Altersstufe aber gänzlich geschwunden und auch durch Reflexion nicht zu vermitteln, so kommt auch der Eindruck des Erhabenen in Bezug auf dieselbe nicht zu Stande.

Digitized by Google

Siegeszeichen des Ueberwinders ist, dem errungenen Frieden. Ist nun der Satz richtig, von dem wir ausgingen, daß der mich überragt, der ist, was ich sein will, ist es ferner richtig, daß das menschliche Wollen sich immer bejahend zur Kraft und zu dem durch Kraft zu erringenden Frieden verhält, so ergiebt sich, daß da, wo vollendete Kraft und Friede dem Menschen sich offenbaren, ein Ueberragendes für ihn im Sinn des Erhabenen entstehen muß. Und in der That ist das auch durchweg der Fall, und ich glaube, daß jeder Eindruck des Erhabenen die Probe seines inneren Gehalts und seiner wesentlichen Beschaffenheit nach diesem Maaßstab verträgt. Man darf nur den zu Grunde liegenden Begriff der Kraft nicht einseitig und beschränkt oder abstract fassen. Kraft, die Kraft, zu der der Mensch sich naturnothwendig sympathisch verhält, heißt für ihn soviel wie: Können, Vermögen. Dieses ist aber nur da in seinem Totalbegriff vorhanden, wo sich sowohl die seelische, wie die sinnliche Seite in ihm repräsentirt findet, denn keinen anderen Maaßstab kann der Mensch anlegen als sein eignes Wesen, und in diesem wirken ja diese beiden Seiten doppeltönig zu einem Einklang zusammen. Die bloße rohe Naturkraft wirkt daher nie den Eindruck des Erhabenen. Da gilt das Schiller'sche „Wo rohe Kräfte sinnlos walten u. s. w.", denn eben in dem: „sinnlos" liegt das Unvermögen nach der geistigen Seite, liegt also das ausgesprochen, was das Vermögen, die Kraft in ihrem Totalbegriff unvollendet erscheinen läßt. Die Gewalt des Sturms, welche das Meer in seinen tiefsten Tiefen aufwühlt, kann ein Schauspiel von erschütternder Wirkung für den Betrachter veranlassen, aber gleichwohl wird der Eindruck von uns meistens nur als großartig, nicht als erhaben empfunden und bezeichnet werden — es sei denn,

Digitized by Google

daß wir die ungebändigt fesselose Gewalt des Sturms nur als ein einzelnes Moment, nur diensttragend eingereiht in dem großen Naturganzen begreifen und unsere Betrachtung nun wieder vor jenem Größten Halt macht, dem, weil es eben Alles in sich hat, auch das Seelische angehört, das die Sturmeskraft, an sich betrachtet, nicht repräsentiren kann. Während aber das stürmisch aufgeregte Meer uns meistens nur großartig erscheint, wird es, in seine Ruhe zurückgekehrt, uns leicht den Eindruck des Erhabenen machen. Warum? Weil, wie schon erwähnt, der errungene Friede — und diesen Anschein trägt das zur Ruhe zurückgekehrte Meer — für den Menschen ein Ueberragendes im Sinne des Erhabenen darstellt und nach der Art, wie er empfindet, darstellen muß. Wie wenig die Offenbarung der bloß einseitigen Kraft das Erhabene darzustellen vermag, läßt sich vielseitig beobachten. Versetzen wir uns in die undurchdringlichste, von riesigen Naturkräften durch Jahrhunderte hindurch auferbaute und durch einander gewirrte Wildniß tropischer Regionen, der Eindruck ist imponirend, grandios, unter Umständen bewältigend, aber nicht erhaben. Nehmen wir als Gegenstück irgend eine Scene, irgend ein Object, in der oder an dem uns Ordnung im Kleinsten wie im Größten in ungewohntem Maaße entfaltet entgegentritt, — wir scheiden von der Betrachtung desselben nicht ohne den Eindruck: ein erhabener Geist hat hier gewaltet. Ist es die Ordnung, die diesen Eindruck wirkt? Nicht unmittelbar. Ich behaupte, es ist vielmehr die Kraft, die zu Grunde liegt. Indem wir eine Ordnung in diesem größten Maaße erblicken, werden wir nothwendig auf die Annahme einer entsprechenden Kraft zurückgeführt, welche die Ordnung erschafft, denn die Kraft, die nicht „sinnlos waltet", die also ihrem Wesen

Digitized by Google

und Begriff noch vollendet ist, der wirklichen Kraft traut der Mensch auch vor Allem ein ordnendes, aus dem Chaos gestaltendes, den Zwiespalt der Gegensätze bändigendes Princip zu. Er traut ihr das zu, weil sie sich so selbst in ihm und in seinem Leben bewährt, weil das seelisch-sinnliche Kraftvermögen in ihm gewissermaßen die Ordnung seines eigenen Lebenshaushalts ausmacht und aufrechterhält. Indem der Mensch nun in der größten Ordnung die größte Kraft erblickt, steht er wieder vor dem Ist dessen, was er sein will, d. h. vor dem Ueberragenden, und der erhabene Eindruck ist fertig.

Wie sinnlose Kraft (rohe Kraft) den Kraftbegriff in seiner Fülle aufhebt, da sie einen intellectuellen Mangel bekundet, so gilt das Gleiche von der Richtung des Fühlens, welche die Kraft der Liebe, des Herzens angeht. Die einseitige Kraftwirkung, welche in und grade durch den Egoismus zu Stande kommen kann, wirkt nie den erhabenen Eindruck, weil sie auf ein zu Grunde liegendes Unvermögen zurückweist, den Grundbegriff der Kraft also aufhebt. Für den Menschen heißt Kraft soviel als: Vermögen des intellectuellen Princips, des Herzens und der Sinnlichkeit und die Kraft der Liebloſigkeit, die man etwa dem Egoismus zueignen könnte, ist etwas Positives nur als Negation der Kraft, sie ist eben das Unvermögen der Liebe. Sollte Liebloſigkeit als Kraft gelten, so würde auch für Geistloſigkeit dasselbe zu gelten haben, d. h. die Unfähigkeit der Leistung würde mit dem Grundprincip aller Leistung — der Kraft — für ein und dasselbe erklärt. — Noch ein anderer Punkt bleibt hier zu erwägen. Wenn wir diese drei Factoren der Kraft coordinirt neben einander stellen, kann leicht ein Mißverständniß veranlaßt werden, da wir gewohnt sind, Sinnlichkeit nach der einen Seite ihres Wesens ungefähr in

Digitized by Google

den Begriff des physischen Kraftvermögens aufgehen zu lassen. Dadurch könnten wir denn zu dem Schluß gelangen, daß nur wo diese Kraft vorhanden, die Kraft vollendet sei und der Eindruck des Erhabenen zu Stande kommen könne, während wir doch auf der anderen Seite wissen und nicht leugnen wollen, daß eine große geistige Schöpferkraft, eine hingebende Herzensgüte auch bei mangelnder Leibeskraft bestehen und auch ohne diese also der Eindruck des Erhabenen bewirkt werden kann. Es kommt demnach auf eine etwas genauere und richtigere Unterscheidung an, als wir vorzunehmen gewohnt sind. Wie grob auch die Eintheilung des Getriebes im menschlichen seelisch-sinnlichen Organismus nach seiner geistigen und gemüthlichen und sinnlichen Seite sein mag, so können wir sie doch nur schlecht entbehren, da wir vorläufig nichts Besseres an die Stelle zu setzen haben. Wir brauchen aber diese Eintheilung nicht noch mehr zu vergröbern, als sie es ohnehin schon ist, indem wir die sinnliche Seite der Kraft in das, was man gemeinhin Körperkraft, Leibeskraft, nennt und was als solche sinnlich-augenfällig in die Erscheinung tritt, völlig zusammenwerfen. Sondern es erscheint von unserem Standpunkt aus correcter, den anscheinenden Widerspruch, der in dem Vorhandensein einer aushaltenden Seelenkraft bei geschwundener Leibeskraft für das Gleichgewichtsverhältniß der sinnlichen Seite der Kraft zu der geistigen Seite liegt, dadurch auszugleichen, daß man in solchem Fall die sinnliche Seite in jene feineren, der Beobachtung mehr oder minder entzogenen Nervenverhältnisse verlegt, welche für gewisse, anscheinend räthselhafte psychische Vorgänge die letzte Entscheidung tragen dürften. Ehe man sich entschließt, wie das in solchen Fällen so sehr beliebt ist, wo Seelenkraft die Leibesschwäche zu überbieten

Digitized by Google

ſcheint, von einem „Sieg des Geiſtes über die Materie“, was denn ganz beſonders erhaben ſein ſoll, zu reden und damit alſo das materielle Subſtrat völlig preiszugeben und in ſeiner Bedeutung zu verleugnen, empfiehlt es ſich doch, das materielle Subſtrat feſtzuhalten und nur in feinere Beziehungen als die grobſinnlichen der äußerlichen Leibeskraft zu verlegen. Eine erhabene Kraft des Geiſtes oder Herzens beſteht nach meinem Dafürhalten *nicht* ohne ſinnliche oder leibliche Kraft, wenn ſich dieſelbe auch aus meinem Geſichtskreis zurückgezogen und in intime Partien oder Exiſtenzmodi verlegt hat, die meiner Beobachtung nicht zugänglich ſind. Ich habe dieſelben alſo vorauszuſetzen, auch wenn ich ſie nicht ſehe, falls die ſich äußernde Kraft der Seele mir ihr Vorhandenſein *verbürgt* und das Schauſpiel des Dulders, dem bis zum letzten Augenblick die ſich geiſtig äußernde Kraft nicht untreu wird, iſt mir allerdings doppelt erhaben, aber nicht wegen eines „Sieges des Geiſtes über die Materie“, ſondern weil *die* Kraft ſich als eine ungewöhnlich reiche und intenſive in ihrer Structur legitimirt, die auch dann noch aushält, wenn eine Faſer um die andere, äußerlich geſchädigt, in ihrem organiſchen Zuſammenhang zerreißt. — Um den Hauptpunkt zu wiederholen: überall, wo der Menſch den Eindruck einer waltenden Kraft empfängt, die ſich *unzerſplittert und im Sinne des Lebens* — worauf nach den vorher gegebenen Erläuterungen der Hauptnachdruck liegt — bethätigt, entſteht in ihm, ſofern ihm dabei ein ſeine Kraft-Sphäre überragendes Mehr an Kraft zum Bewußtſein gelangt, das Gefühl des Erhabenen.*) Vorausgeſetzt

*) Ich geſtehe, daß mich die Schiller'ſche Erklärung des erhabenen Effects manchmal als dürre und öde anmuthet. So wird in dem Aufſatz: Zerſtreute Betrachtungen u. ſ. w. eine Erklärung verſucht, warum

Digitized by Google

ist, daß die Richtung der Kraftbethätigung nicht etwa eine für die Erhaltung des Menschen bedrohliche ist, da dann die Furcht die Oberhand gewinnen würde. Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß Kraft als solche, ganz abgesehen von der Richtung ihrer Bethätigung, sich in der Auffassung des Menschen, in einer gewissen kenntlichen Form ausprägt, die eben deshalb gewissermaßen das Erhabene anzukündigen, ja es auszusprechen scheint. Ich habe das schon in Bezug auf Ordnung erläutert, die in ungewohntem Maaße vor uns ausgebreitet, aus dem angegebenen Grunde uns den Eindruck des Erhabenen hervorruft. Dasselbe gilt für Einfachheit,

---

ein Fels erhabener erscheinen kann als das Meer, dessen Wellen ihn umspülen. Nach der Theorie vom „Mathematisch-Erhabenen" dürfte das nämlich eigentlich nicht der Fall sein, vielmehr müßten Gegenstände von gleicher Größe auch einen gleich erhabenen und der minder große einen minder erhabenen machen. Da dies nun aber sehr häufig nicht der Fall ist, so wird die Erklärung dahin verlegt, daß der „ästhetische Eindruck nur dann erfolgt, wenn sich die Imagination auf Allheit des Gegenstandes einläßt. Unterläßt sie dieses bei dem weit größeren Gegenstande und beobachtet es hingegen bei dem minder großen, so kann sie von dem letzteren ästhetisch gerührt und doch gegen den ersten unempfindlich sein. Denkt sie sich aber diesen als eine Größe, so denkt sie ihn zugleich als eine Einheit und dann muß er nothwendig einen verhältnißmäßig stärkeren Eindruck machen, als er jenen an Größe übertrifft". Diese Ellenausmessung des Erhabenen ist fast so schlimm, als ob man den Eindruck einer Symphonie nach Zahl und Verhältniß der Tonschwingungen ausrechnen wollte. Wenn uns ein Fels im Meere erhabener als das Meer selbst erscheint, so hat unser Geist eine Betrachtung an ihn geknüpft, bei der er z. B. im Gegensatz zum Meer im Licht einer siegreich sich behauptenden, ruhig überlegenen Kraft gegenüber einer ihn bedrohenden Macht erscheint. Beleuchtung, Form, Farbe kommen dabei ebensowohl für den Fels wie für das Meer in Betracht, nicht minder natürlich das Verhältniß des Betrachters, seine vorwaltende Stimmung zu diesen Beziehungen. Mit einem Wechsel derselben kann uns der der Größe nach unveränderte Fels plötzlich öde erscheinen, das Meer dagegen einen erhabenen Eindruck machen.

Digitized by Google

Schlichtheit, denn die große Kraft, die eben als solche der Anstrengung, des Aufwandes, der vielfachen Bemühung nicht bedarf, gattet sich diesem ihrem Wesen gemäß mit Einfachheit, mit Prunklosigkeit, so daß diese als Symptome, als Spiegelungen des Erhabenen gelten können, d. h. große Einfachheit wird uns große Kraft vermuthen lassen und damit den Eindruck des Erhabenen hervorrufen (wie wir von einer erhabenen Einfachheit der Gesinnung sprechen), wenn derselbe durch andere Umstände nicht wieder aufgehoben wird. Die weitere Entwicklung und Ausführung der hierher gehörigen Beziehungen gehört der Betrachtung des Erhabenen in seinem Verhältniß zur Kunst an und hat als solche eine selbstständige Bedeutung und selbstständige Stellung zu beanspruchen, die nicht innerhalb der Grenzen dieses Aufsatzes zur entsprechenden Geltung gebracht werden kann. Nur an einen Punkt möchte ich andeutend vorüberstreifen, da derselbe sich bei dem von mir festgehaltenen Maaßstab unabweislich zur Beantwortung aufdrängt. Es handelt sich um einen allgemeinsten Gesichtspunkt zur Beurtheilung und Beantwortung der Frage: warum das Komische unter allen Umständen das Erhabene vernichtet. Wenn ich die ganze Gefühlswirkung im Erhabenen auf den Kraftbegriff in dem wiederholt erläuterten Sinn reducire, so scheint es auffällig und bedarf der Erklärung, warum der größte Komiker, die hervorragendste Leistung auf dem Gebiet der Komik, die von einem ganz unzweifelhaft sehr bedeutenden, überragenden Kraftvermögen Zeugniß ablegt, gleichwohl nie in der Seele des Betrachters den Eindruck des Erhabenen zu wirken vermag. Unsere Definition und Analyse scheint da unzulänglich. Allein es ist dabei zu bedenken, daß eine große, umfassende Kraft sich ihrem Wesen nach, d. h. der ihr innewohnenden

Digitized by Google

Energie ihrer Bethätigung gemäß, stets auf große, ernste Ziele und Gesichtspunkte richtet, an denen sie allein die Anspannung ihres ganzen Vermögens zu üben im Stande ist — die charakteristische Spiegelung der Kraft nach ihrem innersten Wesen liegt daher auf der Kehrseite des Komischen, nur da ist ihr naturgemäßer Gesichtsausdruck und keine der Komik angehörige Leistung, wenn auch von einer bedeutendsten Kraft getragen, vermag uns jemals als directe Offenbarung der Kraft anzumuthen und als solche mit dem Eindruck des Erhabenen zu erfüllen. Endlich vergesse man nicht, daß die Kraftschätzung, die wir hier zu Grunde legen, sich stets auf das Vermögen des ganzen Menschen bezieht, und das Gefühl des Erhabenen also auch daran gebunden bleibt. Das gilt natürlich auch für die subjective Seite. Wie ein bloßes Theilwesen das Ueberragende nicht darstellen, nicht erhaben wirken kann, so muß der Mensch auch mehr als Theilwesen sein, um im Sinn des Erhabenen überragt zu werden und den Eindruck des Erhabenen davontragen zu können. Es ist daher richtig, wenn Schiller (in „Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände") hervorhebt, daß wo „die Tendenz des Gemüths mehr auf Begriffe als auf Anschauungen geht, auch der erhabenste Gegenstand bloß ein logisches Object bleibt" und wenn er darin den Grund davon erblickt, „warum Menschen von überwiegender Stärke des analytischen Verstandes für das Aesthetisch-Große selten viel Empfänglichkeit zeigen". Nur daß ich die Unempfänglichkeit einfach darin setze, daß ein solcher Mensch in dem Maaße, in welchem er gewissermaßen eingesponnen in seiner Begriffswelt und in den diesen entsprechenden logischen Operationen lebt, zum Theilwesen (im Vergleich zu dem nach allen Richtungen aufgeschlossenen

Digitized by Google

Menschenwesen) wird und als solches das Vermögen verliert, von der vollen Manifestation der Kraft sich überragt zu fühlen und dadurch mit dem Eindruck des Erhabenen erfüllen zu lassen, während in der Schiller'schen philosophischen Sprache der Behinderungsgrund so formulirt wird, daß die „Einbildungskraft nicht lebhaft genug sei, sich auf Darstellung des Absoluten der Vernunft einzulassen".

Digitized by Google

Rel., Nat.
Soul.

IX.

Die Berechtigung des Theismus vom Standpunkte der Seelenfrage.

Zu den interessantesten, gedankentiefsten Leistungen in der deutschen Geistesarbeit der Neuzeit rechne ich Fechner's Versuch einer wissenschaftlichen Rettung und naturgesetzlichen Construction des Theismus. Bewundernswerth namentlich in der sinnvollen Verknüpfung auch der entlegensten Beziehungen, durch welche dieser Denker seinem Gegenstande eine ganze Reihe neuer und unerwarteter, aber stets geistvoll entwickelter Gesichtspunkte abgewinnt, ist er es nicht minder durch die Kühnheit der Anlage und Ausführung. Die geschlossene Abrundung der Ergebnisse seiner Gedankenarbeit zu einem System der Weltanschauung hat in ihren Constructionsverhältnissen schon etwas Imponirendes, denn nirgends hat man das Werk eines Schwächlings oder eines bloßen geistreichen Wirrkopfes vor sich. Wer das Senkblei so tief werfen und ohne den Blick abzuwenden in die schwindelnde Tiefe blicken kann, bewährt die Kraft eines Piloten, und das werden ihm selbst diejenigen zugestehen, die sich mit dem Cours nicht befreunden können, den er auf dem Weltmeer der Gedankenarbeit steuern zu müssen glaubt. Fast noch imponirender als im Aufbau seines Systems erscheint

Digitized by Google

mir Fechner in dem Muth, daſſelbe zu verkünden. Es gehört ja etwas dazu, heutigen Tages ſich zu dem Glauben an Engel zu bekennen. Wer einen Ruf als Mann der Wiſſenſchaft zu wahren oder einzubüßen hat, wird ſich nicht leicht dazu entſchließen. Und kaum wird man deshalb einen Stein auf ihn werfen mögen. Denn mit einem ſolchen Bekenntniß zieht er ſich gewiſſermaßen ſelbſt den Boden der Glaubwürdigkeit, des Vertrauens unter den Füßen fort, den er doch nöthig hat, um von ihm aus zu ſeinem Auditorium zu reden. Es iſt nicht anders. Wer zuerſt in Fechner's Schriften blätternd auf eine Stelle trifft, wie z. B. die folgende in der Schrift: Ueber die Seelenfrage (Leipzig 1861): „Ich ging an einem Frühlingsmorgen draußen; die Saaten grünten, die Vögel ſangen, der Thau blitzte, der Rauch ſtieg, hier und da ein Menſch; ein verklärendes Licht lag auf Allem; es war nur ein kleines Stücklein Erde; es war nur ein kleiner Moment ihres Daſeins; und doch, wie ich das mit immer mehr ſich weitendem Blicke auffaßte, ſchien es mir nicht nur ſo ſchön, ſondern ſo wahr und klar, daß es ein Engel iſt, der ſo reich, friſch und blühend und dabei ſo feſt und in ſich einig in dem Himmel geht, ſein lebendiges Antlitz ganz dem Himmel zuwendend und mich ſelbſt mit in dieſen Himmel tragend, daß ich mich fragte, wie ſich die Anſichten der Menſchen je ſo verpuppen konnten, in der Erde nur einen trockenen Klumpen, und die Engel darüber oder daneben in den Leeren des Himmels zu ſuchen, um ſie nirgends zu finden. Doch dieſe Anſchauung heißt Phantaſterei. Die Erde iſt ein Globus, und was ſie noch ſonſt iſt, iſt in den Naturaliencabineten zu finden", — der wird vielleicht in einer Regung von Neugier weiter in einem anſcheinend ſo phantaſievollen Schriftſteller blättern, aber er wird ſich ſchwerlich

Digitized by Google

gedrungen fühlen, Schritt für Schritt einer mühevollen und verwickelten Unterſuchung zu folgen, die ihm hinlänglich dadurch gekennzeichnet ſcheint, daß ſie auf Abſurditäten hinausläuft. Fechner hat ſich nun zwar trotz alledem Gehör erzwungen. Seine wiſſenſchaftliche Thätigkeit iſt eine zu langdauernde und durch ſein Hauptwerk — die Pſychophyſik — eine zu intenſive, um unbeachtet bleiben zu können. Und auch an Zuſtimmung zu dem Eigenthümlichſten ſeiner Seelen- und Gottlehre hat es ihm ſelbſt da nicht ganz gefehlt, wo man es kaum erwarten ſollte. So gehört der ausgezeichnete, 1866 frühzeitig verſtorbene Mathematiker Profeſſor Riemann aus Göttingen zu ſeinen entſchiedenen Anhängern, wie aus dem von H. Weber 1876 veröffentlichten wiſſenſchaftlichen Nachlaß des Genannten (Abſchnitt: Zur Pſychologie und Methaphyſik) hervorgeht. Riemann nennt dort die Zend-Avesta (Fechner's Lehre von der Beſeeltheit der Geſtirne) „ein lebendig machendes Wort, neues Leben ſchaffend unſerem Geiſte im Wiſſen wie im Glauben" und rühmt die überzeugende Kraft ſeiner Darſtellung, die das Leben der Natur unermeßlich vor unſerem Blick erweitere.

In weiteren Kreiſen, in dem, was man das große Publikum zu nennen pflegt, iſt Fechner bisher nur wenig beachtet worden.*) Aus zwei Gründen wohl hauptſächlich. Einerſeits iſt er nicht leicht zu leſen. Seine Sprache iſt zwar weder dunkel noch ſchwerverſtändlich, aber da ſeine Methode die allſeitige Durchführung gewiſſer Analogien (oder was Fechner ſo erſcheint) im Einzelſten bedingt, ſo iſt er gleich-

*) Populär, gründlich und geiſtreich, aber allerdings in ſcharfem Gegenſatz hat Ludwig Noack die Fechner'ſchen Theſen behandelt in dem vierten Band ſeiner Pſyche. (Leipzig 1861.) Vgl. daſelbſt den Aufſatz: Die Weltperſpective des Seelenſcheines.

Digitized by Google

wohl schwer zu bewältigen. Er rollt ein Bild auf von großer Anschaulichkeit, falls wir die einzelnen Züge des Bildes alle gelten lassen. Ob wir dies thun, ist freilich die Frage, aber eben diese eine Frage schließt tausend andere in sich. Dazu kommt als Hauptgrund, wie schon erwähnt, das absonderlich-Fremdartige, das wenigstens auf den ersten Blick abstoßend-Bizarre seiner Denkergebnisse. Ein überwundener Standpunkt! Soll man sich ernsthaft bei solchen Phantastereien aufhalten? Mir ist dieser Einwand, der so leicht aus einer gewissen selbstgenügsamen Stimmung des Besserwissens erhoben wird, immer unverständlich geblieben. Ich halte ihn für eine Täuschung und einen Fehler. Alles weist uns in dieser zweifelvollen Welt, in der Schein und Wesen, Schatten und Blendung unsere Erkenntniß verwirren und bestreiten, auf das audiatur et altera pars hin. Nur die Gattung erkennt. Nur indem wir keine Stimme von Belang, die sich erhebt, ungehört verklingen lassen, arbeiten wir an der Erkenntniß im Sinne der Gattung. Und was sind Phantastereien auf einem solchen Gebiet? Erinnern wir, ehe wir so vorschnell urtheilen, uns doch lieber, daß wir Kinder dieser Zeit sind, die geblendet von den Wundern der modernen Betriebs-Entwicklung, betäubt von ihrem ehernen Getöse, Aug' und Ohr und damit auch den inneren Sinn für das große Weltwunder verloren hat, das uns als Lebenserscheinung gleichwohl auf Schritt und Tritt, im Kleinsten wie im Größten umfängt. Wer sich dieses Charakters unserer Zeit bewußt ist, der in seiner Unzulänglichkeit doppelt scharf in einem Augenblick hervortritt, wo die alten Formeln, dem Unermeßlichen gegenüber Stellung zu gewinnen, versagen, der wird ihr und damit auch sich schwerlich das Recht zuerkennen, mit der Bezeichnung: „Phantast" allzu freigebig zu schalten.

Digitized by Google

Fechner hat — so sollte man denken — sich eigentlich ein ganz besonderes Anrecht auf Beachtung und Anerkennung von Seiten der gesammten theologischen Welt erworben. Denn sein System ist wahrscheinlich die geistreichste Leistung, die der Theismus der neueren Zeit überhaupt aufzuweisen hat. An Stelle der trivialen theologischen Schablone mit den herkömmlichen Begriffs-Escamotagen und *Unbegreiflich*keiten erhalten wir eine ungleich tiefsinnigere Grundlage der Gottesauffassung, die sich überall an das Erfahrbare anlehnt und nicht in mystischer Verzückung, sondern mit weitgeöffneten Geistesaugen in die Natur hineinblickend, das Uebersinnliche zu erschauen bemüht ist. „Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden", wie der bezeichnende Zusatz zur „Seelenfrage" lautet. Freilich die theologische Dogmatik kommt dabei nicht zu ihrem Recht. „Rechnet man zum Christenthum" — sagt Fechner, — „als wesentlich den Glauben an den Apfelbiß im Paradiese mit seinen mystischen Folgen, an die unwiederbringliche Verdammniß der nicht Auserwählten, an die Wunder gegen die Gesetze der Natur, an das Abgerissensein Gottes von seiner Welt, an all das Unerbauliche, womit die Theologen gemeinhin das Christenthum ausbauen, ja woraus sie es erbauen, so ist die Lehre, die hier vorgetragen wird, nicht christlich." Und weiterhin: „Bevor das Christenthum sich nicht selbst bekehrt, bekehrt zu dem, was es nach seiner Idee zu sein bestimmt war, bevor es nicht den Bedürfnissen der Menschheit die allgemeinste, höchste, letzte Rechnung trägt, wird es die Welt nicht bekehren und in sich selbst nicht einig werden können." Unbequeme Warnerstimmen von unberufener Seite, die es aber erklärlich machen, daß das Fechner'sche System bei den officiellen Kirchenhütern wenig Freundschaft und

Digitized by Google

Ansehen genießt. Seien wir unbefangener wie jene Herren und versagen wir uns der Prüfung einer Weltauffassung nicht, die schon dadurch einen gegründeten Anspruch, gehört zu werden, erheben kann, daß sie von unten nach oben baut oder wenigstens zu bauen versucht. Denn Fechner ist ein ausdrücklicher und abgesagter Feind jener Philosophie, „die sich über die Dinge stellt, ohne vom Grund derselben zu ihrer Spitze aufgestiegen zu sein". Er vergleicht sie jenem verderblichen Karthago, dem wir unser ceterum censeo ein für alle Mal entgegenstellen sollten.

Was macht jede Discussion mit dem Theisten gewöhnlichen Schlags für den, der sich auf einem abweichenden Standpunkt befindet, meistens so unfruchtbar und ermüdend? Mehrere Gründe pflegen da zusammenzuwirken. Der Theist ist entweder ein einfach-Gläubiger. Er ist dies theils aus Herzensbedürfniß, theils indem er einer gegebenen Ueberlieferung folgt, er ist von der Zulänglichkeit dieser beiden Stützen völlig überzeugt, versäumt aber, mir seinen Glauben anderweit wahrscheinlich zu machen und kann daher auf mich, dem jene beiden Stützen morsch erscheinen, nicht wirken. Oder aber: das theistische Glaubensbekenntniß zieht sich auf den Ausdruck: Weltseele zurück. In diesem Fall handelt es sich entweder nur um einen andern Ausdruck für beseelte Welt, d. h. um einen Standpunkt, der, genau erwogen, immer nur auf einen „poetisch drapirten Atheismus", wie ich ihn bereits früher bezeichnet*), hinauskommt und diese Bedeutung hat er für die weitaus größte Mehrzahl seiner häufig sehr gedankenlosen Bekenner. Hier offenbart sich uns nichts anderes als ein letzter verblassender Reflex, der am

*) Vergl. Das Leben ohne Gott (Hannover, Rümpler 1875), S. 4.

Digitized by Google

Himmelsrand noch verweilt, während die leuchtende Sonne der theistischen Weltauffassung schon unter den Horizont hinabgesunken ist. In einem zweiten Fall soll der Ausdruck: Weltseele mehr bedeuten, aber er schwebt in einem metaphysischen Begriffsnebel, mit dem wir, die wir diese höchste Potenz, wenn überhaupt, jedenfalls nur aus dem und im Zusammenhang des sinnlich Erfaßbaren zur Realität wollen erwachsen sehen, nichts anzufangen im Stande sind. Bei Fechner ist das nun alles anders. Weder ist er ein einfacher Ueberlieferungsgläubiger, der eine Wahrscheinlichkeitsberechnung seines Glaubensinhalts verschmäht und verschmähen darf, noch ist er Metaphysiker. Seine Weltseele hat, so zu sagen, Hand und Fuß. Sie steht auf dem Gegebenen und zwar auf dem, was dem sinnlichen Menschenwesen als Realität gegeben ist. Wenn Fechner sie einer „Welt aus Seelenstaub" — um mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen*) — entgegenstellt und überordnet, so thut er dies doch nur, weil er überall Thatsachen wahrzunehmen glaubt, die richtig gedeutet und, vom Untersten, sinnlich-Gewissesten anfangend, in geordneten Zusammenhang gebracht, ihm den Bestand einer Weltseele zu verbürgen und zu enthüllen scheinen. Mit diesem Standpunkt läßt sich daher discutiren.

Zwar nicht ganz so uneingeschränkt läßt sich das, was ich hier — von meinem Standpunkte aus — Fechner zum

*) Fechner ist ein zu klarer Kopf, um von „seelenlosen Staubmassen zu reden, wie theologischer Mißverstand uns dies gelegentlich vorrückt (vgl. meine gegen Prof. Pleiderer gerichtete Schrift: Das Leben ohne Gott und die Kritik der Protestantischen Kirchenzeitung. Bonn, E. Strauß. 1877). Er begreift, daß man Atheist sein kann, ohne die Bedeutung des Seelischen zu leugnen. Viel feiner und treffender ist offenbar die von ihm gewählte Bezeichnung: „eine Welt aus Seelenstaub".

Digitized by Google

Lobe nachgesagt habe, in Bezug auf gewisse allgemeinste Principien seines Gedankenganges aufrechterhalten, und ich will in Bezug darauf wenigstens einige Punkte hervorheben, die uns trennen, ohne allerdings, was schon die Grenzen dieses Aufsatzes weit überschreiten würde, auf den Gegenstand in seiner Breite und Tiefe einzugehen. Fechner ruft überall die „Erfahrung" an. Sie ist ihm das Maaß des Wirklichen. „Alles, was wirklich ist, muß seine Wirklichkeit durch Erfahrbarkeit oder Wirkung im Erfahrbaren beweisen." Man läßt sich diesen Satz gefallen, ja es scheint, als ob Fechner uns auf diese Weise sehr nahe rückt. Wie erfährt der Mensch denn etwas außer durch und auf Grund seiner Sinnesthätigkeit? Es scheint hier beinahe nur noch ein Schritt zu sein bis zu dem Satz in Feuerbach's „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft": „Wenn zu einem Object des Denkens das Sein hinzukommen soll, so muß zum Denken selbst etwas vom Denken Unterschiedenes kommen. Diese von mir als Denkendem unterschiedenen Zeugen sind die Sinne". Allein davon ist natürlich bei Fechner keine Rede. Weiterhin spricht dieser von höheren Wirklichkeiten und zwar wie? „Was aus der Verknüpfung der Erscheinungen im Denken abstrahirbar ist oder zur Verknüpfung der Erscheinungen im Denken nothwendig ist, ist auch als ein wirklich Verknüpfendes und hiermit Wirkliches in höherem Sinne anzusehen." Hier erklärt sich also das bloß Gedachte, sofern es nothwendig (zur oder aus der Verknüpfung der Erscheinungen) gedacht wird, ohne Weiteres als reales Sein. Dadurch wird denn auch das Atom, „wenn auch als solches keiner Erscheinung fähig", zur Realität, indem es „aus der Gesammtheit der körperlichen Erscheinungen als Schlußpunkt ihres Zusammenhanges abstrahirt ist".

Digitized by Google

Ueber das Pro und Contra der Atomenlehre werde ich hier natürlich nicht Buch führen, nur das ominöse Wort: „Schlußpunkt" sei in seiner allgemeinen Bedeutung für unseren Denkproceß noch mit einer Bemerkung bedacht. Einen Schluß zu machen, einen Endpunkt zu setzen, erscheint dem Menschen so natürlich und ist ihm so geläufig. Er handhabt es wie ein Urrecht, das er überall zur Anwendung bringen darf und er ist sehr geneigt, davon Gebrauch zu machen. Und doch — haben wir denn darin eine unbedingte Denk-Nothwendigkeit wie beim Causalitätsgesetz*) anzuerkennen, die also zugleich ein unbedingtes Denk-Recht ergäbe? Wir können uns bekanntlich ebensowenig vorstellen, daß die Gesammt-Erscheinung, die Welt ein Ende (räumlich oder zeitlich) hat, als daß sie kein Ende hat, da wir uns ein räumlich- oder zeitlich-Endloses überhaupt nicht vorzustellen vermögen. Positiv kann ich mir immer nur ein Ding, das eine Grenze hat, neben einem andern Ding, das eine Grenze hat, denken. Beharre ich dabei, so gelange ich zu einer zwar nicht unendlichen — da ich den Begriff nicht zu fassen vermag — aber unüberseh baren Reihe. Darin einbedungen liegt aber auch, daß ich auf das Urrecht, einen allgemeinen Schlußpunkt zu setzen, Verzicht leiste, und dies ist für die ganze Auffassung des Menschen, für den das „Höchste" und „Letzte", also immer das, was am Schluß liegt oder den Schluß bildet, eine äußerst wichtige Rolle spielt, von weittragender Bedeutung. Doch das nur beiläufig. Und ebenso beiläufig die Bemerkung, daß das Hineinbeziehen des Sinnenlebens in das Bewußtsein, so daß immer, wenn

*) Näher erläutert findet sich meine Auffassung desselben in dem Aufsatz: Wider die Grundanschauungen des Idealismus in „Gegen den Strom". (Hannover, Rümpler. 1877.)

Digitized by Google

Bewußtsein gesagt wird, gleichzeitig die ganze functionirende Thätigkeit der Sinnesorgane (die Sinnlichkeit) mit einbegriffen ist, leicht Verwirrung schafft.

Mir erscheint es besser, daß man die Ausdrücke trotz des innigen Connex dessen, was sie besagen wollen, gesondert hält. Denn das Bewußtsein ist wohl die Helle des Sinnenlebens, seine leuchtende Spitze, aber es hat eben deswegen das Sinnenleben nicht in sich, sondern unter sich, wie die Flamme der Kerze die Kerze unter sich hat, von der sie gespeist wird und es kann etwas Object der Sinnlichkeit sein, ohne Object des Bewußtseins zu sein.

Doch man kann von allen Erörterungen dieser schwierigsten Punkte absehen. Es bleibt im Fechner dann immer noch ein sehr interessantes Stück Philosophie übrig, eins, welches die Erfahrungsgrundlagen in sehr geistvoller und eigenthümlicher Weise verwerthet und von der eigenen Beseelung ausgehend, durch die Pflanzenseele den Weg zur Weltseele findet. An die Begründung der Pflanzenseele hat Fechner den ganzen Scharfsinn seiner Denkerkraft und Combinationsgabe gesetzt. Sie ist ihm deshalb so wichtig, weil er durch sie Bresche in die Mauer jener Auffassung des Seelenlebens, wie sie gang und gäbe geworden ist, zu legen hoffte. In der ihm eigenen, von einem leisen Hauch scherzender Selbstironie anmuthig belebten Weise sagt er in dem Abschnitt: die Erfahrungsprincipien des Glaubens in der Schrift: Zur Seelenfrage*), — rückblickend auf die von ihm vorgetragenen sechs positiven Argumente für die Pflanzen-

*) Ich citire Fechner nach dieser 1861 erschienenen Schrift, da sie die am meisten übersichtlich gehaltene und klarste Zusammenfassung seiner gesammten in einer Reihe von Schriften vorgetragenen und entwickelten Anschauungen gewährt.

Digitized by Google

ſeele: „Der Glaube an die Pflanzenſeele will nicht viel bedeuten. Was kommt denn darauf an, ob man daran glaubt oder nicht? Man hat mir das auch vorgerückt und geſagt, ich hätte mir zuviel Mühe um etwas gegeben, was nicht der Mühe werth ſei.*)

Nun iſt der Glaube an die Pflanzenſeele aber blos eine kleine Probe des Glaubens an Dinge, die ſich nicht exact beweiſen laſſen, überhaupt; und nicht blos eine kleine Probe, ſondern Kleinſtes und Größtes hängt in dieſer ganzen Frage zuſammen; und, wie man einen großen Topf an einem kleinen Henkel leichter als an ſeinem großen Bauche faſſen kann, ſo meinte ich auch, in der kleinen Pflanzenſeele einen Henkel gefunden zu haben, mit dem ſich der Glaube an die größten Dinge am leichteſten auf den großen Unterſatz heben laſſe. Geglückt iſt es freilich nicht. Den Bauch findet man zu groß, den Henkel zu klein, und kocht im alten Topfe, ihn an den alten Henkeln faſſend, fort."

Und an einer anderen Stelle: „Wer auf Grund unſerer Argumente an die Seele zur Pflanze glaubt, muß auf Grund derſelben Argumente an einen Gott zur Welt glauben."

Wir werden uns alſo zunächſt des Verfaſſers Begründung der Pflanzenſeele genauer anzuſehen haben und zwar um ſo genauer, je ernſthafter die Folgerungen ſind, die er daran knüpft. In den nachfolgenden Sätzen will ich verſuchen, ehe ich irgendwelche Einwendungen erhebe, den Ver-

*) Die Theorie der Pflanzenſeele in einer Fechner nicht unähnlichen Weiſe hat ſchon (nach einer Notiz in Noack's obenerwähntem Aufſatz) gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein engliſcher Naturforſcher Percy in einer eigenen Schrift behandelt. Indeſſen gehört doch die ganze eingehende Begründung aus einer Reihe neuer Geſichtspunkte Fechner als eigenthümlich an.

Digitized by Google

faſſer lediglich ſelbſt zu Worte kommen zu laſſen. Ich werde, da ich mich nicht immer an ſeine Worte halten kann, doch ſeinen Sinn zu treffen ſuchen und obgleich genöthigt, ſeine Argumente nur im Umriß zu ſkizziren, die entſcheidenden Geſichtspunkte ſeiner Auffaſſung klar zu ſtellen bemüht ſein. Daß das äußerſt ſchwierige Gebiet der Seelenfrage dieſe Klarſtellung häufig nur annäherungsweiſe geſtattet, daß manchen Bezeichnungen, in dieſem Zuſammenhang angewandt, ein gewiſſer doppelſinniger Charakter anhaftet, den man ihnen nicht abſtreifen kann, iſt dabei allerdings in billige Berückſichtigung zu ziehen.

Fechner geht von einem Hauptgeſichtspunkt aus, dem nämlich: „in der ganzen Seelenfrage keine Sicherheit von anderem Charakter in Anſpruch nehmen zu wollen, als die wir für das Daſein der uns zunächſt ſtehenden Seelen haben, die dazu zu Gebote ſtehenden Mittel aber auch zu nutzen.“ Welches iſt — fragt er — die erſte und einzige Erfahrungsgrundlage, die es auf dieſem Gebiet giebt, diejenige, auf die ſich alle Hebel der Argumentation weiterhin zu ſtützen haben? „Es iſt die Thatſache: unſere eigenen Körper ſind beſeelt. Dies wiſſen wir und was wir weiter in der ganzen Frage wiſſen und wiſſen können, wiſſen wir nur durch dies.“ Wieſo aber wiſſen wir dies und was haben wir an und in dieſem Wiſſen? Auf dieſe beiden Fragen antwortet Fechner ad 1 mit dem Hinweis auf die unmittelbare Gewißheit des eignen Sich-empfindenden und -denkenden Lebensgefühls. „Im Grunde iſt jeder Menſch unmittelbar blos ſeiner eigenen Seele ſicher. Cogito ergo sum; da giebt es kein Leugnen noch Zweifeln. Dies Fragloſe iſt der Ausgangspunkt der ganzen Frage.“ — ad 2 bietet er folgende Definition deſſen, was er unter Seele verſtanden wiſſen will: „Unter Seele

Digitized by Google

verſteh' ich das einheitliche Weſen, was Niemand als ſich ſelbſt erſcheint, in uns wie anderwärts, wo immer ein ſolches vorkommt, ſich ſelber hell, für jedes äußere Auge finſter, zum Mindeſten ſinnliche Empfindungen in ſich verknüpfend, über welche nach Maaßgabe, als die Seelenſtufe höher ſteigt das Bewußtſein höherer und höherer Beziehungen ſich aufbaut."

Hierzu wird noch die folgende Bemerkung zu ziehen ſein: „wir werden Seele, Geiſt, Körper, Leib, Natur hier blos nach Seiten ihrer Erſcheinung in das Auge faſſen" und weiterhin: „Ich werde freilich auch von Weſen und vom Weſen ſprechen, die Seele ſelbſt ein Weſen nennen. Doch wird es immer nur inſofern ſein, als ſich wirklich etwas Erſcheinliches davon aufzeigen oder aus Erſcheinlichem abſtrahiren läßt."

Wie der Verfaſſer mit Zugrundelegung dieſer Definition die Seelenfrage ſich nun formulirt, erhellt am beſten aus den folgenden Sätzen, die ich daher unverkürzt wiedergebe: „Wird nun gefragt: hat eine Pflanze Seele? ſo heißt dies: erſcheint zu dem, was äußerlich von ihr zu erblicken und was ihr Körper heißt, zu dem, was der Botaniker Pflanze nennt und mit äußeren Sinnen und Hülfsmitteln unterſucht, auch etwas innerlich in Form von Empfindung, Gefühl und ſonſt dergleichen, wovon der Botaniker nichts ſieht noch aus allem Geſehenen abſtrahiren kann, was eben nur in Selbſterſcheinung erfaßlich und ähnlich in eine Einheit verknüpft iſt, als alle Beſtimmungen unſerer eigenen, ſich ſelbſt erſcheinenden Seele? Mit andern Worten: giebt's in der Pflanze eine innere Helligkeit zu äußern, in der ihr Körper uns erſcheint? Oder iſt ſie dunkel durch ihre ganze Tiefe und der äußere Schein das Ganze, was es von ihr giebt oder mindeſtens, was von ihr erſcheint?

Digitized by Google

Hat die Natur oder Welt eine Seele? heißt: gehört zur Gesammtheit dessen, was mit äußeren Sinnen erfaßlich, was sichtlich, greiflich ist, zu dem Gesammtsystem der äußerlich um einander rollenden, grünenden und blühenden, die Geschöpfe und ihre Geschichte tragenden Weltkörper eben so ein nur sich selbst erscheinendes einheitliches Wesen als zur Gesammtheit dessen, was am Menschen sichtlich und greiflich ist, zum Gesammtsystem seiner Blutwellen, Knochen, Adern, Nerven ein solches gehört; ein Wesen, was eben so wenig mit Fernröhren, Erdbohrern, Maaßstäben, chemischen Reagentien, und aller Mathematik der Welt erkennbar ist, als das entsprechende Wesen in uns mit Mikroskopen, Skalpellen, chemischen Analysen und Mathematik."

Endlich dürfte noch zu erwähnen sein, daß der Verfasser Seele und Geist im weitesten Gebrauch, d. h. gleichbedeutend als „dasselbe Wesen dem Körper oder Leibe gegenüber, das sich selbst erscheint", nimmt.

Den eigentlichen Angriff auf sein nächstes Ziel, auf die Begründung der Pflanzenseele, macht der Verfasser mit der Widerlegung einer Reihe von Gegengründen. Diese Widerlegung ist mit großer Superiorität geschrieben. Sie fertigt den Einwand der Unmöglichkeit, wie er dort begründet ist, mit logischer Schärfe ab, wobei die organischen Lebensbedingungen der sogenannten Pflanzenthiere vorzugsweise das Beweismaterial liefern. Ein näheres Eingehen auf die Einzelheiten können wir uns hier ersparen. Es folgen alsdann die sechs positiven Gründe für das Dasein einer Pflanzenseele. Der Verfasser nennt sie „sechs Hauptwurzeln, die kein Wind entwurzeln wird" und man wird zugeben müssen, daß sie äußerst scharfsinnig und doch ungezwungen, jede hierher gehörige Beziehung so verwerthen, wie es für

Digitized by Google

den zu beweisenden Schlußsatz erforderlich ist. Das erste Argument ist das der Aehnlichkeit oder Analogie. Der Gedankengang ist etwa der folgende. Wann sollen wir eine Seele bei anderen Wesen voraussetzen? Die äußere Aehnlichkeit allein kann offenbar nichts beweisen, sondern als die wesentlichsten Zeichen des Seelendaseins sind solche anzusehen, in denen das Körperliche die wesentlichsten Verhältnisse der Seele selbst widerspiegelt, da beide hienieden mit einander bestehen und also auf einander eingerichtet sein müssen. Was ist nun in Körper und Seele vergleichbar und gemeinsam? „Der Körper einer Seele ist wie die Seele selbst ein, in Form und Inhalt einheitlich gebundenes, individual abgeschlossenes, ähnlichen, doch nicht gleichen Wesen relativ selbständig gegenüberstehendes, unter Anregung und Mitbestimmtheit von Außen sich von Innen heraus bestimmendes und entfaltendes, eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit von gewisser Seite gesetzlich bestimmter, von anderer Seite unberechenbar neuer Wirkungen aus eigener Fülle und Schöpferkraft gebärendes, bei continuirlicher Fortentwicklung in einem periodischen Ablaufe und einem Steigen und Fallen der Thätigkeit begriffenes Wesen."

Diese Zeichen zum Seelendasein (welche alle Thiere besitzen, während sie dem Stein, dem Glase, der Welle, der Luft u. s. w. abgehen) hat unser und der thierische Körper nur so lange, als ihm die Seele innewohnt, mit ihr schwinden sie, und umgekehrt: mit dem Schwinden dieser Zeichen am Körper schwindet auch die Seele. Zu dem Verhältniß der Aehnlichkeit tritt ein Verhältniß der Bedingtheit, was der Verfasser dadurch ausdrückt, daß er sagt: Diese körperlichen Zeichen spiegeln nicht nur, sondern tragen auch die allgemeinsten Eigenschaften der Seele. — Dies ist,

Digitized by Google

ganz kurz zusammengedrängt, was Fechner das Princip der Analogie nennt. Ueberall wo er diese Zeichen vereinigt findet, erblickt er einen Hinweis auf das Dasein einer Seele, und dieser Hinweis erscheint ihm viel bedeutungsvoller als das Dasein eines Nervensystems u. s. w., worin sich ihm nur die besonderen Formen darstellen, in denen sich jene allgemeinen und wesentlichen Zeichen des Seelendaseins im Körper ausprägen, welche aber die Möglichkeit anderer Formen nicht ausschließen, wie das schon durch gewisse Erscheinungen im Thierreich erwiesen wird. Nun steht aber der Pflanzenkörper in Bezug auf jene allgemeinen und wesentlichen Zeichen dem menschlichen und thierischen Körper gleich, er unterscheidet sich nur in solchen, welche auf besondere Stufen des Seelendaseins beziehbar sind, ergo —.

Fechner widerlegt alsdann den beliebten Vergleich des Pflanzenlebens mit einem Schlafleben oder embryonischen Leben. Auch der Schlafende und der Embryo, läßt er sich einwenden, hat jene allgemeinsten Zeichen des Seelendaseins, aber keine Empfindung. So repräsentirt auch vielleicht die Pflanze nur ein Schlafleben, worüber erst das wache Leben des Thieres und der Menschen emporsteigt. Gut, erwidert Fechner, nur daß das Pflanzenleben dann auch wirklich einem perpetuirlichen Schlafleben oder embryonischen Leben gleichen muß. Thut es das? Um diese Frage verneinen zu können, erörtert Fechner die wesentlichsten Zeichen des Erwachens, die er darin setzt, daß erwachende Geschöpfe „einen Zustand, in dem sie von dem Verkehr mit den äußeren Sinnesreizen und mit anderen Geschöpfen abgeschlossen waren und die Organe dazu entweder erst bildeten oder die erschöpfte Kraft erneuerten, verlassen und unter Durchbruch irgend welcher Hüllen oder Oeffnung

Digitized by Google

irgend welchen Verschlusses mit den Sinnesreizen des Lebens in Beziehung und in den allgemeinen Lebensverkehr eintreten" Er zeigt dann weiter, daß die angeführten Zeichen des Erwachens bei der Pflanze vorhanden sind, namentlich aber, daß die erwachte Pflanze in den wesentlichsten Beziehungen sich ebenso wie das wache Thier vom Schlafenden und Embryo unterscheidet. Dieser Nachweis ist in fünf Punkten sehr fein und geistvoll durchgeführt. Ich führe nur einen Punkt an, der sich am leichtesten übersehen läßt. „Die Pflanze theilt mit dem Thiere den geschlechtlichen Proceß, in welchem das Thier sich am meisten vom Schlafe und embryonischen Zustand entfernt und die stärksten Empfindungen und psychischen Triebe kund giebt. Kein Embryo ist fortpflanzungsfähig." Das Schlußresultat des Verfassers ist: „Die Pflanze zeigt sich nach dem Durchbruch der Saamenhüllen und Aufbruch der Knospen ganz analog dem wachen Thier, vorher dagegen ebenso analog dem Schlafenden und Embryo."

In dem folgenden Argument, welches Fechner das der Ergänzung nennt, erörtert er eingehend die Gegensatzverhältnisse zwischen Thier und Pflanze und kommt durch eine Reihe fein durchgeführter Analogieen zu dem Schluß, „daß zwischen Thier und Pflanze ein Gegensatz von ähnlichem Charakter als zwischen beiden Geschlechtern besteht; — nur daß die gegensätzlich bestimmten Factoren, Thier und Pflanze, in jeder Hinsicht weiter auseinander weichen als Mann und Weib u. s. w. Nachdem nun aber Mann und Weib auf sonst gemeinsamer Lebensbasis sich nicht blos körperlich, sondern auch geistig als Glieder eines Gegensatzes ergänzen, so ist nicht abzusehen, warum bei Thier und Pflanze der nur weitere Gegensatz von gleichem Charakter einseitig im

Digitized by Google

Körperlichen ruhen sollte. Der psychische Gegensatz wird vielmehr nur wie der physische weiter zwischen Thier und Pflanze als zwischen beiden Geschlechtern auseinander zu halten sein. Wir werden der männlicheren Thierseele eine weiblichere Pflanzenseele gegenüber gestellt halten dürfen u. s. w." Fechner erinnert daran, daß das Weib in vielen Individuen häufig psychisch aus seiner Geschlechtssphäre herausrücke, indem es Willen und Selbstmacht in auffallendem Grade bethätige. „Der Pflanze gegenüber ist es noch ganz Mann. Wäre kein Wesen möglich, dessen Seele den Charakter der Receptivität noch reiner darstellte, das noch reiner und unmittelbarer in den Aufgaben des Geschlechts aufgeht? „Die Pflanze stellt ein solches Wesen äußerlich dar, so wird sie es auch innerlich darstellen."

Das folgende Argument der Abstufung vergleicht die Stufen des Seelenlebens vom Menschen abwärts. „Als niederste Stufe bleibt endlich die Stufe einer Seele übrig, die ohne Erinnerung, Vorblick, Umblick u. s. w. in einem Fluß und Wechsel sinnlicher Empfindungen und Triebe ganz aufgeht, eine Seele, die in und mit dem Augenblick lebt und stirbt, indeß in die Thierseele das Nach- und Vorgefühl und in die Menschenseele das höhere Bewußtsein der Vergangenheit und Zukunft, in letztere sogar bis über das Grab hinaus, fällt. Ohne die Pflanzenseele würde es an dieser niedrigsten Seelenstufe fehlen." Für die Möglichkeit einer solchen Seelenstufe beruft der Verfasser sich auf den Umstand, daß der Mensch ja selbst gelegentlich in solchen Zustand versinke — je nach den Umständen kürzer, länger, seltener, öfter, vollständiger, unvollständiger; — je länger, je öfter, je vollständiger aber, um so niedriger stehe schon seine Seele. „Auch dürfte der Zustand des neugeborenen

Digitized by Google

Kindes, das ganz receptiv in einem Fluß und Wechsel sinnlicher Empfindungen und Triebe aufgeht, weder Vorblick in die Zukunft, noch Erinnerung an eine Vergangenheit, noch objective Vorstellungen von einer Außenwelt hat, die ihm vielmehr anfangs nur den Eindruck einer sinnlichen Farbetafel machen kann, am besten geeignet sein, den Zustand der immer Kind bleibenden Pflanze zu versinnlichen." Ganz dieser Richtung der Pflanzenseele auf ein Aufgehen in reiner Sinnlichkeit entsprechend ist der innere Aufbau und Ausbau der Organe und Functionen der Pflanze von einer solchen Ausdehnung, Freiheit und Mannigfaltigkeit, daß kein Mensch und Thier ihr darin von fern nachkommt. „Nicht nur bietet sie für die kleinen Augen des Thieres dem Lichte breite, für den Lichtreiz empfängliche, im Lichte ergrünende, nach dem Lichte sich wendende Flächen und in der Blüte ein noch höheres Organ zu seiner Aufnahme dar, ist sie mit dem steifen Stengel, den erzitterungsfähigen Blättern geeigneter, Erschütterungen durch ihre ganze Masse fortzupflanzen, als das Thier, das nur das kleine Trommelfell dazu darbietet, sondern läßt auch ihr Duften zur Zeit der Geschlechtsreife ahnen, daß ihr ein receptiver Sinn dafür nicht abgeht, kann man daraus, daß ihr ganzes Leben sich im geschlechtlichen Proceß gipfelt (selbst Wärmeentwicklung und Reizbewegung können hierbei hervorbrechen), schließen, daß sich auch die Empfindung hier gipfelt, und es wahrscheinlich halten, daß die Erquickung durch Thau und Regen und die Berührung, das Saugen des Insectes nicht ohne Ausbeute für die Empfindung sein werden."

Der Verfasser wendet sich dann noch gegen die gegnerische Annahme, daß die Pflanze die Stufe eines *empfindungslosen Lebens* mit bloßer Lebenskraft darstelle, indem er

Digitized by Google

u. A. bemerkt, daß der Begriff eines empfindungslosen Lebens auf keine Klarheit zu bringen sei. Zur Repräsentation einer bleibenden Empfindungslosigkeit seien die Körper des unorganischen Reichs, Krystalle, Steine u. s. w. da. Was außerdem noch für ein empfindungsloser Zustand von der Pflanze repräsentirt werden soll, sei nicht abzusehen. Die empfindungslose Lebenskraft falle ganz in jene Trübe, in der die heutige Philosophie ihre Fischzüge thue. Man verlangt von mir, sagt Fechner am Schluß dieses Arguments, daß ich mich damit begnügen solle, der Pflanze eine plastische, eine vegetative Seele zuzuschreiben, weil sie physiologisch allerdings von Grund an nur aus Organen und Processen des vegetativen Lebens aufgebaut ist. Aber auch beim Thier und Menschen kann man die höheren Thätigkeiten physiologisch nur als Resultanten eigenthümlich disponirter chemischer oder Ernährungsprocesse fassen.*) Nach dem, was von dem Menschen physiologisch erfaßlich und erfolgbar ist, müßte man ihn „nicht minder vom Grund aus bis zum Schluß und Gipfel ganz aus Organen und Processen des vegetativen Lebens, Vermittelungen und Resultanten solcher Processe aufgebaut halten als die Pflanze; denn was man noch mehr darin sieht, ist eben nur das physiologisch nicht Erfaßliche und Verfolgbare, was man in der Pflanze nicht sehen will und sehen kann, weil man nur das Auge der Physiologie dazu mitbringt, indeß man ein ideales für das Thier und den Menschen braucht."

*) Von diesem Standpunkte hat Häckel die Consequenz in der Plastidulen-Seele gezogen, welche „das Product oder die Summe der Kräfte ist, welche die chemischen Atome besitzen", was bekanntlich auf der Münchener Naturforscher-Versammlung zu einer Art Verwahrung von Seiten Virchow's Veranlassung gab.

Digitized by Google

In diesen drei hier allerdings nur andeutend, aber, wie ich hoffe, nicht unrichtig skizzirten Argumenten gipfelt die Beweisführung Fechner's für die Pflanzenseele. Die letzten drei Argumente (des Zusammenhanges, der Causalität und der Zweckmäßigkeit) kann man ganz übergehen. Sie bringen nur einige supplementäre Gesichtspunkte zur Sprache, die den entscheidenden Gründen gegenüber, welche in den ersten Argumenten vorgetragen sind, von keinem großen Belang sind.

Was nun gegen die Fechner'sche These einzuwenden ist, läßt sich meines Erachtens außerordentlich kurz zusammenfassen, wenn man davon absteht, dem Verfasser, um ihn zu widerlegen, in das Detail seiner geistvollen und feinsinnigen Vergleichungen zu folgen und statt dessen den Ausgangspunkt schärfer ins Auge faßt. Denn schon dort scheiden sich die Wege, und wie lohnende Aussichtspunkte und Einblicke sich uns an Fechner's Hand eröffnen, ich kann mich gleichwohl nicht überzeugen, daß wir dabei immer in die rechte Richtung schauen. Gehen wir einmal mit möglichster Unbefangenheit in unser eigenes Selbstbewußtsein zurück und überschauen wir, was sich uns dort darbietet. Das, was, um mit Fechner zu sprechen, nicht physiologisch erfaßbar am Menschen ist, fällt nach dem Eindruck, den der Mensch in sich selbst davon erwirbt, in zwei große Hauptgruppen auseinander, für welche unser Sprachbewußtsein die Bezeichnungen: „Seele" und „Geist" geschaffen hat. Ganz im Allgemeinen eignet der Sprachgebrauch dem Geist ein intellectuelles, der Seele ein empfindendes Princip zu, d. h. alles, was im Menschen die Richtung auf das Erfassen und Verstehen nimmt (dahin zielende Anlagen, Kräfte, Neigungen u. s. w.), bringen wir mit Geist in Verbindung, alles, was die Richtung aufs Empfinden nimmt, eignen wir der Seele oder dem Seelen-

Digitized by Google

leben zu. Die Ausdrücke: ein geistvolles Auge, ein seelenvolles Auge — um nur ein Beispiel anzuführen — deuten diese Unterschiede, welche das Sprachbewußtsein durchweg festhält, genügend an. Hier, wo es sich um die Seelenfrage handelt, um das, was wir innerhalb der uns umgebenden Welt nach einem logisch entwickelten Princip beseelt nennen wollen, um es vom Unbeseelten zu scheiden, haben wir also unsere Aufmerksamkeit lediglich nach der Seite der Empfindung zu richten und von der intellectuellen Seite zu abstrahiren. Ohnehin wird Niemand der Pflanze Denkvermögen, intellectuelle Fähigkeiten zuschreiben wollen. Man hat aber die Verhältnisse des Pflanzenlebens hierbei einstweilen ganz außer Acht zu lassen. Es kommt auf Ableitung und Begründung eines allgemeinsten Gesichtspunktes und seine folgerichtige Anwendung an.

Nur dadurch, scheint mir, läßt sich dem Spiel mit Worten, das auf dem Gebiet der Seelenfrage eingerissen, worüber auch Virchow in seiner Rede auf der Münchener Naturforscherversammlung Klage führte*), steuern. Einen

*) Die bezügliche Stelle aus der Virchow'schen Rede lautet: „Wenn Jemand durchaus das geistige Geschehen in Zusammenhang mit den Vorgängen der übrigen Welt bringen will, so kommt er nothwendig dahin, daß er zuerst die psychischen Erscheinungen, wie sie sich bei dem Menschen und den höchst organisirten Wirbelthieren finden, auf die niederen und immer niedrigeren Thiere überträgt; sodann bekommt auch die Pflanze ihre Seele; weiterhin empfindet und denkt die Zelle, und endlich finden sich die Uebergänge bis zu den chemischen Atomen, die einander hassen oder lieben, die sich suchen oder auseinanderfliehen. Das ist Alles sehr schön und vortrefflich und mag schließlich auch wahr sein. Es kann sein. Aber haben wir denn wirklich das Bedürfniß, liegt irgend ein positives, wissenschaftliches Bedürfniß vor, das Gebiet der geistigen Vorgänge über den Kreis derjenigen Körper hinaus auszudehnen, in und an denen wir sie sich wirklich darstellen sehen? Ich habe nichts dagegen, daß Kohlenstoffatome auch Geist haben, oder daß

Digitized by Google

Menſchen z. B., der nach der intellectuellen Seite hin ſich nicht über den Nullpunkt erhebt, werden wir gleichwohl nicht für unbeſeelt ausgeben, ſolange das Empfindungsleben in ihm vorhält. Nicht das Beſeeltſein im Allgemeinen, nur etwa die „volle Menſchenſeele", worunter wir dann wieder das intellectuelle Princip miteinbegreifen (ebenſo wie wenn wir von „Weltgeiſt", „Weltſeele" ſprechen), würden wir ihm abſprechen. In der vorliegenden Frage handelt es ſich aber nicht um die „volle Menſchenſeele", alſo um einen erweiterten Ausdruck des Seelenlebens im Sinn des unverſtümmelten Menſchenweſens, ſondern um das Beſeeltſein im Allgemeinen.

Die Selbſtgewißheit, daß wir in dieſem allgemeinen Sinn beſeelte Weſen ſind, erwirbt der Menſch dadurch, daß er ſich als empfindend weiß, und dieſer innere Vorgang, dies ſich-empfindend-Wiſſen d. h. ſeiner allgemeinſten Bedeutung nach: ein Empfinden mit Beziehung auf ein Ich, iſt ebenſo wie die Urſprungsſtelle ſo der grundzüglich weſentliche Inhalt deſſen, was in dem Wort „Seele" die Ausprägung erhalten hat. Wir werden das Prädicat „beſeelt"

ſie Geiſt in der Verbindung mit der Plaſtidul-Genoſſenſchaft bekommen, allein ich weiß nicht, an was ich das erkennen ſoll. Es iſt ein bloßes Spiel mit Worten. Wenn ich Anziehung und Abſtoßung für geiſtige Erſcheinungen, für pſychiſche Phänomene erkläre, dann werfe ich einfach die Pſyche zum Fenſter hinaus, dann hört die Pſyche auf, Pſyche zu ſein."

Dieſe Bemerkung richtet ihre Spitze offenbar treffender gegen die Vertreter einer Kohlenſtoffſeele und die geiſtesverwandten Theoretiker, als gegen Fechner. Denn man wird Dieſem wohl ſeine Seelen-Definition beſtreiten können (wie ich dies in dem Folgenden thue), es wird ſich aber nicht behaupten laſſen, daß er nicht pſychiſche Erkennungszeichen zu fixiren ſucht und davon auf die Pflanze in ſcharfſinniger Weiſe die Anwendung macht. Seine „Zeichen zum Seelen-Daſein" enthalten für denjenigen, der an ſeiner Seelen-Definition keinen Anſtoß nimmt, den genauen Leitfaden, woran zu erkennen, ob auf eine Seele zu ſchließen iſt.

Digitized by Google

daher (außer uns selbst) auch allen den Wesen zuerkennen, aber auch nur solchen, die sich darüber ausweisen können, daß dieser innere Vorgang in ihnen zu Stande kommt.

Wie sollen wir aber darüber zur Gewißheit oder zu einer bis zur Gewißheit gesteigerten Wahrscheinlichkeit kommen? Die nächste Frage, die sich zur Erledigung aufdrängt, ist: was erleben wir in der Empfindung? Wie überall, wo wir mit unseren Fragen vor dem: was ist das, was ist, halten, bleibt hier die Antwort, welche die exacte Forschung zu gewähren vermag, dunkel und unvollständig. Sie erhellt sich erst, wenn wir an Stelle des was das wie setzen, wobei uns gegenwärtig denn eine große Menge Daten zur Verfügung gestellt werden, die indessen für den vorliegenden Zweck der Untersuchung ebenfalls nicht entscheidend sind. Aber wir übersehen zwei Momente, die das Durchlaufen der Empfindungsbahn gewissermaßen in zwei große Haupttheile abstecken. Das erste Moment bildet das Herantreten einer äußeren Veranlassung, welcher Art und wie vermittelt dieselbe auch immer erfolge, und die folgeweise eintretenden, physiologisch gegenwärtig mehr oder minder genau ermittelten und berechneten Vorgänge in den gereizten Nerven und die sich weiter daran anknüpfenden Wirkungen; das zweite ist natürlich nur die Fortführung des ersten, enthält aber als charakteristisches Moment: die Beziehung auf das Ich. In diesen zwei Momenten vollendet sich das Erlebniß, welches der Mensch als Empfindung sein eigen nennt. Der Mensch vergewissert sich dann aber auch über Unterbrechungen in diesem Erlebniß. Ich nehme den einfachsten Fall. Jemand erhält eine Verwundung, bemerkt dieselbe aber erst nach geraumer Zeit an der lebhaft auftretenden Schmerzempfindung.

Digitized by Google

Dieſe war vorher nicht zu ſeiner Perception gelangt, da er anderweit völlig in Anſpruch genommen war. Von den vorher erwähnten Momenten der Empfindung war das *erſte* vorhanden geweſen; das Herantreten der *äußeren Veranlaſſung* und die Einwirkung derſelben, ſowie die dadurch geſetzte Veränderung in dem Verhalten der betroffenen Nervenpartie. Letztere aber nur ſoweit, ſei dies nun quantitativ oder qualitativ zu verſtehen, daß das zweite, die Beziehung auf das Ich enthaltende, Moment nicht zur Verwirklichung gelangte. Man kann dieſen erſten Theil im Durchlaufen der Empfindungsbahn auch als das primäre Stadium der Empfindung, den zweiten als das ſecundäre anſehen, wobei man alſo auch dieſen erſten Theil ſchon der Empfindung (eben als ihr primäres Stadium) zurechnet. Mir erſcheint das logiſch richtiger als die Bezeichnung: „Nervenerregung“, welcher die Phyſiologen für den gleichen Vorgang den Vorzug geben. So ſagt Profeſſor W. Preyer in einer Abhandlung: „über Empfindungen“: „Der Unterſchied der Nervenerregung von der Empfindung beſteht darin, daß bei letzterer die Aufmerkſamkeit thätig iſt, bei erſterer nicht. Im Uebrigen iſt der Vorgang bei beiden gleich“ und vorher: „Kein Reiz wird vollſtändig empfunden, wenn man ihm nicht volle Aufmerkſamkeit zu Theil werden läßt. Iſt der Reiz ſtark, ſo lenkt er ohne Weiteres die Aufmerkſamkeit auf ſich, iſt er ſchwach, ſo kommt er nicht ohne eine Anſtrengung, nicht ohne Willensthätigkeit zur Empfindung. Jedes geſprochene Wort wird bis in das Centralorgan im Gehirn fortgeleitet, empfunden wird es aber erſt, wenn es dort eine angemeſſene Aufnahme findet, d. h. wenn die Aufmerkſamkeit auf das zu hörende Wort gerichtet war. War ſie anders beſchäftigt, ſo werden die Töne der Worte nicht

Digitized by Google

empfunden. Es findet dann nur eine Nervenerregung ſtatt.“ Der Ausdruck „Nervenerregung“ für das primäre Stadium der Empfindung ſcheint mir deshalb ſo übel gewählt, weil wir uns dadurch außer Stand ſetzen, das analoge Verhalten bei den Polypen und anderen niederen Thieren ohne Nervenſyſtem paſſend zu bezeichnen. *Empfindet* der Polyp? Er zeigt wenigſtens große Empfänglichkeit für verſchiedene Reize, geht dem Lichte nach, der Armpolyp zieht ſich bei Berührung zu einem kleinen Klümpchen zuſammen, er bewährt Unterſcheidungsgabe, äußert lebhafte und entſchiedene Bewegungen ꝛc. — alles Symptome, *die* man als Anzeichen eines Empfindungslebens zu betrachten geneigt und gewohnt iſt. Jedenfalls wird die Polypen-Empfindung, *wenn* hier überhaupt ein Unterſchied zu ziehen iſt, ſich am meiſten in *dem* Theil der Empfindung, der in das Bewußtſein fällt, von der Empfindung des Menſchen und der höheren Thiere unterſcheiden. Seine Empfindung wird dumpfer, trüber, verſchleierter ſein. Am ähnlichſten wird der Empfindungsvorgang ſich in dem primären Stadium dem der höher organiſirter Thiere verhalten. Die Differenz liegt am Ende, die Analogie am Anfang, wenn auch eine Analogie, die eben, weil ſie ſich ohne Nerven vollzieht, von vornherein nicht als Gleichheit in der Form aufgefaßt werden darf. Aber grade um dieſer gleichwohl vorhandenen und von keiner Seite geleugneten Analogie gerecht zu werden, ſcheint es beſſer den Ausdruck „Nervenerregung“ für die allgemeine Bezeichnung eines Vorgangs, der ſich in ähnlicher Weiſe bei den Polypen und verwandten Thieren findet, bei dieſen aber ohne Nerven zu Stande kommt, ganz fallen zu laſſen.

Das primäre Stadium der Empfindung läßt ſich auch als *unvollendete* Empfindung bezeichnen, inſofern es immer

Digitized by Google

nur als einen Theil derjenigen stofflichen Processe umfassend gedacht wird, die in ihrer Ganzheit und bis in ihre letzte Consequenz fortgeführt den Empfindungsbesitz, die Empfindung als solche vollenden. Da andererseits die unvollendete Empfindung aber dadurch charakterisirt sein soll, daß in ihr die Beziehung auf das Ich nicht zur Verwirklichung gelangt, so ist sie als unvollendete Empfindung auch die unbewußte Empfindung. Und diese ist es, die meines Erachtens für die Pflanze als ein ihr Eigenthümliches reclamirt werden darf.

Freilich hat der Ausdruck: „unbewußte Empfindung" sich sofort gegen Anfechtungen zu wehren. Er soll nach der gewöhnlichen Annahme eine contradicto in adjecto enthalten.

Wenn ich sage: „ich empfinde" — wird dagegen eingewandt — so heißt das doch nichts anderes als: „ich bin mir einer Empfindung bewußt." Die Empfindung ist eo ipso an das Criterium des Bewußtseins gebunden, nicht von ihr loszulösen und die Bezeichnung unbewußte Empfindung ist daher nicht dem zu bezeichnenden Verhältniß angepaßt, sondern hebt dasselbe vielmehr auf. Diese Argumentation nun scheint mir nicht recht beweiskräftig und bindend. Die Frage, um die es sich dreht, spitzt sich schließlich dahin zu: Haben wir das Empfinden seiner Totalität nach als einen Bewußtseinsvorgang aufzufassen, — nun dann ist es natürlich unlogisch und unstatthaft, von einer unbewußten Empfindung zu reden, weil dieselbe dann ganz in das Bewußtsein fallen muß. Haben wir sie aber als einen Vorgang sui generis aufzufassen, der in das Bewußtsein gewissermaßen nur hineinragt, im Bewußtsein sich vollendet, so ist es auch nicht unlogisch von einer unvollendeten resp. unbewußten Empfindung zu reden. Nun können wir aber, ohne Verwirrung

Digitized by Google

anzurichten, Bewußtsein und Empfindung doch nicht ohne Weiteres identisch setzen. Ich bin mir z. B. einer Vorstellung bewußt, — hat das irgend etwas direct mit einer Empfindung zu thun? Durchaus nicht; ich kann die Gebiete ganz gesondert halten. Folglich können wir das Empfinden auch nicht als ein Bewußtseinsmoment behandeln, sondern wir treffen, wie mir scheint, den Sachverhalt schärfer, wenn wir sagen, daß die Empfindung im Bewußtsein sich vollendet, d. h. derselbe stoffliche Vorgang, der mit der äußeren Veranlassung, der Erregung der empfindenden Nervenfaser beginnt, dann verschiedene Stadien der Empfindungsbahn durchläuft, erlebt schließlich, wenn nicht unterbrochen und aufgehalten, in einer letzten stofflichen Veränderung seine Vollendung, und indem er seine Vollendung erlebt, wird er mir als Empfindung bewußt, tritt er, wie man zu sagen pflegt, ins Bewußtsein.

Es liegt ja allerdings, wie nicht zu leugnen, ein gewisser täuschender Schein auf der Annahme, daß unbewußte Empfindung eine unlogische Bezeichnung sei. Ich empfinde heißt allerdings so viel als: ich bin mir einer Empfindung bewußt, nur daß das „bewußt", um mich so auszudrücken, alsdann in dem „Ich" steckt und nicht in dem „empfinde". Man sagt freilich nicht, in dem Augenblick, wo die Empfindung sich vollendet: „jetzt habe ich eine „gewußte oder bewußte Empfindung", weil Ich eben der Wissende ist und diese Beziehung durch das Ich also schon genügend ausgedrückt ist, aber objectiv wäre gegen die Bezeichnung nichts einzuwenden.

Ist aber das Ganze schließlich nicht ein müssiger Wortstreit? Ob ich sage: es sei eine unbewußte Empfindung zu Stande gekommen, oder es sei eben keine Empfindung zu

Digitized by Google

Stande gekommen, daran liegt doch nicht viel. Daran liegt, für sich betrachtet, allerdings nur wenig, aber daran liegt etwas und zwar, wie mir scheint, viel, daß ich eine viel klarere Eintheilung und die breite Basis gewinne, auf welcher sich die große Stufenleiter alles Lebendigen vom Unbeseelten bis zum Höchstbeseelten (soweit unsere Erfahrung, nicht soweit eine ahnende Vermuthung reicht, also bis zum Menschen) nun ohne Zwang aufbauen läßt. Für alles Leben gilt nun die gemeinsame Kategorie des Empfindens (darunter denjenigen Proceß in jedem Theil seiner Bahn begriffen, der im Menschen und den höheren Thieren mit der Erregung der Nervenfaser mit der bloßen Reizung beginnt und mit der sich bewußt werdenden Empfindung abschließt, während er in den niederen Thierformen (Polypen und abwärts) ohne Nervenleitung und eventuell ohne Fortentwicklung bis zur vollendeten Empfindung zu Stande kommt, für alles Beseelte gilt die Kategorie der vollendeten Empfindung. Empfindungslos ist doppelseitig, insofern es entweder nur die Negation der vollendeten Empfindung bedeuten kann, wobei dem so prädicirten Object aber noch das Empfinden in seinem primären Stadium eigen bleibt (relativ empfindungslos) oder insofern es die Negation des ganzen Empfindens bedeutet (absolut empfindungslos). In dem ersten Sinn ist es auf die Pflanze, eventuell Pflanzenthiere, in dem zweiten auf Steine ꝛc. anwendbar.

Ich habe oben Fechner citirt, wie er als Repräsentanten der Empfindungslosigkeit nur die Körper des unorganischen Reiches, Krystalle, Steine u. s. w. gelten lassen will und dabei den Ausspruch thut: „was nun noch außerdem für ein empfindungsloser Zustand von der Pflanze repräsentirt werden soll, ist nicht abzusehen.“ Die obige Entwicklung ver-

Digitized by Google

sucht darauf eine Antwort zu geben. Die Steine u. s. w. repräsentiren die absolute Empfindungslosigkeit, die Pflanzen nur eine relative, insofern ihnen die unvollendete Empfindung in dem angegebenen Sinne zukommt. An Stelle des von Fechner gegebenen würde ich das Schema also so darstellen:

Beseelt.		Unbeseelt.	
Mensch.	Thier.	Pflanze.	Stein.
Empfindung bei höchster Intellectual-Entwicklung.	Empfindung bei niederer Intellectual-Entwicklung.	Relativ empfindungslos. (Unvollendete Empfindung.)	Absolut empfindungslos.

Die Ausdehnung des Empfindens in dem erläuterten Sinn und also in gradueller Steigerung bis zu ihrer Vollendung über das ganze Reich des Lebendigen ermöglicht es, den allmählichen Uebergang vom Unbeseelten zum Beseelten innerhalb dieses Reiches, wie er sich in den Uebergangsformen des sogenannten Zwischenreichs darzustellen scheint, viel deutlicher zu formuliren, als wenn ich alles Empfinden außerhalb des Bewußtseins als nicht vorhanden streichen zu müssen glaube. Für diesen letzteren Standpunkt ergiebt sich die Consequenz in der That so, wie sie in den folgenden Bemerkungen eines ausgezeichneten Physiologen, mit dem ich einmal über diesen Gegenstand debattirte, enthalten ist: „Ist also Empfindung eo ipso an das Kriterium des Bewußtseins gebunden, so kann ich mit Sicherheit nur von mir selbst sagen, daß ich empfinde und dies höchstens auch noch von anderen Menschen annehmen, mit Wahrscheinlichkeit kann ich es behaupten von Thieren, welche eine ähnliche Organisation (Nerven, Ganglien) haben und deren Benehmen gegen schmerzhafte Eindrücke u. a. m. den Eindruck des Empfindens macht. Bei niederen Thieren wird die Antwort auf die Frage schon sehr schwer und bei der Pflanze und dem Stein wird sie

Digitized by Google

unmöglich, d. h. ich habe eben so wenig Anhaltpunkte die Frage zu verneinen als zu bejahen, und sehe gar keine Möglichkeit, mich für oder gegen zu entscheiden." Man wird zugeben müssen, daß dieses Resultat nicht grade sehr befriedigend ist und wenig Anhalt für eine Eintheilung auch nur in der Theorie gewährt. Lasse ich das Empfinden hingegen mit der Reizung beginnen und in allmähliger Steigerung da ins Beseelte übergehen, wo ein Organisationsverhältniß zu Stande kommt, welche in das Empfinden die Beziehung auf ein Ich hinträgt, so habe ich das Schema einer Scala, die sämmtliche Organisationsstufen umfassen kann. Sie stellt sich unter dem Bilde einer aufsteigende Linie des Empfindens dar, an deren niederstem Ende das Pflanzenreich steht, — die Eintheilung der Pflanzen-Arten in eine bestimmte Reihenfolge vorbehalten — deren Mitte die Pflanzenthiere einnehmen mit erwachendem Seelenleben, d. h. mit quantitativ und qualitativ soweit gesteigerten Organisations-Verhältnissen, daß eine Empfindungs-Beziehung auf das Ich, erst schwach und undeutlich, dann stärker und heller, sich zu regen und Fuß zu fassen beginnt, die im weiteren Verlauf die höheren Thiere umfaßt und deren letztes Ende der Mensch mit vollendetem und hellbewußtem Empfindungsleben einnimmt.

Was macht es uns aber zur Gewißheit wahrscheinlich, daß den Pflauzen nur eine unvollendete Empfindung in dem angegebenen Sinn zukommt? Was wissen wir von ihrem intimsten Leben und Weben? Wäre es nicht doch am Ende möglich, daß ihnen ein Empfinden mit Beziehung auf ein Ich beiwohnte, daß wir sie demnach zum beseelten Theil der Schöpfung rechnen könnten, da die vielen sinnvollen und bedeutsamen Argumente, auf die Fechner mit seiner

Digitized by Google

Beobachtung hingewiesen, doch sicherlich auch erheblich ins Gewicht fallen und uns einer solchen Entscheidung geneigt machen müssen? Hierauf, scheint mir, ist Folgendes zu erwiedern. Wie wenig wir über das eigentliche Wesen der Empfindung auszusprechen im Stande sind, so können wir doch soviel sagen, daß jede vollendete Empfindung bei einer gewissen, dem Grad nach unbestimmt zu lassenden Steigerung der Ausdehnung oder Wiederholung in Lust oder Schmerz umschlägt oder mit anderen Worten, daß nur das als vollendete Empfindung gerechnet werden darf, was sich bei einer gewissen Steigerung der Ausdehnung oder Wiederholung mit Lust- oder Schmerzgefühlen verbindet. Das Vorhandensein von Lust und Schmerz bildet also das eigentliche Kriterium für oder deckt sich mit dem Vorhandensein der vollendeten Empfindung resp. des Beseeltseins. Das Vorhandensein von Lust und Schmerz können wir direkt nicht messen, wir messen es aber an ihren unfehlbar eintretenden Aeußerungen. Ueber diese unfehlbare Verbindung von Lust und Schmerz im Menschen mit irgend welchen Aeußerungen besitzt der Mensch Selbstgewißheit, da er fühlt, daß er die aus seinem Innersten emporquellenden Schmerz- oder Lustzeichen nur durch eine gewaltsame Anstrengung und oft auch dann nur mit halbem Erfolg zurückdrängen kann. Nach dem unvermeidlichen Analogie-Schluß, auf den er sich überall hingewiesen findet, bejaht er also das Vorhandensein von Lust und Schmerz, wo ihm Aeußerungen derselben entgegentreten, er verneint sie, — und damit das Beseeltsein, das Seelenleben, die Seele — wo sie ihm gänzlich zu fehlen scheinen. Dieser Schluß ist garnicht zu umgehen und alle geistvolle Dialektik Fechner's vermag in meinen Augen nichts gegen die einfache, aber umstürzende Thatsache, daß keine Pflanze

Digitized by Google

je ein dem Menſchen verſtändliches, unzweideutiges Zeichen von Luſt oder Schmerz gegeben hat, daß dem Thier aber dieſe Fähigkeit beiwohnt. Wird hiergegen eingewendet, daß doch auch Pflanzen Leid und Freude auszudrücken ſcheinen, indem ſie z. B. bei Beeinträchtigung ihrer Lebensbedingungen Kopf und Blätter hängen laſſen, in der Farbe erbleichen, während ſie bei ungeſtörtem Wohlbefinden ſich aufrichten u. dgl., ſo iſt darauf zu erwiedern, daß dies doch ſelbſt in der günſtigſten Auslegung nur flüchtige, zweideutige Aehnlichkeiten und Anklänge an das Verhalten des Menſchen und der höheren Thiere bei Luſt und Schmerz darſtellt, während, um den Schluß auf ein Beſeeltſein zu rechtfertigen, unzweideutige Zeichen von Luſt oder Schmerz erforderlich ſind. Wird andererſeits darauf hingewieſen, daß ſolche unzweideutigen Zeichen eben auch nur bei den hochentwickelten Thieren deutlich wahrnehmbar ſind, während ſie bei den niederen Thieren (ſelbſt noch abgeſehen von den Pflanzenthieren) ſchon undeutlich und zweifelhaft werden, ſo daß das Beſeeltſein — nach dieſem Maßſtab gemeſſen — auch bei dieſen ſchon in Zweifel geriethe, ſo iſt das zwar als richtig anzuerkennen, aber doch auch wieder daran zu erinnern, daß den niederen Thieren (im Vergleich zu den Pflanzen) das bei der Beurtheilung zu Gute kommt, daß ſie einem größeren Ganzen, dem Thierreich, angehören, von dem wenigſtens einige Arten unzweideutige, verſtändliche Zeichen von Luſt und Schmerz zu geben im Stande ſind, während im Pflanzenreich keine einzige Art dies zu leiſten vermag. Abgeſehen noch von der Analogie der Organiſation in Bezug auf Nerven u. ſ. w. wird man alſo doch immer ſchon aus dieſem Geſichtspunkt ein Recht entnehmem dürfen bei den Thieren für, bei den Pflanzen gegen Beſeelung zu

Digitized by Google

ſtimmen, die Zwiſchenſtufen aber als erwachendes resp. erlöſchendes Seelenleben aufzufaſſen.*)

Der Fehler, den in meinen Augen Fechner begeht, beſteht alſo darin, daß er zwar den richtigen Ausgangspunkt in der ganzen Frage nimmt, nämlich unmittelbare Selbſtgewißheit des Menſchen in Betreff ſeiner eigenen Beſeelung als Erfahrungsgrundlage, dann aber dieſe Erfahrungsgrundlage auf ihren genauen Inhalt, ihre eigentliche Meinung nicht weiter anſieht, ſondern ſeine eigene Definition der Seele in dieſelbe unterbringt, ſo daß dieſe nun ebenfalls als unmittelbare Selbſtgewißheit erſcheint, was ſie doch keineswegs iſt. Daß der Menſch ſich beſeelt weiß, iſt zunächſt etwas Leeres, hat nur formelle Bedeutung, wenn nicht hinzugenommen wird, als was er ſich beſeelt weiß, in welchem Sinn, welche Meinung und Bedeutung er in dieſem Beſeeltwiſſen ausſpricht. Darauf richtet Fechner ſeine Unterſuchung aber nicht. Dadurch giebt er die Erfahrungsgrundlage, kaum daß er ſie betreten, in ihrer vollen Bedeutung wieder auf. Er erzeugt nicht aus ihr, ſondern pfropft ein anderes Reis auf ſie. Was er unter Seele verſtehen zu müſſen glaubte,

*) Noch charakteriſtiſcher und erkenntlicher als diejenigen Zeichen des Seelenlebens, die ſich als Schmerz- und Luſtäußerungen zu erkennen geben, ſind ſolche, welche ein Erſchrecken, eine Furchtbezeugung kundgeben. Wer hat je eine Pflanze zuſammenfahren oder irgend ein Zeichen des Aufmerkens auf eine Bedrohung kundgeben ſehen, wie dies bei ſehr kleinen Thieren, bei denen Schmerz- und Luſtäußerungen ſchon verwiſcht erſcheinen, bei plötzlichen Geräuſchen u. dgl. noch zu verfolgen iſt. Hier fehlt auf Seiten der Pflanze jede Analogie. Die Furcht drückt aber ſtets einen Vorgang aus, in welchem die Beziehung auf ein Ich zur Verwirklichung gelangt iſt, wir ſehen alſo auch hier die Thierwelt in dies Gebiet (der vollendeten Empfindung) eintreten, die Pflanzenwelt dagegen vor der Schwelle deſſelben (auf dem Gebiet der unvollendeten oder unbewußten Empfindung) verharren.

Digitized by Google

ſtand von vornherein bei ihm feſt und entſprach dem Bedürfniß, ſeine Natur- und Weltbetrachtung harmoniſch abzuſchließen, es iſt aber nicht aus dem von ihm ſelbſt gewählten zweifelloſen Ausgangspunkt, der Sicherheit des Menſchen in Betreff der Thatſache ſeiner eignen Beſeelung, entwickelt.

Aber wenden wir uns zu Fechner's eigentlicher Theoſophie, die auch ohne die Pflanzenſeele ihre originale Bedeutung, ihren ſelbſtſtändigen Werth behält. Ich werde in dem Nachfolgenden verſuchen, das Wichtigſte derſelben anzudeuten, ſo gut ſich das in einigen zuſammengedrängten Sätzen thun läßt. Als die Fundamente, die ſchon feſt und heilſam daſtehen und deren Feſtigkeit Fechner ſeinerſeits nur noch zu verſtärken verſuchen will, bezeichnet er: „es lebt ein einiger Gott und was beſteht, beſteht durch Gott; es beſteht ein jenſeitig Leben, des diesſeitigen Lebens Strafe, Lohn und höhere Stufe; es beſteht eine heilige Weltordnung im Sinn eines endlichen Sieges des Guten über das Böſe." Fechner will dieſe Annahme durch die Erfahrung verſtärken, weil er, wie ſchon erwähnt, davon ausgeht, daß Alles, was wirklich iſt, ſeine Wirklichkeit durch Erfahrbarkeit beweiſen müſſe und dies auch auf die Gegenſtände des Glaubens als die höchſten, größten, allgemeinſten Wirklichkeiten Anwendung finde. Wenn ihm von theologiſcher Seite entgegengehalten wird, daß darin ein principieller Irrthum ſtecke, daß man mittelſt Inductionen, Deductionen, Analogien wohl vom Endlichen auf das Endliche, aber nie vom Endlichen auf das Unendliche ſchließen könne, ſo will er eben das nicht gelten laſſen. Eine unendliche grade Linie ſei an Größe zwar unvergleichbar, ſonſt aber habe ſie doch die vollen Kennzeichen jeder graden Linie. Und ebenſo in Betreff des Geiſtigen. „Kann der Geiſt, der ein Hauch von Gottes

Digitized by Google

Geiste ist, ganz unvergleichbar damit sein; und werden wir von dem Winde gar nichts aussagen dürfen, was von dem Hauche gilt?" „Man stellt, sagt Fechner weiter, das Unendliche der Endlichkeit gegenüber, darüber, jenseits, außerhalb u. s. w., und doch ist nur ein Verhältniß zwischen beiden denkbar, nämlich daß das Endliche des Unendlichen Inhalt ist. Nicht unerfaßlich also ist das Unendliche, vielmehr an unzähligen Handhaben der Endlichkeit faßlich, nur unumfaßlich ist es. Der Gott der heutigen Meinung ist ein unendlicher Geist ohne die Charaktere der Unendlichkeit und des Geistes. Unendlich ist er, doch hat er die Endlichkeiten neben sich; ein Geist ist er, doch unveränderlich und zeitlos wie kein Geist; er lebt und webt in uns und wir in ihm, doch thut er es uns und wir es ihm gegenüber. Wo das Unendliche seinen Inhalt in dem Endlichen einbüßt, wird es zur leeren Höhlung, ja zum leeren Wort und ebenso zerbröckelt das Endliche. Hingegen wo das Unendliche das gesammte Endliche zum Inhalt hat, da ergiebt sich von selbst, daß, indem alles Endliche eines Unendlichen Inhalt ist, es nicht in Vereinzelung besteht noch Macht hat zu bestehen; daß es zwar selber etwas ist, doch einem höheren Bestande, einer höheren Macht stets untergeordnet bleibt nach Seiten seines Stoffes, seiner Fügung, seiner Kraft, seiner Freiheit."

Wie soll nun aber die im Endlichen sich bewegende Erfahrung für das Unendliche verwerthet werden? Fechner stellt das folgende Princip auf: es gilt vom möglichst großen Kreis des Erfahrungsmäßigen auszugehen, um durch Verallgemeinerung, Erweiterung und Steigerung der Gesichtspunkte, die sich hier ergeben, zur Ansicht dessen zu gelangen, was darüber hinaus in den anderen, weiteren und höheren Gebieten der Existenz gilt, an die wegen ihrer Ferne oder

Digitized by Google

Höhe unsere Erfahrung nicht reicht. Die Verallgemeinerung und Steigerung ist dabei nur in dem Sinn und der Richtung vorzunehmen, die schon innerhalb des Erfahrbaren selbst angeschlagen ist. Damit — meint Fechner — „werden wir zwar nicht zu einem unveränderlichen, zeitlosen, über allen Raum erhabenen Gott gelangen, aber zu einem solchen, der alle Veränderung, alle Zeit, allen Raum im selben Sinne einschließt wie unser Geist Veränderung, Zeit, Raum als Formen seines Denkens, Wissens, seiner ganzen Habe von den Dingen einschließt. Was wir in diesen Formen von den Dingen haben, das sind uns die Dinge; was Gott in diesen Formen von den Dingen hat, das sind die Dinge."

Die nähere Anwendung dieses Princips der Erweiterung und Steigerung macht Fechner gleich darauf in folgender Weise. Er erinnert daran, wie in der ganzen Natur der höhere Geist stets von einem höher entwickelten Organismus getragen werde und ihn so zu sagen mit sich höher emportrage. So werde denn der weiteste und höchste Geist von dem weitesten und höchst entwickelten Organismus getragen werden; das sei die Welt selbst, nicht die unorganische, sondern die ganze, mit dem Ursprung und allen Geschichten und Geschicken der Völker. Und weiter: blicken wir hinein in uns, so finden wir: mein Auge sieht nichts von dem, was mein Ohr hört und umgekehrt, jeder Sinn ist gegen den anderen abgeschlossen, doch alle gemeinsam aufgeschlossen gegen meinen ganzen Geist. Er weiß zugleich um Alles, was Aug' und Ohr und alle anderen Sinne in mir einzeln wissen. Und so in derselben Richtung weiter gesteigert, gestaltet sich uns auch das Verhältniß Gottes zu den übrigen Geistern, die alle gemeinsam gegen ihn aufgeschlossen sein werden. „Er wird zugleich um

Digitized by Google

Alles wissen, was sie einzeln wissen und noch mit unendlich höheren Beziehungen darüber greifen."

„Oder glauben wir noch nicht an Gott?" — schaltet Fechner hier ein und er verweist auf sein Princip „zur Unterstützung und Ergänzung, wenn die anderen Principe ihre Kraft versagen sollten". Was uns an die Seele unserer Nebenmenschen und an die Seele des Wurmes glauben läßt, kann uns in rechter Erweiterung und Steigerung an die Seele des Ganzen, dessen Sprossen und Theile wir alle sind, glauben lassen."

In dem Nächstfolgenden eröffnet sich die Aussicht auf ein Jenseits. Das Princip der Erweiterung und Steigerung des erfahrungsmäßig Gegebenen dient auch hier als Handhabe — nur daß freilich manchmal schon ein ziemlich kühner Griff dazu gehört, um die Handhabe zu packen. So ergiebt die Thatsache, daß der Mensch im Lauf der Jahre seinen Leib wechselt und von einer Lebensstufe auf die andere steigt, in Erweiterung und Steigerung die Aussicht, daß der Tod nur ein rascherer Wechsel des Leibes und das schnelle Ersteigen einer neuen Lebensstufe sei — die Thatsache, daß die Seele das bewußte Princip und Band eines Kreises von körperlichen Thätigkeiten ist, die steigen und sinken, sich ausbreiten und da und dorthin wandern, ergiebt, erweitert und gesteigert die Aussicht, daß wie die Seele in dieser Weise schon diesseits in einem kleinen Theil des großen Ganzen wandert, sie im Tode nur in einen größeren Theil desselben hinüberwandern und fortan freier in demselben sich bewegen wird — die Thatsache, daß jeder Theil unseres Leibes — wenn's nicht zuviel auf einmal ist — zerstört werden kann, ohne unsere Seele zu zerstören, sofern der übrige Leib noch seine Mittel der Vertretung hat, eröffnet die Aussicht, daß auch bei Zerstörung unseres ganzen

Digitized by Google

Leibes unsere Seele nicht sterben, ja nicht leiden wird, indem der größere Leib, deß unser Leib ein Theil, wie unsere Seele ein Theil der Seele dieses Leibes, auch Mittel der Vertretung zu ihrer Erhaltung haben wird — die Thatsache endlich, daß wenn eine Empfindung, z. B. des Sehens, in uns aufhört, für die Empfindung die Erinnerung der Empfindung eintritt, sich mit den Erinnerungen anderer und früherer Bilder begegnet und an einem neuen höheren Reiche der Begriffe und Gedanken weben hilft, eröffnet die Aussicht, „daß auch, wenn unser ganzes Leibesbild erlischt und seine Stoffe, Säfte, Kräfte wieder in den großen Leib zerstieben, der sie erst hergegeben, ein Erinnerungsnachklang dieses Lebens in das Leben des Geistes eintreten wird, der zu unserm Leibe die Seele gegeben hat, und mit den Nachklängen aller andern und früher heimgegangenen Menschen, d. h. ihrer jenseitigen Seelen, das höhere Leben dieses Geistes wird weben helfen".

Aber das sind doch alles Hypothesen, — läßt Fechner hier sich einwerfen, — „du baueſt eine Hypotheſe auf die andere; deine Hypotheſe des Jenſeits auf die Hypotheſe, daß die Welt um uns der Leib eines Geiſtes und unſer Leib ein Theil von ſeinem Leibe und unſer Geiſt ein Theil von ſeinem Geiſte" und er antwortet: „So iſt es; nur daß die Geſammtheit dieſer Hypotheſen aus einem Princip fließt, was keine Hypotheſe. Daß ſie ſich aber wechſelſeitig untereinander ſtützen, vermindert nicht, ſondern vollendet ihren Halt."

Begleiten wir unſern Philoſophen noch eine kleine Strecke Wegs weiter. Wie ſtellt ſich unſere Freiheit und Selbſtſtändigkeit zu der Annahme, daß wir Theilweſen Gottes ſind? Fechner's Meinung erhellt vielleicht am beſten aus dem folgenden, von ihm gebrauchten Bilde. Er vergleicht Gott

Digitized by Google

mit der obersten Stufe einer Treppe und meint, man setze die oberste Stufe der Treppe gegenüber, wenn man den göttlichen Willen abgesondert dem geschöpflichen gegenüberstelle. Damit sie eine höchste sei, müsse sie vielmehr noch tiefere Stufen derselben Treppe unter sich haben. Die menschlichen Willen unter dem göttlichen Willen im göttlichen Geiste sind diese niederen Stufen. „Was unser Trieb gegen unseren unvergleichbar höheren Willen kann, wird unser Wille gegen Gottes unvergleichbar höheren Willen können, trotzdem daß er desselben Geistes ist. Hiermit hat aber unser Wille die Freiheit, die man für ihn außer Gott sucht, ebenso gut in ihm." Das Endresultat ergiebt: „Und also ist auch unser Wille, wenn er schon immer Gottes bleibt, doch nicht der Wille Gottes und Gottes Wille nicht der unsere, obschon der unsere wohl zu Gottes Willen stimmen kann und soll." Hiermit löst sich aber auch eine andere anscheinende Schwierigkeit. Denn ist unser Wille nicht der Wille Gottes, sondern etwas tief unter Gottes Willen Stehendes, so ist auch unsere Sünde nicht die Sünde Gottes, da Sünde eines Wesens Sache des Willens dieses Wesens ist. Also wird Gottes Heiligkeit auch nicht dadurch verletzt, daß er mit unseren Geistern auch unsere Sünden und Unvollkommenheiten in sich hat.

Besonders beachtenswerth ist endlich noch die Stellung der Fechner'schen Gottesauffassung zu dem positiven Uebel und Leiden in dieser Welt. „Das Uebel besteht; es geht umher wie ein brüllender Leue und es hilft nichts, die Ohren davor zu verstopfen und die Augen davor zu verschließen." Wie aber kam, trotz Gott, das Uebel in die Welt und diese ungeheure Arbeit, es erst wieder zu heben, zu tilgen, zu versöhnen?" Fechner eignet sich weiterhin alle die Einwendungen

Digitized by Google

an, die der gesunde Menschenverstand von jeher auf Grund eben des Bestandes der Menge von Leiden und Uebeln aller Art gegen die Annahme eines obersten allmächtigen, allweisen und allgütigen Lenkers der Dinge erhoben hat, er verwirft alle die bekannten Erklärungen des theologischen Scharfsinns über diese Materie als unzulänglich und unlogisch und begründet eben damit seine Ansicht, daß der allgemeine Grund des Uebels unabhängig zwar nicht von Gott, aber von seinem Willen besteht, sein Wille vielmehr nur die Tendenz, es immer mehr zu bessern verfolgt und daß er dazu eine schließlich Alles besiegende Gewalt hat, „nicht im Augenblick, nicht über jedes Uebel einzeln — vielmehr unendlich wie er ist, erst in der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit am ganzen Zusammenhang dessen, was darin ist". Fechner läßt also die Voraussetzung der bodenlosen Allmacht Gottes, wie er sich ausdrückt — fallen, um dem Dilemma, aus dem er sonst kein Entrinnen sieht, des Widerspruchs der Welt, wie sie einmal beschaffen ist, mit einem allgütigen und allmächtigen Lenker zu entgehen. Nun gestaltet sich ihm das ganze Bild der Weltordnung wesentlich anders, als es sich uns nach den gewöhnlichen theologischen Voraussetzungen darstellt. Gott leidet mit uns und Gott überwindet unser Leid und Uebel in sich. „Sind alle Geschöpfe in Gott, so fühlt Gott in sich das Uebel Aller, moralisches, physisches, es trage welchen Namen es immer will, darunter meins, und würde es als eigenes Uebel fühlen, wenn nicht seine Güte und Befriedigung eben in der zusammenhängenden Auflösung alles dessen, was er in unteren Gebieten seines Wesens als disharmonisch fühlt, bestände und sein darauf gerichtetes Trachten nicht die Gewißheit der Erfüllung in sich trüge. Er kann mein Uebel nicht gleich heben, er kann es auch

Digitized by Google

nicht einzeln heben, aber er kann es einstens heben, er kann es mit anderen durch die zusammenhängende Verwendung seiner Mittel endlich und er muß es endlich heben, denn sonst bleibt es seins. Einen festeren und zugleich stärkeren Trost giebt es nicht im schlimmsten Leiden und ich denke mancher Zeit, in der ich ihn gefunden." Daß aber dem Uebel in der Welt in der That nicht Sieg, nicht Beharren, sondern Unterliegen zubeschieden ist, auch das liest Fechner mit Zuversicht aus den Thatsachen der Natur wie aus denen der Geschichte. „Hat sich das Chaos doch schon in die Pracht des blauen Himmels, der leuchtenden Sterne, der blühenden Erde geklärt; die christlichen Ideen haben über das rohe Heidenthum gesiegt; die Torturen des Gerichts bestehen nicht mehr, vielleicht werden im Fortschritt der Dinge einst auch die Torturen der Natur gemildert werden oder aufhören. Blickt auf das Ganze und der Fortschritt ist doch sichtbar."

Ich unterbreche mich hier in dem Versuch, die Hauptgesichtspunkte der Fechner'schen Welt- und Gottesauffassung vorzuführen. Wer seine Lehre von der Beseelung der Gestirne im Einzelnen verfolgen will, hat den Zend-Avesta des Verfassers vorzunehmen; im Umriß findet er sie in der mehrerwähnten Schrift: „Ueber die Seelenfrage" vorgetragen. Diese Lehre bildet allerdings einen sehr charakteristischen und frappanten Bestandtheil des ganzen Systems, aber sie ist eben im Zusammenhang des Ganzen weniger barock als sie so losgerissen erscheint. Auch treten wesentlich dieselben Argumente der Analogie, der Ergänzung, der Abstufung u. s. w., die wir schon bei der Pflanzenseele kennen gelernt, auch hier wieder auf, nur natürlich in etwas anderer Wendung. Bei dem ersten Argument handelt es sich

wiederum um den Nachweis, daß die allgemeinen Zeichen der Seelenanlage sich auch bei der Erde — um bei dieser stehen zu bleiben — „nur in höherem und strengerem Sinne" wiederfinden, daß die Erde als ein Leib zu betrachten ist u. s. w. Grade hinsichtlich dieser für die Fechner'sche Auffassung natürlich entscheidenden Punkte ist seine Argumentation aber von einer complicirten Feinheit der Durchführung, daß sie, um zu ihrem Recht zu kommen, ihres hier nicht wiederzugebenden Details nicht entkleidet werden darf. Uebrigens liegt das Verhältniß bei der Pflanze und der Erde nicht ganz analog. Die Pflanze hat durchaus kein Nervensystem und Centralorgan. Von der Erde läßt sich auf Fechnerschem Standpunkt (da dasselbe unser Inbegriffensein in einen Geist der Erde einschließt) aber behaupten, daß dasselbe Gehirne und Nervensysteme in sich trägt, nämlich unsere. Die Nervenstränge, welche im Menschen dazu dienen, die Ganglienkugeln zu Ganglien und die Ganglien selber zu verbinden, ersetzt Fechner durch die Aetherschwingung oder vielmehr er stellt die Vermuthung (da das positive Wissen hier endet) auf, daß eben diese Aetherschwingung, „dieselbe die auch die Sonnen verbindet, und theils frei, theils an die Schwingungen des Wägbaren sich kettend, mit jedem Blicke, Worte, jeder Begegnung und Handlung zwischen Menschen hin und wieder geht aus dem einen Nervensystem in das andere, die Regung von Empfindung und Gedanken übertragend", das eigentlich Verbindende der Ganglienkugeln ist. Warum sollte sie denn nicht zwischen den Nervensystemen in einem größeren Systeme vermitteln können, was sie innerhalb des menschlichen vermittelt und trägt? Die Nervenstränge erscheinen Fechner nur wie Röcke, die von der beseelten Schwingung draußen abgelegt werden, um sich freier

Digitized by Google

zu bewegen. „Ist ein Mensch weniger beseelt, wenn er den Rock auszieht, um sich freier zu bewegen? .... Der Materialist ist der größte Mystiker, indem er an eine mystische Kraft glaubt, welcher die Aetherschwingung im Menschen zum Träger bewußter Empfindung befähigt, draußen nicht befähigt." Ebenso versucht Fechner, der Erde ein Centralorgan durch Vergleichung mit dem „Oberraum" derselben, in welchem sich das ganze bewußte Leben (Staat, Wissenschaft, Kunst, Handel u. s. w.) verhältnißmäßig noch viel enger und strenger wie beim Menschen zusammengezogen habe, nachzuweisen. So gelangen wir denn endlich zu einem gottbeseelten Gestirn, einem Geist der Erde, die als höhere Individualität unsere Individualität in sich begreift, während sie selbst wieder in Gott inbegriffen ist. Die Psychologie des Geistes kann in demselben Sinn wie unsere eigene Psychologie als Erfahrungslehre gefaßt werden, da unsere eignen Geister Theilwesen des höheren Geistes sind und der äußere Verkehr unserer Geister ein Theil des inneren Verkehrs des höheren Geistes ist.

Als den weitesten Schritt in der Fechner'schen Scala, die also von der eignen menschlichen Beseelung ausgehend über Thierseele, Pflanzenseele, Seele der Gestirne zur Weltseele gelangt, wird man geneigt sein, den letzten anzusehen, da bei „Welt" uns jede einheitliche gegenständliche Zusammenfassung, wie sie jeder einzelne Weltkörper noch repräsentirt, entschwindet. Wir stehen hier eben wieder an der Grenze unseres Vorstellungsvermögens, und es bliebe nur etwa übrig, um den Leib einer Weltseele zu schaffen, die Weltkörper als Theile desselben anzusehen, soweit diese unlängliche, aber uns unentbehrliche Formel hier noch anzuwenden ist. Daß Fechner selbst die Vorstellung eines Weltleibes nicht preiszugeben im Stande ist, geht schon aus dem folgenden Satz

Digitized by Google

hervor (Ueber die Seelenfrage, S. 191): „Nachdem es über den Weltkörpern keinen Körper mehr giebt, der eine Seele spiegelt, so giebt es doch noch die Welt darüber, die eine Seele über den Seelen aller ihrer Körper spiegelt; nur statt einer individuellen Seele neben individuellen Seelen eine einzige, die alle zugleich unter sich und in sich hat.“ Denn indem er von einer Welt redet, „die eine Seele spiegelt“, dies aber bisher immer auf das Verhältniß des Leibes zum Seelischen bezogen worden ist, werden wir unvermeidlich vor die Vorstellung eines Weltleibes geführt. Die Weltordnung, die sich aus allem Vorhergegangenen für unseren Denker ergiebt, ist aber so beschaffen, „wie sie der Voraussetzung eines guten Geistes, der die Welt nach Gesetzen in der Richtung auf Zwecke im Sinne von Ideen regiert“, entspricht, und damit ist also das charakteristische Moment jedes Theismus ungeschwächt und unversehrt aufrecht erhalten.

Wenn ein so geistvoller Denker wie Fechner seine Ansichten öffentlich vorträgt und dabei zu Behauptungen kommt, die wie seine Lehre von der Beseelung der Gestirne den Voraussetzungen des Zeitbewußtseins gradezu ins Gesicht schlagen, die denselben, flüchtig gemustert, einfach absurd erscheinen müssen, so theilt sich das Publikum gewöhnlich in zwei Hälften. Die eine begnügt sich damit, wie der erste Bediente im Wallenstein nach der astrologischen Auseinandersetzung des Seni auszurufen: „Der Narr!“ die andere, gutmüthiger und weniger rasch entschlossen, erwiedert wie der dritte Bediente: „Ei, laß ihn doch! Ich hör' ihm gerne zu, denn mancherlei doch denkt sich bei den Worten.“

Ich bin nun der Ansicht, daß mit diesem superioren Bedienten-Bewußtsein gar keine sonderliche Ehre einzulegen ist und eigne mir dasselbe daher nicht an. Dem Tiefsinn des

Digitized by Google

Weltalls gegenüber ist mir jeder tiefsinnige Erklärer willkommen, wenn er nur wirklichen, nicht gemachten, nicht wortspielenden, effecthaschenden, phrasenstelzenden Tiefsinn vorbringt und wenn er nicht zu denjenigen Naturen gehört, denen gewisse Probleme wie Wein zu Kopf steigen und die dann im Rausche Berauschtes denken. Fechner ist ein Denker von wirklichem Tiefsinn. Seine Weltauffassung bewährt dabei eine gewisse Sinnestreue, um mich so auszudrücken, und er darf ihr zum Ruhme nachsagen, wie er dies an einer Stelle mit einigem Selbstbewußtsein thut, daß sie weder mit Hegel das Göttliche in den Begriff verflüchtigt, noch mit Schelling es in unklare Mystik verhüllt, noch mit Herbart es in ein Heer von Punkten zerstäubt. Jedenfalls faßt er das Verhältniß der Materie, der Natur zum Geist so, daß er sie für eine immanente Bedingung seines Daseins hält, und damit ist er uns, wie weit er sich auch sonst in seinen Schlüssen versteigt, befreundeter und homogener als es diejenigen sind, welche die Materie gewissermaßen aus dem Geist herausfallen lassen oder dieselbe wie ein nachgeborenes Product des Geistes behandeln.*)

Ein Punkt in Fechner ist für eine gewisse naturwissenschaftliche Auffassung und die daraus abgeleiteten Folgerungen von besonderer Wichtigkeit, selbst wenn man von seiner Pflanzenseele ganz absieht. Seine Argumentationsweise, wenn man sie bündig findet oder ihr wenigstens eine gewisse Geltung zugesteht — rehabilitirt die Möglichkeit, die unge-

*) Oder auch als Durchgangsstufe des Geistes. So Herr von Hartmann in einem naturphilosophischen Elaborat (Geist und Natur. Gegenwart Nr. 12, 1877): „Vom Geist durch die Natur zum Geist. Die Natur ist bloße Durchgangsstufe, bloßes Mittel ohne selbstständige Bedeutung."

Digitized by Google

fähre Denkbarkeit einer Weltenseele, eines Weltengeistes, insofern sie derselben einen Zusammenhang mit der Körperwelt als Leib des Geistes rettet, einen Zusammenhang, der, unter dem Gesichtspunkt Fechner'scher Analogien und ihrer Auslegung betrachtet, die erfahrungsmäßige Grundlage anscheinend festhält, die uns nicht entschwinden darf, wenn wir uns nicht ganz ins Bodenlose verlieren sollen. Allein damit haben wir — immer unter der Voraussetzung, daß wir die Fechner'schen Analogien und ihre, wenn auch geistvollen, doch sehr kühnen Interpretationen überhaupt als berechtigt zulassen, was ihm von seinen naturwissenschaftlichen Gegnern eben bestritten wird — doch immer noch nichts weiter gewonnen als die hypothetische, zur Noth nun also denkbar gewordene Möglichkeit einer Weltseele. Damit diese die Züge im theistischen Sinne, wie Fechner ihn ganz richtig auslegt, also im Sinn „eines guten Geistes, der die Welt nach Gesetzen in der Richtung auf Zwecke im Sinne von Ideen regiert", annimmt — wie viele Zuthaten sind dazu erforderlich und wie vieles Unerhörte muthen uns dieselben zu. Oder ist nicht schon die Vorstellung eines obersten Geistwesens, das alles Uebel und Leid der Welt, das unabhängig zwar nicht von seinem Wesen, aber von seinem Willen besteht, in sich trägt, um dasselbe durch die zusammenhängende Verwendung seiner Mittel endlich und einstens zu heben, unsäglich schwer faßlich? Muthet sie mir nicht noch Unfaßlicheres zu, als wenn ich bei der Erscheinung des Lebens unmittelbar Halt mache, des Lebens, von dem ich alsdann annehmen muß, daß es sich selbst trägt, hält und hebt, ein unübersehbarer Werdeproceß, die Blüthe des Geistes aus seinem Schooß treibend, aus innerer Nothwendigkeit, dem Gesetz alles Lebens, bestehend, im Leben (womit der Grundtendenz nach die Ausscheidung

alles Fremdartigen und Widerstrebenden gesetzt ist) sich zu immer reineren Formen, den Bannerträgern kommender Jahrtausende, verklärend? Das Weltenräthsel löst ohnehin keine dieser Betrachtungsweisen, und so verrufen, ja so unberechtigt in einem gewissen Sinn der Begriff des Uebernatürlichen ist (nämlich wenn ich die Natur als Gesetzmäßigkeit und Gesetz-Gebundenheit fasse, im Uebernatürlichen also ein freithätiges, gesetzlich-ungebundenes Princip mir vergegenwärtige), so unvermeidlich ist in einem anderen Sinn der Begriff des Uebernatürlichen für den Menschen. Denn seine Fünf-Sinnes-Auffassung*) versagt ihm ja schon für die

*) Von der höheren Philosophie höflichst: das gemeine Bewußtsein genannt. Ich trete für die Fünf-Sinnes-Auffassung ein, weil sie schließlich doch die einzige ist, die mit dem alten Spruch: duce sensu philosophandum esse Ernst macht und weil nur diese Regel uns, wie mir scheint, vor gewissen tollhäuslerischen Phantasiesprüngen des sich selbst überlassenen Denkens bewahren kann. Allein ein Princip steht mir dabei in seiner weitesten Anwendung hoch und heilig, das der Wahrnehmung. Die Fünf-Sinnes-Auffassung sinkt in der That zum gemeinen Bewußtsein und zwar in der ganzen trivialen Bedeutung des Wortes herab, wenn sie von dem Princip der Wahrnehmung, ihrem einzigen Quell, sich abwendet, wenn sie nicht jeden Augenblick, völlig unbefangen und unparteiisch, bereit ist, die gewonnenen Wahrnehmungs-Resultate, selbst wo sie schon eine gewisse dogmatische Stabilität erlangt zu haben scheinen, an neuen Wahrnehmungen zu messen und durch sie zu berichtigen. Das veranlaßt mich auch an dieser Stelle — ich nehme das damit verbundene Odium bereitwillig auf mich — eine Lanze resp. einen Lanzensplitter für den Spiritismus einzulegen. Der damit verbundene abschreckende Humbug rührt mich nicht im Geringsten. Der einzige entscheidende Gesichtspunkt ist: gewisse wichtige Vorstellungen und Annahmen, die uns früher im Glauben gewiß waren, während sie dies jetzt nicht mehr sind, für die uns ferner die etwa vorhandenen philosophischen Ableitungen und Begründungen (wie auch die Fechner'sche naturphilosophische) unzulänglich und ungenügend erscheinen, werden im Spiritismus als Wahrheiten auf Grund von Wahrnehmungen behauptet. Es ist ein Apell an das Experiment und dem gegenüber

Digitized by Google

bloße räumliche Umspannung der Welt, in die er sich gesetzt findet, den Maaßstab und von dem Maaß seiner, der

muß grade auf unserem Standpunkt jeder Vorbehalt schwinden. Dogmatismus sei uns vor allen Dingen ferne. Unsere Stellung zu den Behauptungen des Spiritismus hat einige Aehnlichkeit mit der Stellung der bis jetzt noch herrschenden Staats- und Gesellschaftsauffassung zu den Behauptungen des Socialismus. Wie die Anhänger der gültigen Staatsordnung sich unbedingt ins Unrecht begeben, wenn sie den aus dem gegnerischen Lager kommenden Behauptungen und Theorien sich ungeprüft versagen und zwar in den meisten Fällen hauptsächlich deshalb, weil sie ihnen unbequem sind, weil sie an einem ererbten Besitzstand gewisser, einmal für richtig befundener und dogmatisch sanctionirter Vorstellungen rütteln; so wir, wenn wir dem Spiritismus bloß deshalb die Thüre verschließen, weil er einen gewissen Besitzstand des Wissens abermals in Frage zu stellen scheint.

Hegel faßte in seiner „Psychologie" den Geist als die existirende Immaterialität (was mir für einen gewissen Standpunkt immer als die einfachste und präciseste Definition erschienen ist) und sah in den Vorgängen des thierischen Magnetismus willkommene Belage für seine Auffassung des Seelenlebens. Vielleicht würde er auch den Spiritismus in ähnlichem Sinne willkommen geheißen haben. Vielleicht — gewiß aber würde er doch nur den festgestellten Thatsachen diese Ehre erwiesen haben. Und wo sind diese? Von Seite der Spiritisten ist die Feststellung derselben nicht zu erwarten. Ihre Leistungen tragen einen ganz anderen Charakter. Und mögen sie noch so viele Vereine gründen, Zeitschriften und Tractätchen in Umlauf setzen, Anhänger werben und sich ihr Lob aus dem Munde der Unmündigen und Voreingenommenen bereiten, das bringt uns dem entscheidenden Punkt um keinen Zollbreit näher. Es handelt sich um das wissenschaftliche Experiment — umgeben von allen Cautelen eines solchen, die grade in diesem Fall zu der höchsten Potenz zu erheben wären, mit absolutem Ausschluß aller zweideutigen oder auch nur zweifelhaften Elemente (à la Slade), mit Beseitelassung alles Ueberflüssigen einzig auf einige entscheidende Punkte gerichtet, angestellt von Jemandem, der gleich weit von Furcht und Hoffen, ebensowenig religiös wie wissenschaftlich irgendwie voreingenommen, mit unbewegter Seele und scharfen Sinnen zu beobachten vermöchte. Nur das könnte, wenn geduldig aber- und abermals wiederholt, eine Förderung im Sinn der Erkenntniß ergeben. Und dieser Lorbeer — es ist einer — ist noch zu erringen.

Digitized by Google

Menschennatur, ausgehend, findet er sich also überall hart vor das Uebernatürliche gestellt. Dieser Umstand ist ethisch grade von so großer Bedeutung, wie ich anderswo ausgeführt habe.*) Denn nicht weil das Weltganze mich quantitativ so unermeßlich übersteigt (wie theologische Kritik meine Meinung ausgelegt hat), wenigstens nicht bloß deshalb, sondern weil es mir gleichzeitig ein Uebernatürliches in dem angegebenen Sinn bedeutet, überragt es mich und ist als Ueberragendes der berechtigte Gegenstand eines ehrfürchtigen Empfindens und damit der Religiosität in ihrem echtesten und werthvollsten Bestandtheil.

Doch kehren wir zurück und zum Schluß. Muß ich einmal bei einem Weltenräthsel Beruhigung fassen — und ich muß das ja so oder so — so lasse ich es auch am liebsten da stehen, wo es steht, riesengroß emporgerichtet, vor meinem inneren und äußeren, sinnesbewußten Menschen. Ich suche Räthsel nicht mit Räthselworten zu enträthseln. Ich gestehe, daß mir alle Versuche, das Wunder des Weltbestandes in irgend eine Formel zu kleiden, soviel bewundernswerthe Geisteskraft dabei auch aufgewendet worden ist, stets den Eindruck eines unmündigen Lallens machen. Vielleicht, daß der große Weltengeist, wenn man ihn sich als Vater denken mag, daran eine Freude haben könnte, — ich vermag mir nicht viel darauf einzubilden und verzichte lieber. Verzichte ich doch nur für mich und nicht für meine Nachfolger. Die Vorstellung einer grenzenlosen Entwicklung zu unbekannten Zielen und jeglicher Vermuthung entrückten Bahnen muß meines Erachtens unverschränkt bleiben und das bekannte, von einem hervorragenden Vertreter der Wissenschaft

*) Gegen den Strom. (Hannover 1877. C. Rümpler.) Abhandlung: Ueber die Ehrfurcht.

Digitized by Google

einmal geäußerte Wort: ignorabimus (nämlich was Materie und Kraft seien) enthält in meinen Augen weniger eine Bescheidung als die Anmaßung einer Entscheidung. In diesem Wissen, daß wir nicht wissen werden, steckt mir eben zu viel Wissen. Aber die schwere Kunst zu üben ziemt dem Menschengeschlecht: ruhig zu harren, bis die Nebelschleier allgemach zerfließen, die sich nicht mit Gewalt zerreißen lassen, und lieber das wahrhaft Sichtbare immer anhaltender und eingehender untersuchen als in den Nebel starren, bis es uns vor Augen tanzt.

Ich habe in dem „Leben ohne Gott" von einem „innerlichen Gefühl des Händefaltens" gesprochen, das derjenige übt, der mit versöhntem Sinn das Seinige erwartet, weil er die Lebensgesetzlichkeit desselben erkannt und weil er das Leben als der Güter höchstens begriffen hat. Es giebt auch in intellectueller Beziehung ein Gefühl des Händefaltens und das ist grade die Ruhe des Abwartens, die ich hier meine. Aber freilich, nur der hat ein wohlverdientes Recht, die Hände zu falten, der sie nach redlicher Arbeit in den Schooß zur Ruhe legt, und das ist auch auf das Menschengeschlecht in dem jedesmaligen Stadium seiner Geistesarbeit und seines mühevollen Ringens nach Erkenntniß anwendbar.

Digitized by Google

X.

Skizzen aus Oberösterreich.*)

(1876.)

Ist es nicht wahrhaft zu bedauern, daß der stille Friede dieser Thäler demnächst durch den grellen Pfiff der Locomotive unterbrochen werden, daß die reine, von Alpenrosen durchwürzte Luft dieses Berglandes sich, wenn auch nur zeitweise, mit giftigen Essenqualm erfüllen wird, dessen schwere Rauchwolken namentlich in der vor Winden behüteten Thalebene der Traun sich nur langsam verflüchtigen und auflösen werden? Da wo man jetzt in der entzückend aromatischen Luft dieser Berggelände einherwandelt, sicher nichts Anderes einzuathmen als was Alpenkräuter und die schattige Belaubung mächtiger Ahornstämme uns entgegenhauchen, wird man dann gelegentlich die Luft von jenen schnöden Gasen erfüllt finden, von denen auch die geringfügigste Beimengung den ganzen Charakter der Atmosphäre zu ändern scheint. Denn ich für mein Theil schätze eben das so sehr an diesem Alpengebiet, daß man bei jedem Athemzug ein Etwas von paradiesischer Reinheit in sich aufnimmt, daß man, auf Erden wandelnd, im besten Wortsinn sich überirdisch fühlen kann. Aber eben

*) Vor Eröffnung der Kronprinz-Rudolf-Kammerguts-Bahn geschrieben.

Digitized by Google

alles dies wird aufgehoben, sobald es beeinträchtigt wird. Und für diese große Einbuße besteht eigentlich nicht einmal ein sonderlicher volkswirthschaftlicher Ersatz, den ich unbedingt gelten lassen müßte. Denn natürlich bin ich als Kind meines Jahrhunderts ja vollkommen willig und bereit, jeden ästhetischen oder sonstigen Schmerzensschrei zu unterdrücken, sobald mir der Nutzen, der weit überwiegende materielle Vortheil irgend einer Anlage, in diesem Fall also der im Bau begriffenen Salzkammergutbahn, für die Bewohner des von ihr durchschnittenen Gebiets volkswirthschaftlich demonstrirt wird. Allein ich gestehe, ich habe meine bescheidenen — als Laie in der Volkswirthschaft sehr bescheidenen — Zweifel an dem Segen, den die Bahn jener Gegend und ihrer eingeborenen Bevölkerung gewähren wird.

Die Bewohner gewinnen seit Generationen ihren Lebensunterhalt als Arbeiter in den kaiserlichen Salinen, außerdem als Holzarbeiter, theilweise in den Steinbrüchen u. s. w. Viehzucht ist nur wenig, Ackerbau noch weniger vertreten, da nur ein sehr geringer Theil des Bodens überhaupt anbaufähig ist. Jedenfalls wird an Bodenprodukten nicht mehr gewonnen, als für den eigenen Bedarf der Bevölkerung eben erforderlich ist. Es handelt sich nicht darum, durch erleichterte Kommunikationswege den stockenden Absatz eines natürlichen Reichthums flüssig zu machen oder eine industrielle Betriebsamkeit ins Leben zu rufen, wo die Vorbedingungen für eine solche gegeben sind und es nur an einer leichten Verbindung mit den großen Verkehrsstraßen bisher gefehlt hat, sondern die Bahn wird ihre wesentliche Bedeutung in der Erleichterung des Fremden-Verkehrs besitzen. Die Reisenden, die bisher bei Gmunden am Traunsee die Bahn verlassen und, wenn sie Ischl und die landschaftlichen Glanz-

Digitized by Google

punkte des Salzkammergutes aufsuchen wollten, dies zu Wagen thun mußten, werden in Zukunft mit der geflügelten Eile des Dampfwagens von einem Punkt zum andern befördert werden und ihre Touristenbedürfnisse mit einem geringen Bruchtheil des bisherigen Kostenaufwandes befriedigen können. Dadurch wird der Fremdenzuzug sich unzweifelhaft vergrößern, hier und da wird ein Bruchtheil desselben hängen bleiben, hier und da wird sich ein bescheidenes Dorfwirthshaus zu einem Hotel mit zehnfach gesteigerten Preisen aufblähen und der arme Bauernwirth ein geriebener Hotelier werden — das Alles bezweifle ich nicht und auch das nicht, daß Dieser und Jener, der sich besonders den neuen Verhältnissen anzupassen weiß, dabei sein Schäfchen ins Trockne bringen wird, allein das schlage ich nur eben nicht sehr hoch an und, wenn ich die Abrechnung machen soll, so befallen mich allerlei ketzerische Zweifel über Segen und Unsegen einer solchen Anlage (natürlich nur so weit die ortsangehörige Bevölkerung von ihr betroffen wird) und ich bringe dem schon ungeduldig scharrenden Dampfroß, — in zwei Jahren soll die Bahn vollendet sein — das in mein stilles Thal einbrechen will, keinen Willkommengruß entgegen. *)

Freilich, muß ich mir selbst sagen, sind das im eigentlichsten Sinn Betrachtungen eines Sommergastes. Hier, gelagert am quelldurchrieselten Abhang des schattigen Primes-

*) Diese damals geäußerten Zweifel scheinen nicht ganz grundlos gewesen zu sein. Neuerdings schreibt mir ein Angesessener aus jener Gegend: „Der Gemeinde Goisern wurde durch diese Eisenbahn, über die allgemeines Klagen herrscht, ein großer Schade zugefügt. Nicht allein daß alle Wehrarbeiter und Holzflösser brodlos geworden sind, so sind auch alle Brücken über den Traunfluß, die früher vom Aerar gebaut und in Stand gehalten wurden, jetzt den Gemeinde-Bewohnern auferlegt worden, was für diese, die fast alle Salinenarbeiter sind, natürlich große Lasten herbeiführt."

Digitized by Google

berges, gefächelt von milden Sommerlüften, zu meinen Füßen das weite Thal, aus dem, vermischt mit dem fernen Brausen der Traun, der gedämpfte Ton der Erntearbeiter und Schnitterinnen heraufklingt, über mir den lachend heiteren Himmel, der sich weit bis zu den entlegensten dunklen Bergeskuppen in wolkenloser Bläue ausspannt, hier habe ich gut von dem idyllischen Frieden dieser Thäler reden, als ob hier immer der Sommer mit mildem Scepter des Regiments waltete. Und doch ist gerade das Umgekehrte der Fall. Ein langer stürmischer Winter, der früh beginnt und spät dem Lenz weicht, anhaltende, oft Wochen hindurch andauernde Regengüsse, selbst in der knappen Sommerszeit feuchte Nebel, die nimmer weichen zu wollen scheinen und welche die triefenden Berge immer aufs Neue in ihre dichten nassen Schleier einhüllen, seltene Sonnenblicke — so vielmehr ist, wenn man den Rundlauf des Jahres betrachtet, sein überwiegender Theil beschaffen. Der ungestörte lächelnde Naturfriede, der den sommerlichen Wanderer erquickt, wenn er es gerade günstig trifft, ist ein seltener Gast in diesen Thälern. Und ebenso nun, wenn Jemand, das äußerlich stille Leben und Weben dieser abgeschlossenen Bergbevölkerung ins Auge fassend, denken wollte: hier sei der eigentliche Gottesfriede wohl von jeher zu Hause (von einer gelegentlichen Wirthshausrauferei abgesehen) und wenn auch arm, beschränkt und unentwickelt, so sei das Leben der Leute doch wenigstens vor schlimmeren Kämpfen behütet geblieben, ein ärgerer Dämon als irgend eine entfesselte Elementarkraft, ein tosender Sturm, eine zerstörende Wassergewalt habe nie in diesen Bergen gehaust, so vergäße er, daß eben hier, sowie noch mehr in dem eigentlichen ehemaligen Salzburgschen Gebiet der Erdenwinkel gelegen ist, in dem vor anderthalb hundert Jahren der Jesuitismus „weit

Digitized by Google

ärger als die schlimmste Pest gehaust", um den freien Gedanken des Protestantismus zu erwürgen.

Für ewig denkwürdig und in der Geschichte der Entwicklung des menschlichen Geistes zur Freiheit unvergessen muß dieses Stück österreichischer Erde und seine biederen Anwohner sein, die das Härteste erduldet haben, was jesuitische Verfolgungssucht ihnen anthuen konnte, um Treue zu halten. Mit Recht sagt ein älterer Schriftsteller von dem Volksstamm, der in diesen Bergen heimisch ist, daß er alle Eigenschaften der Schweizer besitze, ohne das Glück derselben zu haben und der am 5. August 1731 zu Schwarzach in der Mitte der evangelischen Gemeinden Salzburgs geschlossene Salzbund ist seinem Geiste und wesentlichen Inhalt nach ein genaues Seitenstück zu dem Rütli-Bunde der Schweizer. Mittelst dieses Salzbundes schwuren sich über hundert Männer aus den protestantischen Gemeinden in feierlicher Versammlung in früher Morgenstunde, „vom evangelischen Glauben nicht zu lassen und sich gegenseitig brüderliche Liebe und unerschütterliche Treue zu erweisen". Der Salzbund aber wurde diese Verabredung getauft zur Erinnerung an die Bibelstelle (2. Buch der Chronika 13), in welcher dieser Ausdruck zum Zeichen eines unverbrüchlichen Bestandes angewandt ist und weil, wie das Salz vor Fäulniß behüte, so auch dieser Bund vor innerlichem Abfall und Verrath bewahrt bleiben solle.

Die Verfolgung und schließliche Austreibung der Salzburger Protestanten nach endlosen Bedrückungen, Beraubungen und Einkerkerungen hat seiner Zeit ganz Deutschland in Bewegung gebracht, ja selbst die übrigen protestantischen Staaten, England, Schweden, Dänemark, Holland zu Erklärungen und Protestationen veranlaßt. Indessen würde

Digitized by Google

alles das wenig gefruchtet haben, so wenig wie das dem Kaiser überreichte Memorial des corpus evangelicorum der protestantischen Reichsstände, wenn nicht Preußen in der Lage und Willens gewesen wäre, seinen starken Arm zum Schutz der verfolgten Glaubensbrüder zu erheben. Dadurch, daß König Friedrich Wilhelm I. die Unglücklichen, die fast all' ihrer Habe beraubt, von Haus und Hof verwiesen, meist mit Zurücklassung ihrer gewaltsam ihnen abgenommenen Kinder ins Elend flüchten mußten, mit offenen Armen aufnahm und ihnen Wohnstätten, zumeist in Litthauen, anwies, wurden sie wenigstens vor völligem Untergang behütet, wenn ihnen auch kein Ersatz für die Jahre hindurch erduldete namenlose Unbill, die Bedrohungen und Erpressungen und Gefängnißstrafen, geschafft werden konnte. Der Zug der Salzburger Emigranten durch das protestantische Deutschland am Ende des Jahres 1731 und in dem folgenden Jahre wurde von der allgemeinen, in allen Ständen bewiesenen Theilnahme mit einer Würde und Feierlichkeit umgeben, die namentlich in Gotha und Leipzig den schwungvollsten Ausdruck fanden. Alle Stände wetteiferten, um diese Märtyrer aus dem Gebirge mit Liebesbeweisen zu erquicken und der materiellen Noth derselben zu steuern. Es sei daran erinnert, daß Goethe den Stoff zu „Hermann und Dorothea" dem Erlebniß eines Salzburger Emigrantenkindes entnommen hat. Welch' wundersamer Gegensatz herrschte in jenem Augenblick zwischen Süd und Nord! Hier die fromme Pilgerschaar, „Befiehl' du deine Wege!" singend, mit Glockengeläute und Willkommengrüßen und Händedrücken von Nah und Fern empfangen, dort das verödete, still gewordene Land, das über 22,000 seiner besten und fleißigsten Einwohner vertrieben hatte, zu Ehren der Jesuiten und des Erzbischofs

Digitized by Google

Firmian, der den Ausspruch gethan und bewahrheitet hatte: „Ich will keine Ketzer in meinem Lande haben und wenn auch Dornen und Disteln auf den Aeckern wachsen sollten.“ Langsam hat sich im Lauf von beinahe 150 Jahren der ungeheure materielle Schaden, den das Land erlitten (in einzelnen Gerichten waren von 500 grundbesitzenden Bauern manchmal nur ein halbes Dutzend auf ihren Höfen geblieben), nothdürftig ausgeglichen, der Protestantismus aber hat sich von dem Schlage, der gegen ihn geführt, dort nie wieder erholt. Zwar hat die Stadt Salzburg zu ihren 26 katholischen Kirchen in neuerer Zeit auch noch eine protestantische erhalten, zu Nutz und Frommen der wenigen angesiedelten Fremden evangelischen Bekenntnisses, aber in der Bevölkerung ist der Protestantismus todt.

Nicht ganz das gleiche Ergebniß erzielte die Jesuitenschlacht gegen den freien Gedanken im österreichischen Salzkammergut. Ich habe da ein älteres, werthvolles und vortrefflich geschriebenes Buch vor mir liegen, welches die Auszeichnung genießt, noch gegenwärtig in Oesterreich streng verpönt zu sein. Es ist 1809 bei Cotta erschienen und führt den Titel: J. A. Schultes Reisen durch Oberösterreich in den Jahren 1794, 1795, 1802, 1803, 1804 und 1808. Der erste Theil behandelt ausschließlich das Salzkammergut, von dem er eine sorgfältige, mit Karten und Tabellen reich versehene Beschreibung entwirft. Schon dies war in den Augen der damaligen österreichischen Regierung, die statistischen Nachweisungen und Berechnungen, welche von Privatpersonen vorgenommen wurden, keineswegs hold war, etwas Unverzeihliches. Schlimmer aber verging sich der Verfasser dadurch, daß er, obwohl Katholik, sich über die im Salzkammergut Seitens der Jesuiten verübten Gräuel in den stärksten Aus-

Digitized by Google

drücken des Abscheues aussprach und am stärksten dadurch, daß er es gewagt hatte, gewisse vertrauliche Berichte von Mitgliedern der Gesellschaft Jesu über die religiösen Verhältnisse im Salzkammergut aus den Jahren 1712—17 zu veröffentlichen.*)

In diese Dokumente hatte Schultes Einsicht erlangt, als er für seine naturwissenschaftlichen Untersuchungen die ihm als ordinirten Professor der Naturgeschichte zugänglichen Bibliotheken durchgemustert hatte, und sie waren ihm wichtig genug erschienen, um Abschriften von ihnen zu nehmen und sie als Anlagen zu seinem Buch zu veröffentlichen, das er übrigens erst nach seiner Versetzung an die bairisch gewordene Universität zu Innsbruck herausgab. In der That sind diese theils lateinisch, theils deutsch abgefaßten Relationes und Berichte charakteristische Belege dafür, wie die Jesuiten-Missionäre das Handwerk des Ketzerriechens, des Aufhetzens, des Flammenschürens von Grund aus verstanden, wie sie das gehetzte wehrlose Wild von einem Schlupfwinkel zum andern aufzuspüren und immer aufs Neue herumzujagen wußten, bis es irgendwo erschöpft zusammenbrechend verendete. „In den zerstreuten Hütten des Dörfchens Traundorf", sagt Schultes in seiner Beschreibung des Hallstädter Sees, „die gefahrvoll an Felsenwände an den reißenden Ufern des Bergstroms und an die Ufer des schwarzen Hallstädter Sees, der den Ausgang des Thales im Westen verschließt, hineingebaut sind — in diesen ärmlichen Hütten, in stetem Kampfe mit einer verheerenden Natur, und verbannt aus der Menschenwelt, die gegen Tugend und Menschenrecht sich verschworen zu haben schien, lebten die unglück-

*) Siehe den Anhang.

Digitized by Google

lichen Protestanten hier in den Tagen der Verfolgung. Eine grausenvollere Wohnstätte konnte auch in den Wüsten von Nordamerika keine von ihrem Vaterlande vertriebene Protestanten-Kolonie gefunden haben. Und doch ließ man diese Armen auch nicht einmal hier in dieser fürchterlichen Felsenschlucht, wo kein Halm Getreide gedeihen kann, wo das wenige Futter, das man nöthig hat, um eine Ziege zu überwintern, nur mit Gefahr und unaussprechlicher Mühe gedeihen kann, auch hier ließ man sie nicht einmal in Ruhe. Lassen Sie uns hier vor der reinlichen Hütte eines dieser unglücklichen Protestanten eine kleine Siesta halten. Es ist Alles so traurig und düster um uns her, so einladend zu Betrachtungen über die Unfälle, die die Menschheit so oft auf ihrem Fortschreiten zur Vollendung trafen. Und ist es nicht einer der unglücklichsten für ganz Europa, daß der Protestantismus in Oesterreich fallen mußte? Würden alle die Gräuel des dreißigjährigen Krieges, alle Verheerungen des Successions-Krieges, des siebenjährigen Krieges, alles Elend, das diese Kriege über Europa brachten, würde es gekommen sein, wenn die unglückseligen Ferdinande nicht von der Weisheit der unsterblichen Maximiliane gewichen wären! Hierher lassen Sie sie kommen, die Feinde des Protestantismus in Oesterreich, hier in diesem schrecklichen Thale wollen wir Gericht über sie halten, wollen ihnen das Elend vor ihre Augen bringen, in das sie unglückliche Familien stürzten. Hier wollen wir ihnen die Felsen zeigen, die von Menschenblute trieften, das Jesuiten vergossen; hier wollen wir ihnen noch die Brandstätten zeigen, wo einst Glückliche wohnten, gute Bürger und vortreffliche Menschen; hier wollen wir ihnen unten am See die schönen Thäler zeigen, die sie entvölkerten und verödeten; aus diesen Thälern sollen sie den

Digitized by Google

Fluch der Erschlagenen, der Verbannten und den Jammer der Wittwen und Waisen widerschallen hören!"

Bei der Verfolgung der Protestanten im Salzkammergut handelte es sich nicht, wie im Salzburgschen, gleichzeitig um Bereicherung der Verfolger. Die Salzburger Protestanten waren zum großen Theil wohlhabende Bauersleute, und wenn der genußsüchtige Erzbischof Firmian oder sein geldgieriger Kanzler Räll sie aufs Aeußerste bedrückten und peinigten, wenn die weltlichen Unterbeamten, die „Pfleger" und wer sonst Gewalt auszuüben hatte, dem gegebenen Beispiel folgend, die rechtlos Gewordenen auf beliebige Angaben hin oder wegen bloßen Verdachts in die Gefängnisse schleppten und ihnen ihre Habe abnahmen, so verbanden sie das Verdienst der Ketzerverfolgung mit dem angenehmen und nützlichen Geschäft einer Verbesserung ihrer eigenen Vermögensumstände. Im Salzkammergut war es damit anders bestellt. Dort waren die Verfolgten meist vermögenslose Leute, Salinenarbeiter, Holzknechte, die außer einer braven schlichten Sinnesart und ihren nervigen Armen, außer Weib und Kind, wenig auf Erden ihr Eigen nannten, höchstens noch eine ärmliche Hütte, ein Stück Kartoffelland und ein wenig Geräthe. An denen war freilich nicht viel zu verdienen, aber um so leichter mußte doch auch — dachten die Gegner — der Widerstand zu bewältigen sein, und um so größere Erbitterung erregte es bei den Jesuiten, daß dies gleichwohl nicht der Fall war, daß sie mit dem Aufgebot aller Mittel nur eine Scheinbekehrung erzielten, der, wie sie recht gut wußten, das thatsächliche Verhältniß nicht entsprach. Die früher erwähnten Berichte sind daher voller Klagen über diesen Punkt. Immer wieder wird der Beweis angetreten, daß eigentlich so gut wie nichts erreicht werde, daß die Lauheit der weltlichen

Digitized by Google

Obrigkeit, die nicht gehörig mit dem ihr anvertrauten Schwert dreinschlage, Alles verschulde. Auch darüber wird beständig Klage geführt, daß die Jesuiten bei der Bevölkerung verhaßt seien und ihr Zutrauen nicht gewinnen könnten. Aber auch daran trage die weltliche Behörde die Hauptschuld. Denn wenn diese ohne Nachsicht die äußersten Mittel anwende und die Jesuiten eben dadurch die Möglichkeit erhielten, versöhnend und vermittelnd einzugreifen, so werde sich das Verhältniß bald anders gestalten und das Volk Vertrauen zu seinen Seelsorgern fassen. Welche Sicherheit in der Stellung gehörte dazu, um so naiv die Rollenvertheilung auszusprechen, die man als ein selbstverständliches Recht beanspruchen zu können glaubte: der Staat, betraut mit der gehässigen Henkersarbeit, verpflichtet, den Rachegedanken des Klerus auszuführen und dieser, der Friedensbringer mit dem Palmenzweig, anscheinend nur des Amtes waltend, die Wunden zu verbinden und die Geschlagenen wieder aufzurichten!

„Daß diesem Uebel (dem Umsichgreifen des evangelischen Glaubens) abzuhelfen wäre, und das Unkraut kundte ausgerottet werden", heißt es u. A. in einer Relatio de statu Rei catholicae in Parochia Geuseren Ao. 1715 conscripta a Missionario e Soc. Jesu, „ist kein Zweifel, wan nur geistliche und weltliche Obrigkeiten einhellig und ernstlich wolten zusammen halten; dan hat man vor hundert und etlich Jahren, da alles völlig Lutherisch ware, weil man die Sach ernstlich angegriffen, den Catholischen Glauben können wiederumb einpflanzen, warumb sollte man dise wenig Bauers- und Arbeits-Leut nicht können bekehren oder ausrotten, da sie doch schier alle in kayserlicher Arbeit stehen und wan man sie darvon verstoßete, das Brod nicht zu essen hetten?" An einer andern Stelle stellt derselbe Einbläser folgende Be-

Digitized by Google

trachtung an, welche, wie er vermeldet, ihm beim Betrachten etlicher Epitaphia in der Geusarer Kirche gekommen: „Erstlich in einem ist die Figur des Abrahams, welcher seinen Sohn will schlachten. Da gedachte ich, wie Ihre hochgräfl. Gnaden Herr Salzambtman und die übrigen Herren Officier sich auch gütig gegen diesen Arbeiteren als Väter erzeigen! Doch wünschte ich anbey, daß, gleichwie Abraham, obwohl er seinen Sohn innig liebte, doch weil er den Willen Gottes verstanden, auch ernstlich schon in dem Werk ware, denselben zu schlachten, also auch Ihre hochgrfl. Gndn. Hr. Salzambtman nicht zweifeln solle, der will Gottes (ja auch des Kayſers) sey, daß man alda, wo es den Glauben anbetrifft, die väterliche Milde beyseits setze, und ein Schärffe und Ernst gebrauche, auch wans vonnöten, mit dem Schwert darein schlage und mit demselben den Geusarischen Pfarr-Mantel zerschneide, die Abtrinnige und Unglaubige abschneide und fortschaffe, ja solt es auch die Sach erforderen, bereit sein zu schärfferer Executio. Wan auf gemelte Weis die weltliche Obrigkeit ein Ernst erzeigen würde, alsdann würde es an uns Geistlichen nicht ermangeln, indeme wür konnten und würden die Person des Engels vertretten, welcher dem Abraham in das Schwert gefallen und die Execution verhindert hat. Auf solche Weis würde dem Uebel gründlich abgeholfen, ohne daß in der Sach denen Geusarern einige Straff zugefügt würde, wan sie sich anderst ernstlich bekehren würden und würde aus dieser Weis zu handeln auch dieser Haupt-Nutzen erfolgen, daß wir Geistliche nicht (wie bishero geschehen) bei ihnen verhasset würden sein, sonder beliebt als ihre Erlöser und Fürbitter .... Es hetten zwar auch ohne den brachio saeculari die Geistlichen ein Schwert und de se genugsame Ursachen, solchen Leuten mit Kirchen censuris

und Versagung der Begräbniß auf einen geweihten Ort zu begegnen, damit man aber nicht ein größeres Uebel erwecke, wofern bei der ersten Instanz kein kräftiger Beistand zu hoffen, wird man denselben bei höherer weltlicher Instanz anderswo zu suchen genöthigt werden, alwo wan ich von Beschaffenheit der Sachen ein Bericht oder Gegenbericht geben werde, hoffe ich ohnfehlbaren besseren Beistand."

Solche drohende Sprache, solche beständige Hetzarbeit verfehlte auf die Länge nicht ihre Wirkung. Die unausgesetzte Verfolgung entvölkerte das Salzkammergut. Wer die Mittel zur Flucht besaß, entwich nach den protestantischen Provinzen Deutschlands. In den Jahren 1733—35 wurden außerdem mehrere Schiffsladungen der ärmeren Einwohner zwangsweise nach Ungarn und Siebenbürgen abgeführt, und nur der Umstand, daß viele der Aermsten sich dem Sturme beugten, und ohne ihre Ueberzeugung zu ändern als Krypto-Lutheraner äußerlich die Gebräuche der katholischen Kirche mitmachten, rettete dem Protestantismus in jenen Gegenden das Leben. Als 1781 unter Joseph die Religionsfreiheit in die österreichischen Länder einzog, meldeten sich von den 13,400 Einwohnern des Salzkammergutes 3700 als Lutheraner, und wenn man heute den Schauplatz jener Begebenheiten bereist, so findet man, daß die uralte, nahe bei Ischl belegene Gemeinde Goisern, die viele Ortschaften umfaßt und an 4000 Seelen zählt, weit überwiegend protestantisch ist und eine vortrefflich geleitete Schule und einen sehr umfangreich wirkenden „Konsum-Verein" besitzt. Beiläufig bemerkt, zur Charakterisirung des unversöhnlich fortdauernden, von den katholischen Geistlichen unterhaltenen konfessionellen Gegensatzes: jener Konsum-Verein wird nur von den Protestanten benutzt, die Katholiken haben sich einen eigenen

Digitized by Google

„Konsumtibilien-Verein" gegründet, der sich zwar nur nothdürftig erhält, allen Theilnehmern aber die Befriedigung gewährt, daß sie nun nicht mit den protestantischen Gemeindegenossen aus einerlei Schüssel zu speisen nöthig haben. Auch in dem romantisch belegenen Dorfe Gosau, dem Zielpunkt der meisten Wanderer, welche die berühmten Gosau-Seen und den Dachstein besuchen wollen, hat sich eine ansehnliche protestantische Gemeinde erhalten, ebenso ist Hallstadt zur Hälfte protestantisch.

Als das aus den neueren Forschungen auf allen Wissensgebieten quellende Licht im allmählichen Ausbreiten Oesterreich erreichte, traf es wie seiner Zeit das Lutherthum auf verrammelte Thore. Der Bannstrahl des polizeilichen Interdikts wehrte den hervorragendsten Geisteserzeugnissen der naturwissenschaftlichen wie philosophischen Disciplinen den Zutritt, und nicht eifriger ist in jener früheren Periode nach Luther's Hauspostille und seinen Tischreden gefahndet worden, welche der arme Bergbewohner als kostbare Schätze in seiner Truhe barg, als in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts nach den Schriften von Roßmäßler, Vogt, Strauß, Ruge oder gar Feuerbach und wer immer sonst an den traditionellen Vorstellungsgewalten und dem von ihnen geschirmten Besitz durch das geschriebene Wort zu rütteln wagte. Wiederum ist es jener trotz seiner lokalen Beschränktheit für Oesterreichs innere Geschichte klassische Erdenwinkel, auf dem der eingeborene Drang zur Wahrheit von jeher in Fehde stand mit den Mächten, die „das Licht vom Himmel versprengen und den Sonnenaufgang verhängen" möchten, den auch bei dieser Gelegenheit eine ganz besondere Heimsuchung trifft.

Durch den aus dem Nachlaß von L. Feuerbach, mit dem er in dessen letzten Lebensjahren befreundet war, auch in

Digitized by Google

weiteren Kreisen bekannt gewordenen Bauern Konrad Deubler, ein Enkelkind jener protestantischen Märtyrer aus dem 18. Jahrhundert, waren im Ausgang der vierziger Jahre viele freisinnige, populär-naturwissenschaftliche Bücher und Zeitschriften im Salzkammergut verbreitet worden, bei ihm selbst hatte man eine ansehnliche Bücherſammlung angetroffen, die ohne jede Rücksicht auf Staatsgefährlichkeit aus dem Wissenswürdigsten und Interessantesten, was gerade der Büchermarkt bot, zusammengesetzt war — welche Entdeckung! welches Material für eine Anklageschrift, welches Fundament für einen Monstreproceß! Im Anfang der fünfziger Jahre gab es wenig Staatsanwälte, die nicht politische Verschwörungen in der Luft witterten und von Monstreprocessen träumten. So kam es denn auch hier. Ein Monstreproceß entstand, der sich von Denunciationen übelberüchtigter Subjekte und beschworenen Aussagen solcher Zeugen, auf deren Glaubwürdigkeit selbst Niemand zu schwören gewagt hätte, nährte. Gegen elf Personen, unter denen eine Frau, Personen, von denen in dem schließlichen Straferkenntniß selbst zugegeben wurde, daß ihre bisherige Führung völlig untadelig gewesen sei und deren nachweisbares, hauptsächliches Verbrechen darin bestand, daß sie gelegentlich diese oder jene in Oesterreich nicht zugelassene Schrift gelesen und von dem Gelesenen in Gesprächen Nutzanwendungen gemacht hatten, die den bestehenden Verhältnissen nicht günstig waren, richtete sich die Anklage auf Hochverrath, Religionsstörung, Anreizung zur Unzufriedenheit. Ein außerordentlich großer Apparat von Zeugenaussagen wurde in Bewegung gesetzt, um das Fundament der Anklage, eine zwischen den Angeklagten bestehende Verschwörung zum Zwecke gewaltsamen Umsturzes, zu stützen. Als erschwerend wurden die einfachsten Lebens-

Digitized by Google

verhältniſſe ausgelegt. So wurde dem Angeklagten Deubler u. A. als erſchwerender Umſtand angerechnet, daß man häufig ſpät Abends bei ihm Licht geſehen habe und daß er als öſterreichiſcher Bauer gekleidet gehe, obwohl ſeine Vermögensverhältniſſe ihm erlaubten, ſich minder auffällig zu kleiden. Charakteriſtiſcher kann der Mangel an eigentlichem Beweismaterial ſchwerlich belegt werden als dadurch, daß die Anklage zur Ergänzung deſſelben einen öſterreichiſchen Bauern als verdächtig proklamirte, weil er in ſeiner Landestracht einhergehe. Der Gerichtshof ſprach denn auch in den meiſten Punkten von der erhobenen Anklage frei, aber die eingelegte Berufung des Staatsanwalts blieb gleichwohl nicht wirkungslos. Der Kaſſationshof revidirte das Urtheil der erſten Inſtanz und 1853 erfolgte die Verurtheilung ſämmtlicher Angeklagten zu mehrjährigem — bis zu acht Jahren — ſchweren Kerker. Schwerer Kerker für politiſche „Verbrecher"! Der Tod amneſtirte einen und den anderen dieſer armen Söhne der Berge, welche ihr Verlangen in der freien Luft des Gedankens ebenſo wie in der reinen Alpenluft zu athmen, ſo ſchwer zu büßen hatten, andere hielten ihre Strafzeit aus bis auf den letzten Reſt. Dann kehrten ſie wieder in ihre Hütten zurück, den erlittenen Schaden mit emſiger, verdoppelter Arbeit ausbeſſernd, wie ihre Großväter unbelehrt und unbekehrt, in ſtandhafter Treue Belehrung ſuchend — die jüngſten Märtyrer aus dem Volk in Oeſterreich in dem Ringen des Lichts mit der Finſterniß.

Seit jener Zeit ſind abermals zwanzig Jahre verſtrichen und auch in dem vielſprachigen Oſt-Reich ſind unermeßliche Veränderungen vor ſich gegangen. Blickt man auf gewiſſe, namentlich gegen die innere Stagnation des vormärzlichen

Digitized by Google

Lebens in dem Kaiserreich imponirend abstechende Züge: auf die Fülle der Gesetzesarbeit, die mit viel Geräusch betrieben auf den ersten Blick den Eindruck eines kräftig und planvoll betriebenen staatlichen Neubaues macht, auf die Befreundung mit liberalen Grundsätzen in officiellen Reden und Gesetzentwürfen, auf die in vielen Disciplinen großartige Förderung der wissenschaftlichen Arbeit an der Wiener Hochschule, auf die rasche und glänzende Entfaltung der Presse zu Macht und Ansehen in einem vorher kaum geahnten Maaße, auf die verhältnißmäßig große Freiheit, die in Schrift und Rede gegenwärtig, wenn auch nicht als Regel, so doch als tolerirte Ausnahme in der Mehrzahl der Fälle geübt wird, blickt man auf alles dies, so empfängt man so ungefähr den Eindruck, als ob Oesterreich in einem mächtigen, nur durch die Stammes-Eifersucht seiner Bewohner vielfach gehemmten und gehinderten Fortschritt begriffen sei, um die Versäumnisse früherer Perioden nachzuholen, und auch kleinliche Züge der Unduldsamkeit, die dem Beobachter dann wieder doppelt auffallen, wie z. B. daß den Protestanten in Wien noch immer kein Glockengeläute an ihren Kirchen gestattet ist, übersieht man daneben. Und doch ist dieser Eindruck nur der vorübergehende, nicht der bleibende, und wenn man in das Innere der Zustände blickt, wird man bald einen andern Maaßstab anzulegen geneigt sein. In den urtheilsfähigen Kreisen der Bevölkerung herrscht ein apathisches Mißtrauen gegen alle oder doch die meiste, auf dem Papier sich stattlich genug ausnehmende österreichische Reformarbeit im Gesetzgebungswesen. „Spiegelfechterei", sagt man achselzuckend. Woher dies Mißtrauen? Ist es nicht etwa lediglich das Ergebniß der Ermüdung, verursacht durch die häufigen Unterbrechungen, die dem Reich durch seine schwankende

Digitized by Google

politische Lage und die antagonistischen Bestrebungen seiner Stammes-Bestandtheile erstehen? Nein, man bringt dies wohl in Anschlag, aber der eigentliche Grund des Mißtrauens bezieht sich viel direkter auf die leitenden Mächte und entstammt dem Unglauben, daß es in den maßgebenden Kreisen mit einem, den schönen Worten entsprechenden charaktervollen Fortschreiten im Geist der liberalen Anschauungen der Neuzeit, einem Fortschreiten, welches immer einen Bruch mit dem Princip des Jesuitismus und seinen Trägern involviren würde, irgendwie ernst gemeint sei. Das ist das so ungemein Charakteristische an der innern Lage in Oesterreich.

Die Situation, wie sie sich in den letzten dreißig Jahren in Oesterreich herausgebildet hat, läßt sich in großen Zügen ungefähr dahin zusammenfassen. In die chinesische Mauer der Absperrung, welche das Oesterreich Metternich's wohlverwahrt und behütet umgab, hat die Neuzeit eine starke Bresche gelegt. Eine und die andere Welle der gewaltigen Kulturströmung unserer Tage ist eingedrungen, vielen alten Ballast fortschwemmend, viele fruchtbare Keime ausstreuend. An der Arbeit, diese fruchtbaren Keime für Staat und Kirche, für Volksbildung und öffentliches Leben, für Gesellschaft und wissenschaftlichen Fortschritt zu verwerthen, sie mit einem Wort zu Kultur-Elementen zu erheben, sehen wir die intelligenten Kräfte des Staates emsig betheiligt. Es ist das höhere gebildete Bürgerthum, das, wie es zunächst durch jene Bresche einen ihm gehörigen, ihm so lange vorenthaltenen, seiner Geistesbildung am meisten entsprechenden Besitz empfing, nun naturgemäß bestrebt ist, denselben zu erweitern und zu befestigen, sich wohnlich in ihm einzurichten und den in ihm ausgesprochenen Anschauungen und Grundsätzen Anerkennung zu verschaffen. Und da man von Oben,

Digitized by Google

was man nicht ändern konnte, gutheißen mußte, so findet, soweit der Einfluß des Bürgerthums reicht, soweit seine ihm eigenthümliche Sphäre sich ausdehnt, in jener Richtung eine rührige Entfaltung statt, die sich sehr bestechend ausnimmt und sehr leicht über die ihr innewohnende Bedeutung täuscht. Denn was man auf der anderen Seite nicht vergessen darf, ist, daß die Mächte, welche einst an der chinesischen Mauer Oesterreichs als Wächter gesessen und dann ihren Einsturz und ihre Ueberfluthung erlebt haben, diesen Vorgang stets nur als einen Dammbruch aufgefaßt haben, der sich freilich nicht mehr rückgängig machen ließ, vor dessen verheerenden Folgen aber man sich und das Seinige nach besten Kräften zu schützen habe. In dieser Position ist die signatura temporis enthalten, und sie ist für den Oesterreicher nicht ermuthigend. Bei allen Scheinkonzessionen ist die Macht des Klerus, sein maaßgebender Einfluß nach Oben, seine fast allmächtige Stellung nach Unten unerschüttert. Die Mitte hat man freigegeben, um um so sicherer den übrigen Besitz zu verwahren, und diese Verwahrung ist so gut, daß an ihr das Meiste der von der Mitte ausgehenden staatlichen Reformarbeit zerbröckelt. Das Wo und Wie ist in solchen Fällen stets schwer nachweisbar, aber vom Beschluß bis zur Ausführung und zwar bis zu einer Ausführung im Geist des Beschlusses ist bekanntlich ein weiter Weg, auf dem es einer sorgfältigen Leitung bedarf, um vor dem Stolpern behütet zu bleiben.

Für Oesterreichs innere Entwicklung ist die Thatsache, daß es noch nicht dazu hat gelangen können, mit der Jesuitenmacht abzurechnen, jedenfalls von entscheidender Bedeutung. „Lesen Sie“ — ich citire hier noch einmal Schultes in seinen Briefen über das Salzkammergut nach Mittheilung

Digitized by Google

der oben erwähnten Jesuiten-Berichte — „diese Aktenstücke und beurtheilen Sie das namenlose Leiden und das unendliche Elend, welches diese boshaften, fanatischen, eigennützigen Pfaffen über eine Gesellschaft von 14,000 Personen bringen konnten. So wie die Jesuiten hier das Salzkammergut behandelten, so behandelten sie ganz Oesterreich. Und solchen Menschen kann man noch jetzt in Oesterreich alle Erzbisthümer und Bisthümer, alle Erziehungsanstalten und selbst viele der wichtigsten Referate im Staatsrathe anvertrauen. Wenn Oesterreich nicht noch bei Zeiten seine Jesuiten vernichtet, so werden diese Oesterreich vernichten." Im Princip, mit einiger Einschränkung des Thatsächlichen, ist das auch heute noch wahr und auch heute noch schwankt die Waage. Aber was einen Theil der Stärke des Jesuitismus macht, sein internationaler Charakter, das bedingt glücklicherweise auch seine größere Verwundbarkeit, und zum Heil Oesterreichs ist eine Wahrheit darin, wenn man sagt: wer den Jesuitismus im Norden siegreich trifft, schlägt auch Oesterreichs Schlachten.

Digitized by Google

XI.

Konrad Deubler.

Nicht weit von dem freundlichen, aber schon etwas gezierten Ischl, dem Schooßkind der gut situirten Wiener Gesellschaft, liegt Goisern, ein ausgedehntes Gebirgsdorf, rauher und ursprünglicher wie sein viel genannter und gerühmter Nachbarort, aber an landschaftlicher Großartigkeit und Lieblichkeit kaum von demselben übertroffen. Die außerordentlich malerischen Höhenzüge des Ramsauer Gebirges, denen sich die Ischler Berge, der Saarstein und Krippenstein anschließen, umspannen in einem weiten Umkreis den breiten, von der wildbrausenden Traun durchschnittenen Thalgrund, in dem man Goisern erblickt. Die Häuser sind theils im Thal, theils hoch an den Bergabhängen gelegen, die im buntesten Farbenschmuck, bald im lichten Grün der Wiesenmatten, bald im Gold der Saatfelder und Garben, bald im Tannendunkel, bald im Grauweiß der schroff niedersteigenden Felsenwände erglänzen. Es giebt hier keine gepflegten Promenaden, aber die schöne Sitte, die, ich weiß nicht, ob überall in Oberösterreich, jedenfalls aber in Goisern zu Hause ist, daß man durch Wiesen und Felder und Gartengrundstücke fortwandern kann, ohne jemals fürchten zu müssen, auf Absperrungen, auf ein unbequemes: Woher, wohin des Weges? oder auf bissige Hofhunde zu treffen, schafft einen mehr als genügenden

Digitized by Google

Ersatz. Und wenn man so durch diese traulichen Wohnstätten dahinwandert, über sich das grüne Gewölbe der hier zahlreich vertretenen Ahornstämme, umrauscht von Quellwässern, die reichlich dem Gebirge entströmen, und die in Brunnen gefaßt, bald hier, bald da uns entgegenplätschern, so geräth man völlig in den Bann des Zaubers dieser lieblichen Gegend. Sucht man aber das Großartige, so steigt man höher hinauf auf die Alm, da wo das majestätische Eisfeld des Dachstein, zur Seite der zerklüfteten Gebirgskette des Donnerkogel, uns entgegenleuchtet.

Goisern wird hauptsächlich als Durchgangspunkt von solchen Touristen besucht, die Halstatt mit seinem lieblichen See und dem prächtigen Wasserfall, den Dachstein, das Gosauthal, Aussee und was in dieser Linie als wünschenswerthes und von den Reisehandbüchern mit einem besonderen Vermerk bedachtes Wanderziel aufgeführt ist, zu erreichen streben. Es hat im Ganzen nur wenig ständige Besucher und würde noch weniger haben, wenn nicht seit einer Reihe von Jahren schon ein und der andere Wanderer seine Schritte hierher lenkte, um ein seitab auf mäßiger Anhöhe, dem sogenannten Primasberg, gelegenes, freundlich ins Thal hinabgrüßendes Häuschen aufzusuchen, dem Einwohner und Besitzer desselben die Hand zum Gruß zu schütteln oder auch wohl, je nachdem es sich grade fügt, um Quartier bei ihm anzusprechen und sein Gast für Wochen oder auch Monate zu bleiben. Denn Konrad Deubler, „der Bauern-Philosoph", wie ihn ein österreichisches Blatt einmal taufte, setzt seiner sehr weitherzig geübten Gastfreundschaft kaum irgend welche Schranken in Bezug auf Zeit oder Person, es sei denn, daß letztere zu der schwarzen Bande der Verdummungspartei zählte, mit der er zeitlebens im Kriege gestanden.

Digitized by Google

Aber dieſe hütet ſich ohnehin, dem aufgeklärten Sohn der Berge, der mit Strauß, Feuerbach, Uhlich, Roßmäßler und vielen bereits heimgegangenen Freidenkern in Briefwechſel und innigem Verkehr geſtanden, wie er ſich gegenwärtig noch mit Häckel und vielen anderen Gelehrten und Denkern freundſchaftlich berührt, irgendwie zu nahe zu kommen; ſie ſchlägt ein Kreuz und ſchleicht ſtille vorbei an der Stätte, die ſchon genügend durch eine Gedenktafel gekennzeichnet iſt, welche, an einem ſchattigen Ausſichtspunkt angebracht, beſagt, daß hier im Jahre 1867 Ludwig Feuerbach, „der größte und muthigſte Denker unſeres Jahrhunderts, manchen ſchönen Sommerabend zugebracht habe".

Indem ich über Konrad Deubler ſchreibe, thue ich es in einem ſo reclamenfeindlichen Geiſt, daß ich ſehr leicht dazu kommen könnte, ihm ſtatt zu viel, zu wenig Ehre und Anerkennung zu erweiſen. Und es wird daher gerathen ſein, wenn ich von einer Charakterſchilderung lieber ganz abſehe, und nur des Mannes Lebensgang und Umgebung in einer leichten Skizze ausführe. Den Lebensgang; — da haben wir es denn zuerſt mit einem 9- bis 10jährigen Dorfbuben zu thun, dem Sohne eines armen Bergknappen aus Goiſern, der ſich, weil ihm die Großmutter, die er ſehr liebte, geſtorben, mit Gedanken den Kopf zerplagt, wie es doch eigentlich mit dem ewigen Leben und der Fortdauer im Jenſeits beſtellt ſei. Alles, was ihm der Herr Pfarrer geſagt, giebt ihm keine rechte Ueberzeugung, der Herr Pfarrer weiß es halt auch nicht genau, aber er hat einmal die Anzeige eines Werkes von Sintenis geleſen, der dieſe und verwandte Materien in drei Bänden abgehandelt hat. Wer ein ſo dickes Buch ſchreiben kann, der muß es wiſſen. Wer ſich ſo ein Buch anſchaffen könnte! — aber freilich, das koſtet nicht weniger als 11

Digitized by Google

Gulden, eine völlig unerschwingliche Summe für ein armes Bergmannskind, dessen Vater mit Mühe und schwerer Arbeit nur eben die Nothdurft des Lebens erringt. Dennoch wird sie beschafft, diese Summe, mit Bitten und Betteln, von Onkeln und Tanten, hier ein Gulden und da ein Gulden, bis der kleine Schatz voll ist und der größere Schatz, die Weisheit des ehrenwerthen Sintenis, dafür eingehandelt werden kann. Und nun macht sich der kleine Deubler darüber her und liest und studirt, bis ihm der Kopf dampft und dann ist er sehr glücklich und zufrieden, denn er weiß nun Alles und ist auch beruhigt in Betreff seiner Großmutter. Beruhigt freilich nur für eine Reihe von Jahren, dann scheint es ihm, daß er noch mehr wissen müsse, er hat von Moses Mendelssohn gehört und kauft sich dessen Abhandlung über die Unsterblichkeit, dann kommt ihm ein Buch über den gleichen Gegenstand von Grävell in die Hände, kurz er geräth in die „Literatur" hinein. Aber nur in den Freistunden, nach schwerer Arbeit. Am Tage versorgt er seine Mühle, die hoch oben über dem Halstätter See wie ein Schwalbennest am Felsen angeklebt ist und zu welcher er, 260 Stufen hoch, die Säcke Getreide und Mehl auf dem Rücken hinauf und hinunter schaffen muß. Dort haust er 13 Jahre, dann zieht er mit dem Ersparten in sein Heimatsdorf und läßt sich dort als Gastwirth nieder. Auf die schweren Jahre der ehrlichen Arbeit folgen schwerere der hassenswürdigen politischen Verfolgung um der Ueberzeugung willen. Deubler, der nie müde geworden war, sich fortzubilden, sich Bücher anzuschaffen und Belehrung zu suchen, wo er sie irgend finden konnte, hatte nach 1848 sich ehrlich angelegen sein lassen, freisinnige Schriften in seiner Umgebung zu verbreiten. Die Sache wurde verrathen, Deubler's Verbindung mit Strauß

Digitized by Google

und anderen Anarchisten ans Licht gezogen und ein schweres Gewitter zog sich nun über dem armen Sünder zusammen. Welche Wichtigkeit man der Sache des freisinnigen Bauern in den höchsten Kreisen beilegte, geht unter Anderem daraus hervor, daß die Erzherzogin Sophie es für angebracht hielt, in Gesellschaft eines Criminalbeamten der Bibliothek Deubler's während dessen Abwesenheit einen Besuch abzustatten. Daß sie hier so ziemlich Alles an Literatur entdeckte, was in Oesterreich damals bei schwerer poena verboten war, entschied die Sache. Deubler wurde des Hochverraths, der Gotteslästerung u. s. w. angeklagt, in erster Instanz zwar freigesprochen, aber auf eingelegte Berufung des Staatsanwalts 1854 zu zwei Jahren schweren Kerkers und Internirung auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Sein und seiner Genossen Proceß*), ein Prachtstück aus den Zeiten des höchsten Taumels der Reaction, verdiente eine besondere actenmäßige Darstellung, kann aber in diesem Zusammenhang hier natürlich nur andeutend berührt werden.

Ungebrochen an Leib und Seele kehrte der kräftige Sohn der Berge nach vier Jahren Haft in sein Heimatsdorf zurück. Welche Zähigkeit dazu gehörte, um Alles zu überstehen, was politische Kerkerhaft in jenen Jahren in Oesterreich bedeutete und doppelt für den Protestanten bedeutete, auf dem zu allem Uebrigen auch noch der Bekehrungseifer der alleinseligmachenden Kirche lastete, begreift man erst, wenn man die Beschreibung jener Zeit aus dem Munde des ehemaligen Häftlings selbst gehört. Heimgekommen fand er seine Wirthschaft, die sein treues und verständiges Weib vorsorglich ge-

*) Der jetzige Oberlandesgerichtspräsident von Steiermark und Kärnthen, Ritter von Waser, spielte als Staatsanwalt in diesem Monstreproceß eine Rolle von trauriger Berühmtheit.

Digitized by Google

leitet, in blühendem Zustand, und heiterer Sonnenschein lagerte sich nun wieder auf seinen Lebensweg und geleitete ihn bis in die Gegenwart, wo er, ein allmählig vermöglich gewordener Mann, nachdem er das Wirthshaushalten drangegeben, auf seinem eignen Grund und Boden von nicht unbeträchtlichem Umfang wohnt, säend und mähend, den Acker bestellend und Bäume pflanzend, philosophirend und nach allen Weltgegenden correspondirend nach Herzenslust. Die „Gemeinde" Goisern, die viele Ortschaften umfassend an 4000 Seelen stark und weit überwiegend protestantisch ist, ehrte ihn durch Uebertragung ihres höchsten Ehrenamtes, des Bürgermeisterpostens, den er, nachdem er manches Nützliche, namentlich die Besserung der Schulverhältnisse und Gründung eines sehr erfolgreich wirkenden Consum- und Creditvereins geschaffen, wieder niederlegte, um sich selbst zu leben. Nur einen schweren Tribut hatte er durch den vor einigen Jahren erfolgten Tod seines Weibes dem Neid der Schicksalsmächte zu entrichten.

Deubler's geistige Eigenart gipfelt nach Außen in seinem „Atelier", einem geräumigen, saalartigen Anbau des Haupthauses. Werfen wir einen Blick hinein! Der erste Gegenstand, der, hervorragend durch Größe und Aufstellung, unsere Aufmerksamkeit fesselt, ist die auf hohem Sockel ruhende Broncebüste Ludwig Feuerbach's, vom Bildhauer Schreymüller in München mit der Inschrift in der Mitte des Sockels: Homo homini deus est. Darüber ein Medaillon des Philosophen in Basrelief, zu beiden Seiten ein paar große Kupferstiche, Alexander von Humboldt und Darwin darstellend, daneben kleinere Bildnisse von Zschokke, David Strauß, Vogt und Heinzen. Die übrigen Wände zieren einige in Oel ausgeführte Landschaftsbilder, mehrere Kupfer-

Digitized by Google

ſtiche nach Kaulbach, Statuetten von Leſſing, Humboldt und Uhlich, Photographien u. dgl. An der einen Längsſeite des Saales iſt ein Streicher'ſcher Flügel aufgeſtellt, die Mitte füllt ein großer Tiſch, bedeckt mit Büchern, Zeitungen und Kupferwerken, ſeltenen Steinen aus den Gebirgen des Salzkammerguts und einzelnen Geräthſtücken aus den bei Hallſtatt geöffneten Keltengräbern; zur Seite des Tiſches ſtehen zwei Staffeleien mit Gemälden, das eine ausgeführt von Deubler's langjährigem Freund, dem Maler Profeſſor Kummer in Dresden. Die dem Ramſauer Gebirgszug zugewendete Seite des Saales führt in einigen Stufen zu einem, eine prächtige Umſchau bietenden Balkon hinaus und birgt in ihrer inneren Seite die zu beiden Seiten der Auftreppung aufgeſtellte Bibliothek, eine Bücherſammlung, der zwar alle ſyſtematiſche Ordnung fehlt, die aber eine ungemein reiche Auswahl aller möglichen naturwiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Werke, Bücher wie Broſchüren, bis auf die neueſte Zeit enthält und die der rege Geiſt ihres Herrn und Meiſters immer noch weiter vermehrt. Von dem oberſten Bord der Bibliothek ſchaut die Büſte des Sokrates auf das bunte Durcheinander unter ihm, daneben liegt ein Todtenſchädel und dicht dabei einige Reliquien, Feuerbach's geologiſcher Hammer und der Strohhut, den er zuletzt getragen. Das Ganze aber in ſeiner ungeſuchten Schlichtheit wie in ſeinem Reichthum iſt ein getreues Charakterbild deſſen, der es ſchuf.

Eine ganz beſondere Erwähnung verdient Deubler's in ihrer Art wohl einzig daſtehende Briefſammlung. Die denkwürdigſten dieſer Dokumente hält er als Reliquien in einer alten, noch aus dem Jahre 1750 ſtammenden Familienſchachtel verwahrt. Die Reihe beginnt mit dem ehrwürdigen Zſchokke, in deſſen Schriften er im Beginn ſeiner aufkläre-

Digitized by Google

rischen Richtung viel Erbauung und Tröstung gefunden, dem er dafür gedankt und der ihm alsdann in einem aus dem Jahre 1844 stammenden Brief das Folgende darauf erwiedert:

„.... Aber, wahrlich wegen des Guten, welches ich Ihnen und Ihrem Freund geleistet haben soll, verdiene ich keinen Dank. Er gebührt allein der unsichtbaren Hand Gottes, die wir im Leben bald Zufall, bald Schicksal nennen und die Ihnen, der Sie mir ganz unbekannt waren, das ausgestreute Samenkorn zuführte und dafür in Ihrem Gemüth empfänglichen Boden bereitet hatte. Mir gehört nur der gute Wille, Ihnen das gute Vollbringen, durch welches Sie das höchste Gut auf Erden, Seelenruhe, Gleichmuth im Wechsel der Zustände und Bewußtsein, nach Kräften nützlich geworden zu sein für Freund und Feind, erringen werden. Mögen Sie dieses wahren Glückes lange und ununterbrochen genießen, denn es ist das einzige, welches wir mit vollem Recht unser selbsterworbenes, bleibendes Eigenthum nennen können, und das wir selbst jenseits der Todesstunde nicht verlieren.

Leben Sie wohl und glauben Sie, daß ich Sie aus Ihrem Briefe hochschätzen gelernt habe und recht aufrichtig bin

Ihr ergebener

Heinr. Zschokke.

Bedeutungsvoll und von historischem Interesse ist ein Brief von D. F. Strauß*). Es ist bekannt, daß die erste Ausgabe des Lebens Jesu nach des Verfassers ausdrücklicher Bestimmung nur für Theologen bestimmt war, die Nichttheologen waren als „noch nicht gehörig vorbereitet" ausgeschlossen. Was änderte diese Auffassung bei Strauß und zwar so gänzlich, wie sich dies in der Vorrede zu seinem neuen Leben Jesu ausgesprochen findet? Dort, wo er den „Wunderwahn den Hauptanstoß an dem ganzen alten Religionswesen" nennt, wo er behauptet, daß mit ihm „die Geistesreligion selbst ungeistig, das Christenthum jüdisch gefaßt" sei, während „das Christenthum erst wirklich christlich verstanden werde",

*) Von mir zuerst mitgetheilt in der „Wage" Nr. 45. 1877.

Digitized by Google

wenn wir erkennen, daß in demſelben „die Menſchheit nur ihrer ſelbſt tiefer als bis dahin bewußt geworden ſei“ — dort betont er mit Nachdruck, daß man dieſe Einſicht als Ahnung oft bei den „einfachſten Menſchen der unterſten Volksſchichten“ finde, während freilich „Viele in den oberſten Geſellſchaftsklaſſen ihr verſchloſſen“ blieben. Wie Strauß dazu kam, grade dieſen Ausſpruch zu thun, er, der im Ganzen nur wenig mit dem Volk und noch weniger mit den unterſten Volksſchichten verkehrte, dazu kann, glaube ich, der hier mitzutheilende Brief aus dem Jahre 1846 einen nicht unintereſſanten Beitrag liefern. Deubler hatte ſich an Strauß gewandt. Er hatte in ſeinen fernen Salzburg'ſchen Bergen ein leiſes Wehen der Erſchütterung verſpürt, die der ſchwäbiſche Theologe durch ſeine Kritik der hiſtoriſchen Grundlagen des Evangeliums verurſacht. Unverdroſſen und gewohnt, vor keiner Arbeit zurückzuſchrecken, hatte er ſich in den ſpäten Abendſtunden nach ſchwerer Tagesarbeit daran gemacht, in das Leben Jeſu in ſeiner erſten Geſtalt einzudringen. Bald war er inne geworden, daß der Zugang zum Verſtändniß hier für ihn durch Felsſtücke verrammelt war, die das redlichſte Bemühen nicht zu beſeitigen vermochte und dieſer Umſtand wurde die Veranlaſſung einer brieflichen, an den Verfaſſer des Lebens Jeſu gerichteten Anfrage, warum er denn bei ſeiner Arbeit ſo wenig das Volk berückſichtigt habe. Wie eigen mußte dieſe Aeußerung, der Wunſch und Bitte um Abhilfe angeſchloſſen war, den gelehrten Theologen, den muthigen, aber faſt vereinſamten Denker berühren! Er hatte den Kanzeln gepredigt und ſie leer gefunden, ſeine Rede und Beweisführung, die die Fachgenoſſen überzeugen und auf andere Wege leiten ſollten, hatte er in den allermeiſten Fällen an taube Ohren und widerwillige Herzen

Digitized by Google

verschwendet. Und hier ließ sich nun eine Stimme aus den Reihen der „Unvorbereiteten“ vernehmen, die herzlich verlangend nach Aufklärung und Belehrung begehrte. Der Vergleich mit Paulus, „der sich“ — worauf er in der Vorrede zum Leben Jesu hinweist — „an die Heiden wandte, da die Juden sein Evangelium von sich stießen“, war ihm hier in der That sehr nahe gelegt. Er setzte sich also hin und schrieb an seinen neu erworbenen Gesinnungsgenossen:

Werther Herr!

Da ich diesen Sommer längere Zeit auf Reisen war, so kam mir Ihr freundliches Schreiben erst jetzt zu, und ich beantworte es um so schneller, je mehr mir daran liegt, Sie nicht länger in dem Glauben zu lassen, als fehlte es mir am guten Willen, eine so wohlgemeinte Zuschrift wie die Ihrige zu beantworten. Eine befreundete Stimme aus Ihren Bergen zu vernehmen hat mir große Freude gemacht; Ihr Stand und Bildungsgang, die Mühe, die es Sie gekostet haben muß, Sich so weit durchzuarbeiten, gibt Ihren errungenen Ueberzeugungen doppelten Werth, und Ihr Brief ist mir ein erfreulicheres Zeichen der Zeit und der Früchte meines Wirkens, als es die zustimmende Aeußerung eines gelehrten Theologen sein könnte. Freilich grade eine solche Aeußerung, wie die Ihrige, zu verdienen, muß ich mir gestehen, sehr wenig gethan zu haben, und Ihr Vorwurf, daß wir Männer des Fortschritts unter den Gelehrten das Volk zu wenig berücksichtigen, ist wenigstens gegen mich ganz gerecht. Nur müssen wir bedenken, daß es damals, als ich mein Leben Jesu schrieb, noch ganz anders bei uns aussah. Hätte ich es populär geschrieben, so wäre es gewiß verboten worden; nur unter dem Schutze seiner gelehrten Form konnte es sich ungestört verbreiten. Und auch ich selbst hätte mir damals ein Gewissen daraus gemacht, ein solches Buch unter das Volk zu werfen; unter dem Volke waren damals noch keine Zeichen eines Bedürfnisses nach solcher Aufklärung zu bemerken, am wenigsten bei uns in Würtemberg, wo freilich noch jetzt jenes Bedürfniß nicht erwacht ist; ich, als Theologe, hatte es empfunden und befriedigt, meine theologischen Freunde, das wußte ich, empfanden es auch: so war mein Plan, durch Aufklärung der Theologen allmählig auch das Volk zu reineren Religionsbegriffen zu führen. Allein ich hatte falsch gerechnet und es sollte grade umgekehrt gehen. Die Theo-

Digitized by Google

logen in Masse verschmähten, was ich und andere Gleichgesinnte ihnen boten, weil sie für ihre Existenz als Geistliche fürchteten, dagegen wandte sich das Volk — im Deutschkatholicismus, in den Vereinen der protestantischen Lichtfreunde pp. — der neuen Richtung zu und wenn je das Unternehmen einer deutschen Kirchenreinigung in Deutschland gelingen wird, so wird dieß nur trotz, nicht durch die Theologen geschehen. Diese stehen jetzt zu dem, was uns geistig Noth thut grade so wie die Juden zur Zeit des Apostels Paulus: ihnen bot er das neue Heil zuerst, aber weil sie es verschmähten, wendete er sich zu den Heiden: so muß, wer jetzt Licht bringen will, die Theologen stehen lassen, und sich an das Volk wenden, das ebenso empfänglich ist, wie jene verstockt sind. So würde auch ich es halten, wenn ich heute zu schreiben hätte; allein ich hatte vor 10 und vor 6 Jahren zu schreiben, und jetzt sind Andere da, die für's Volk besser zu schreiben wissen, als ich, und so kann ichs denen überlassen.

Sie wünschen fernere Schriften von mir kennen zu lernen; die einzige, die es vielleicht der Mühe werth ist, noch zu lesen, ist ein kleines Heft, betitelt, friedliche Blätter, das ich Ihnen beilegen will, wenn, wonach ich mich erst erkundigen muß, dergleichen per Post dort einpassiren kann.

Mit dem herzlichsten Wunsch, daß diese Zeilen Sie wohl und zufrieden antreffen mögen, bin ich

Ludwigsburg, 8. Sept. 1846.

Ihr ergebenster

D. F. Strauß.

Daß Deubler's Brief in hohem Grade erfrischend und anregend auf Strauß gewirkt, wird sich nach dieser Antwort nicht bezweifeln lassen und vielleicht darf diese Anregung sich ihres bescheidenen Antheils daran berühmen, daß das große Unternehmen der Bearbeitung des Lebens Jesu „für das Volk" überhaupt zur Ausführung gelangt ist.

Und nun Du selbst zum Schluß, alter Freund, wenigstens in Deiner äußeren Erscheinung und Wesen. Ja, wenn man Dich so sieht, in Deiner oberösterreichischen Tracht, in schwarzer Lederhose, grünen Kniestrümpfen und den schweren benagelten Gebirgsschuhen, 62 Jahre alt und noch kein

Digitized by Google

graues Härchen, wie Du den ganzen Tag herumhandtierſt in voller Jugendfriſche, die ſchwerſten Arbeiten verrichteſt als wäre es Kinderſpiel, ſingend und lachend und doch voller Ernſt, ſobald es ſich um einen Ernſt handelt — „aus is'", wie man hierortens ſagt, wenn man einen höchſten Grad der Ver- oder Bewunderung bezeichnen will. Du haſt Dir Dein Leben nicht ſchlecht zurecht gezimmert und biſt wohl ein redender Beweis dafür, daß ſich das Jenſeits ſchon im Diesſeits beſtellen läßt und daß es Früchte trägt, wenn man nur richtig zu ſäen und zu ernten weiß.

Digitized by Google

XII.

Erinnerungen an Achtundvierzig.

Ob man jemals eine fröhlicher aufgeregte, harmloſer jubelnde und gleichzeitig ſchwungvoller hingegebene Zeit fröhlicher, aufgeregter und ſchwungvoller verleben konnte, als wenn man das Glück hatte, im Jahre 48 in der alten Reichsſtadt Frankfurt a. M. jung — ſagen wir ſiebzehn bis achtzehn Jahre — zu ſein? — Ich weiß es nicht, aber ich glaube es kaum und ich beneide mich ſelbſt, wenn ich an dieſen Frühlingstraum zurückdenke. Es iſt eine bekannte Selbſttäuſchung des griesgrämiger werdenden Alters, daß daſſelbe dem ſpäter heranwachſenden Geſchlecht die Jugendlichkeit der Gefühle abſpricht, die es ſelbſt in ganz anderem Maaß beſeſſen habe. „Ja, damals — wir waren auch ganz andere Kerle wie die heutige Jugend.“ Davon bin ich ſehr weit entfernt. Vermuthlich oder vielmehr unzweifelhaft iſt die heutige Jugend genau ſo jung, wie wir es damals waren. Aber ſo politiſch naiv und unwiſſend können ſie mit ſiebzehn, achtzehn Jahren um 1878 unmöglich ſein, wie wir es 48 geweſen ſind. Und das war unſer Glück, unſer unvergleichliches! Der Cherub mit dem flammenden Schwert hatte uns noch nicht aus den paradieſiſchen Gefilden unbekümmerter, ahnungsloſer Gläubigkeit auf das große Stoppelfeld der Kritik, des Zweifels und der durch beide vermittelten Ein-

Digitized by Google

ſicht hinausgetrieben. Einſicht — wer beſaß ſie damals überhaupt in Deutſchland in politiſchen Dingen, oder wer verlor ſie nicht, falls er ſie eben noch zweifelnd und nüchtern beſeſſen, über der blendenden Lichtfülle der prachtvoll erſtandenen Freiheitsſonne. „Ein Umſchwung der Verhältniſſe war eingetreten", ſchrieb Prutz zwei Jahre ſpäter, „ſo allgemein, ſo ungeheuer, wie ſelbſt die verwegenſte Phantaſie ihn niemals geträumt hatte, ein Tag der Freiheit umſpielte uns, ſo hell, ſo wolkenlos, ſo fruchtbar, daß es ja reinweg thöricht geweſen wäre, dabei noch zurückdenken zu wollen an jene arme, kalte Dämmerung, jene unheimlichen, blaſſen Nebel, die nun, ſo hofften wir, begraben wären auf ewig." Und Prutz war doch ein gereifter Mann und zünftiger Politiker, wir aber waren arme „Penäler" ohne jeglichen Vorbegriff von denjenigen Kräften, die in der modernen politiſchen Entwicklung eine Rolle ſpielten, und von dem Kreislauf von Erſcheinungen, den dieſelbe zu beſchreiben pflegt.

Um ſo beſſer waren wir freilich — denn wir waren doch ſchon bis Prima vorgerückt — im Sueton und Tacitus, in Rom und Athen zu Hauſe. Aber konnten dieſe uns ein Leitſtern ſein? waren ſie auch nur ein würdiger Gegenſtand, unſere Gedanken zu beſchäftigen, unſerm Geiſt Nahrung zu ſpenden in einem Augenblick, wo aller Orten die Begeiſterung für vaterländiſche Dinge in hellen Flammen auflohte?

Nein und abermals nein! In dem erſten Drang der Gefühle, wo wir nichts weiter empfanden und dachten als etwa das Körner'ſche:

Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los,
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?

hatten wir nach Waffen gerufen und die eingeſchüchterte, rathloſe Behörde hatte uns aus ihrer Vorrathskammer auch

Digitized by Google

wirklich eine ganze stattliche Anzahl emeritirter und theilweise wohl auch invalider Büchsen ausgeliefert. Mit diesen zogen wir, d. h. eine größere Anzahl der beiden obersten Classen des Gymnasiums, jeden Morgen auf den Turnplatz, um uns unter der Leitung eines gemietheten Exerciermeisters militärischen Uebungen hinzugeben und uns für eine etwaige gewaltsame Sprengung des Bundestags, wenn derselbe nicht gutwillig gehen sollte, kunstgerecht vorzubereiten. Von dem Turnplatz wurde mit den Gewehren ins Gymnasium gezogen.

Beim Eintritt in die Classe stellte Jeder sein Gewehr „mit Donnergepolter" in die Ecke und ich bedaure, uns das Zeugniß jugendlicher Unreife ausstellen zu müssen, daß wir dies Gepolter als ein militärisches Vorrecht mit möglichster Ostentation in Scene zu setzen uns bemühten. Wir waren von unserer Unreife übrigens selbst äußerst durchdrungen und eben daraus folgerten wir, daß wir, um derselben abzuhelfen, um uns ernsthaft für den großen Ruf des Vaterlandes vorzubereiten, nichts Besseres thun könnten, als dem Gang der sich vorbereitenden Ereignisse mit gespannter Aufmerksamkeit, mit ungetheilter Seelenkraft zu folgen.

Aus Studenten des Jenseits, nämlich der untergegangenen classischen Welt, wollten wir Studenten des Diesseits, Dessen, was vor unseren Augen vorging, werden und wenigstens für eine geraume Weile an nichts Anderes zu denken haben, als an den unserer harrenden staatsbürgerlichen Beruf. Dieser Gedanke berauschte uns so, daß es uns nicht mehr wie recht und billig erschien, wenn das Gymnasium zeitweilig der höheren Lehranstalt, dem Parlament, das über kurz oder lang in unseren Mauern vermuthlich zusammentreten würde, den Platz räumte und wenn wir unsere Collegienhefte ein

Digitized by Google

Semester lang mit staatsrechtlichen und politischen Ausarbeitungen über die Zeitereignisse statt mit dürren Exercitien und Excerpten aus schweinsledernen Folianten anfüllten. Wir verlangten mit einem Wort aus unserer Gymnasialhaftpflicht auf sechs Monate entlassen zu werden und uns frei und unbehelligt vom Pedell an den der politischen Discussion geweihten Orten zeitgemäßen Studien hingeben zu dürfen und wir brachten dies Verlangen in einer wohl motivirten Denkschrift vor unsere zuständige Behörde.

Es gerieth uns aber nicht zum Heil! Wir hatten zwar den stärksten und längsten Insassen, den unsere Prima aufzuweisen hatte, als imponirenden Sendboten mit der kitzlichen Mission, die Denkschrift an den Mann zu bringen, betraut, auch hatte dieser von Ungefähr das besondere Glück gehabt, das winzigste Mitglied unserer Oberbehörde, einen verwachsenen Schöffen, anzutreffen, als er das bescheidene Anliegen der vereinigten Secunda und Prima vorzutragen sich erkühnte, aber der Erfolg war ein anderer, wie wir geträumt. Der winzige Schöffe hatte kaum unsere Absicht begriffen, als er sich voll dunkler Zornesröthe von seinem Sitz erhob, und wahrscheinlich rettete nur die Körperlänge unseres Boten diesen vor dem Schicksal, daß der höchst entrüstete Schulvorgesetzte ihm unsere Petition rechts und links um die Ohren schlug. Da er, um diese Operation zu vollführen, aber erst einen Schemel hätte besteigen müssen, so begnügte er sich mit einigen moralischen Ohrfeigen, die aber so außerordentlich gewichtig ausfielen, daß der also abgestrafte jugendliche Deputirte hoch erröthet und zerknirscht zu uns zurückkehrte. Damit war unser erster Anlauf zu einem Sprung in das verheißungsvolle Land der Freiheit nun allerdings schmählich gescheitert, die „Reaction" — im Grunde erschien uns die

Digitized by Google

ganze Autorität der Schule wie eine einzige Reaction — hatte gesiegt, indessen die Zeit war nicht danach angethan, uns zu Kreuz kriechen zu lassen. Eine außerordentlich sinnreich componirte Katzenmusik, die uns um so berechtigter erschien, als unser Abgesandter unseren Erwartungen in Betreff einer energischen Wahrung unserer Ansprüche gar nicht entsprochen hatte, erleichterte unsere Gefühle und im Uebrigen blieb auch außerhalb der eigentlichen Schulzeit noch reichlich Gelegenheit, um das täglich reicher und rauschender sich entfaltende Schauspiel der deutschen Revolutionsbegeisterung und ihrer unblutigen Triumphe in vollen Zügen zu schlürfen.

Schwerlich wird Einer tiefere und bleibendere Eindrücke von allen Vorgängen jener Tage davon getragen haben als wir, die wir ihnen das ganze, jugendfrische Interesse einer nicht zu ersättigenden Schaulust entgegenbrachten.

Noch heute, nach dreißig Jahren, ist mir das Gedächtnißbild der Hauptacteurs, die uns zuerst entgegentraten, vollkommen unverwischt. Lebhaft vor mir stehen sehe ich noch den Turnvater Jahn, eine vom Alter ungebeugte, steile Gestalt mit charakteristischen, runenhaften Zügen, umrahmt vom weißen Vollbart und Haupthaar, auf dem ein schwarzes Sammetkäppchen thronte. Ehrfürchtig von uns bewillkommnet, trat Jahn, dessen Ansprache und ganzes Auftreten uns nicht aus echt revolutionärem Guß erschien, gleichwohl an Interesse zurück hinter den jüngeren Helden des Tages, Robert Blum, Struve, Hecker, die wir sämmtlich mit Fackelständchen begnadeten, um einer unmittelbaren Berührung und Begrüßung theilhaftig zu werden.

Von ihnen eroberte sich namentlich Hecker, ein blühend schöner Mann mit wallendem Haar und Bart, der den großen Ruf, der seinem Namen voranging, ebenso durch seine äußere

Digitized by Google

Erscheinung wie durch eine schwungvoll fortreißende Beredsamkeit zu rechtfertigen schien, unser Aller Herzen im Flug. Struve, der meistens zusammen mit ihm genannt wurde und auch gemeinschaftlich mit ihm auftrat, verlor neben ihm. Aelter als sein badischer Landsmann, mit ernsten, strengen Zügen, einem puritanisch geschorenen Kopf, einer kargen, dogmatisch construirenden Redeweise gehörte er zu denjenigen Persönlichkeiten, denen sich bei der ersten Begegnung die Herzen nicht erschließen und die fast regelmäßig unter ihrem eigentlichen Werth veranschlagt werden. Mit Blum stand es trotz einer wirklich abschreckend ungünstigen Außenseite in dieser Beziehung doch anders. Seine Häßlichkeit hatte etwas Imponirendes, insofern sie durch und durch volksthümlich war. Kurz, vierschrötig, eckig, in allen Gliedern und Bewegungen derbe Kraft, aber ohne alle Eleganz, auf dem Stiernacken einen mächtig ausgebauten Kopf mit struppigem Bart und Haar, abgeplatteter Nase und klugen Augen, von denen aber das eine meistens unter einem halbgeschlossenen Lide hervorblinzelte, — der erste Anblick wirkte überwältigend zu seinen Ungunsten.

Aber dieser Eindruck wandte sich bei den Meisten völlig zu seinen Gunsten, sobald Blum redete. Er sprach nicht immer gewählt, aber zündend, markig, pathetisch. Eben dieses Pathos, das, weil es nicht selten sich in den Bildern vergriff, seinen Feinden und den Verehrern einer geglätteten Salonrhetorik so viel Anlaß zum Spott gab, wirkte doch nicht allein bei den Massen, sondern bei den meisten Unbefangenen für Blum. In ihm war das Volk selbst zu Wort gekommen — der Eindruck war doch schließlich der bleibende und überwiegende, und wer nicht lediglich an der Außenseite der Erscheinung haftete, konnte sich diesem ganz eigenartigen

Digitized by Google

Zug seiner Persönlichkeit, durch den sich dieselbe von den übrigen demokratischen Celebritäten scharf sonderte, nicht verschließen.

Mit dem Zusammentritt des Vorparlaments am letzten Tage des Märzmonats traten die bisher nur debattirten Meinungsgegensätze mehr ins Tageslicht, sie drängten nach Anerkennung und warben Anhänger. Auf den Straßen sammelten sich die „Gemäßigten" und die „Radicalen", zogen in hellen Haufen an einander vorüber und riefen sich Drohworte und Stichreden zu, wobei die Gemäßigten den Radicalen nichts nachgaben. Beide Parteien hatten sich Embleme gewählt. Auf dem Schild, welches die ersteren an einer Fahnenstange befestigt umherführten, las man das Losungswort: Parlament, auf dem der letzteren: Republik. Der Gegensatz, um den es sich handelte, war auf diese Weise natürlich nur höchst ungenügend und gradezu unrichtig bezeichnet. Was auf der Tagesordnung stand und die Gemüther bewegte, war vielmehr die in der That höchst folgenschwere Entscheidung über die Frage, ob die eben zusammengetretene revolutionäre Versammlung sich in Permanenz erklären und das Werk der Neuschaffung unmittelbar in Angriff nehmen, oder ob sie sich damit begnügen solle, die Einberufung eines neu zu wählenden, Verfassung gebenden Parlaments nach Kräften sicher zu stellen. Wer der ersten Alternative zustimmte, hatte sich damit natürlich noch nicht als Republikaner erklärt und die wenigsten Derer, die mit der republikanischen Standarte umherzogen, fühlten sich als solche, wenn sie auch nichts davon wissen wollten, die Revolution zu schließen, ehe sie noch eigentlich begonnen, um der bedrohten monarchischen Ordnung zu Hülfe zu eilen.

Ich stand grade müssig unter der gaffenden Menge,

Digitized by Google

welche alle Plätze erfüllte, als in der Nähe des Theaterplatzes ein Zusammenstoß erfolgte. Die „Republikaner“ marschirten unter Anführung eines damals vielgenannten und vielgesehenen Mannes, des rothbärtigen Metternich aus Mainz. Metternich galt als ein Hauptverschwörer und stand bei den Radicalen in hohem Ansehen. Ein leidenschaftlicher Redner in den Volksversammlungen, mit einer Gesinnung von noch dunklerer Röthe wie sein Bart, dabei von imponirendem Körperwuchs und Kraftfülle, war er der typische Revolutionair. Daß er dabei nicht von dem gemeinen Schlage eines bramarbasirenden Phrasenhelden war, sondern in Wahrheit voll revolutionärer, thatendurstiger Leidenschaftlichkeit steckte, bewies er bei dieser Gelegenheit. Als die „Gemäßigten“, stolz um ihre Fahne geschaart, vorüberzogen und bei dieser Gelegenheit zwischen den feindlichen Parteien wieder einige Wortwurfgeschosse hin- und herflogen, bekam Metternich das Gaukelspiel plötzlich satt. Ich sah, wie eine dunkle Röthe ihm ins Gesicht stieg, er reckte seine überragende Gestalt noch über das eigentliche Maaß empor, murmelte einige verächtliche Worte und ehe Jemand seine Absicht errathen konnte, brach er mit einem plötzlichen Sprung in die dichten Reihen der Feinde ein und riß den Fahnenträger zu Boden. Im nächsten Augenblick hatte er die Fahnenstange zerbrochen und die Parlamentsfahne mit seinen Füßen vertrampelt. So consternirend plötzlich kam der Ueberfall, daß weder Freund noch Feind sich regte. Die Ueberraschung wirkte auf beiden Seiten lähmend. Freilich nur für einen Augenblick. Im nächsten warfen die „Gemäßigten“ sich mit Uebermacht auf den kecken Beschimpfer ihrer Fahne und Metternich, der von den Seinigen abgeschnitten sich der Hiebe und Stiche, die gegen ihn gerichtet wurden, nicht erwehren

Digitized by Google

konnte, mußte blutend und nicht unerheblich verwundet in ein benachbartes Haus geschafft werden. Ihm nach drängte sich die durch diesen Vorgang höchst aufgeregte Volksmenge.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Kunde von diesem Vorfall in der Stadt und erreichte bald auch den Sitzungssaal des Vorparlaments, dem der Schreck über seine eigene revolutionäre Bedeutung eigentlich fortwährend in den Gliedern lag und welches über ein scheinbar so nahes Heranbrausen der Revolutionsfluth draußen nun vollends alle Haltung verlor und in wilde Bewegung gerieth. Wer weiß, welche Wendung die Dinge genommen hätten, wenn die erste Meldung von einem Heranrücken bewaffneter Volkshaufen, um die Permanenzerklärung der Versammlung zu erwirken, sich nicht sehr bald als völlig unbegründet herausgestellt hätte. Sehr wahrscheinlich hätte es nur eines geringen derartigen Anstoßes bedurft, um der entschiedenen Linken das moralische und numerische Uebergewicht zu verschaffen, da die zaghafteren Geister die erste beste Gelegenheit benutzt haben würden, um spurlos zu verschwinden und „der Anarchie", die sie bereits in allen Ecken und Winkeln lauern sahen, das Feld zu räumen. Was dann geschehen sein würde, zu welchem Endziel der Versuch, Deutschland eine revolutionär entscheidende, unmittelbar eingreifende Behörde zu schaffen, geführt haben würde — Niemand kann es entscheiden. Daß aber bei der völligen Rathlosigkeit der Regierungen, der vom Schrecken betäubten Lähmung aller Autoritäten dieser Weg für den Augenblick gangbar war, daß es unübersteigliche Hindernisse im Moment nicht gab, läßt sich nicht bezweifeln, wenn darin auch noch keine unbedingte Bürgschaft für ein Gelingen gelegen war. Daß andererseits der Weg, den die achtundvierziger Revolution gewandelt, von vornherein mit Unfrucht-

Digitized by Google

barkeit geſchlagen war und in einer Sackgaſſe enden mußte, das wiſſen wir heute ſehr genau. Indeſſen damals waren wir noch nicht ſo weit, um mit Beſtimmtheit als nothwendiges Ergebniß der ſich bedingenden Factoren ausſprechen zu können, was ſich nur als Vermuthung aufdrängen konnte. Daß eine Revolution ſtets ihr Teſtament macht, wenn ſie ihre Aufgabe in die Hände von großen berathenden Verſammlungen legt, das mußte von uns erſt erlebt werden. Einſtweilen ſah man der Geſtaltung der Dinge auf dieſem Wege mit überwiegendem Vertrauen entgegen, und als am dritten April das Vorparlament ſein Daſein mit einer Selbſtauflöſung und dem Beſchluß, eine conſtituirende Nationalverſammlung einzuberufen, beſchloß, verhallte in Frankfurt jeder Mißton unter dem Jubel der Freude, daß die Revolution ſo raſch ein ſo reifes und reiches Ergebniß geliefert habe. Selbſt der wetterwendiſche April verleugnete ſeine Natur, der prächtigſte Frühlingsſonnenſchein ſtrahlte über der im bunteſten Farbenſchmuck prangenden Stadt, als die im Vorparlament verſammelten Vertreter Arm in Arm den Sitzungſaal verließen und das von den Thürmen erſchallende Glockengeläute den feierlichen Schlußact verkündete. Ganz Frankfurt, durch maſſenhaften Zuzug von Außen vergrößert, war auf den Beinen und was an dieſem Tage durch die Nacht bis zum nächſten Morgen an Fackelzügen, Kanonenſchlägen, Abſchiedsreden und Freudenfeuern geleiſtet wurde, entzieht ſich jeder Beſchreibung. Es war der letzte Rauſch überſchäumender, ſorgenloſer Begeiſterung vor der Arbeit. Mit der Arbeit, die ſechs Wochen ſpäter beginnen ſollte, kam der Ernſt und die Ernüchterung.

Am achtzehnten Mai trat die verfaſſunggebende deutſche Nationalverſammlung zuſammen, das erſte und einzige Par-

Digitized by Google

lament eines Deutschlands, „soweit die deutsche Zunge klingt“. Die perspectivische Ferne von dreißig Jahren, welche uns von jener Versammlung trennt, hat viel von den üblen Nachreden und Antipathien getilgt, welche sich in der ersten Zeit nach ihrem ruhmlosen Erlöschen reichlich über sie ergossen. Eins ist geblieben — und dies Eine befestigt eigentlich jeder weitere Zeitabschnitt, den wir durchleben und die Vergleichungen, die wir seit jener Zeit anzustellen reichlich Gelegenheit hatten, nur immer mehr: sie war theils durch ihre Zusammensetzung, theils durch die sie begleitenden Zeitumstände eine der interessantesten und glänzendsten Versammlungen, welche die deutsche Geschichte je gesehen, interessanter und glänzender als irgend eine, welche die politische Entwicklung in Deutschland seit jener Zeit auf die Bühne gerufen hat.

Der Glanz der Frankfurter Versammlung lag in ihrer revolutionären Bedeutung. Dies mag eigenthümlich erscheinen, wenn man den überwiegend aus Professoren und Gelehrten aller Art zusammengesetzten, der Gesinnung nach doctrinärzahmen Charakter des deutschen Parlaments erwägt, aber es war gleichwohl so. Nichts drückt den Menschen sicherer nieder, nichts beugt mehr seinen emporgerichteten Wuchs als das Bewußtsein seiner eigenen Schwäche. Gewarnt durch das Gefühl derselben, wird er vorsichtiger leben, mancher Niederlage vielleicht ausweichen, manchen Fehler vermeiden, aber um das ideale Gefühl souveräner Selbstbestimmung, das mit dem Scheitel an die Sterne rührt, ist es für ihn geschehen. Der Frankfurter Versammlung ging das Bewußtsein ihrer thatsächlich vorhandenen Schwäche vollständig ab und dies rückte sie in eine ideale Höhe, welche keine deutsche Versammlung nach ihr wieder besessen hat. Seit Heinrich v. Gagern in der Antrittsrede, die er als erstgewählter Prä-

Digitized by Google

sident hielt, sie für souverän erklärt hatte, für berufen, das Werk der Neuschaffung Deutschlands nicht zu vereinbaren, sondern aus sich maßgebend zu bestimmen, hielt sich die Majorität für thatsächlich souverän und kein Zweifel an der Vollmacht und Vollkraft dieses ihres Berufes störte in den ersten Monaten ihre hohe Stimmung. Sie hatte stets nur einen Zweifel, ein Bedenken: ob es ihr auch gelingen werde, eine Kraft, in deren Besitz sie sich wähnte, soweit zu mäßigen, daß dieselbe nicht doch noch irgendwo und irgendwie explodire und eine furchtbare Verheerung in Deutschland anrichte. Dies war ihre Stellung der Linken gegenüber, deren Mitglieder in den Augen der Majorität unpraktische Ideologen und Phantasten waren, die aber in der That über die Bedingungen, von denen die Erhaltung der Kraft abhängig ist, viel nüchterner und richtiger dachten, als die herrschende Partei des rechten Centrums unter der Anführung Gagern's. Das Frankfurter Parlament gemahnte an jenen Cavalier, der das Reiten mied, weil er sich für zu leidenschaftlich hielt und die Gefahr fürchtete, nicht etwa, daß das Pferd mit ihm, sondern daß er mit dem Pferd durchgehen werde. So war die Majorität stets in der Sorge befangen, nicht etwa daß die schwer gereizte und doch nur für den Augenblick machtlos gewordene monarchische Autorität alten Stils allmählig die Revolutionskraft erdrücken, sondern daß diese, als deren Ausdruck sie sich betrachtete, die monarchische Ordnung vollends aufzehren werde, wenn sie nicht um Himmels willen ihre Leidenschaftlichkeit dämpfe. Die fixe Idee dieser Kraftüberfülle, über welche die Versammlung verfügen konnte, wenn sie wollte, hob sie auf ein Piedestal, auf welchem sie sich getrost neben dem souveränen englischen Parlament erblicken konnte. Und da in der ersten Zeit ihres Bestehens in der

Digitized by Google

That nichts in der politischen Entwicklung der Dinge eintrat, was diesen Glauben unbedingt hätte erschüttern müssen, so gewann derselbe eine gewisse unbezweifelte Realität und breitete sich um die Versammlung als strahlende Lichthelle, als majestätischer Königsmantel aus, der jeden einzelnen, auch den an sich verzagtesten Parlamentaner, mit seiner Glorie streifte, mit einem souveränen Bewußtsein erfüllte.

In diesen eigenthümlichen Verhältnissen war es zum Theil gelegen, daß die Frankfurter Versammlung, trotzdem die Majorität bekanntlich keineswegs durch Charakterkraft imponirte, von einem geheimnißvollen Glanz umleuchtet war, der außerordentlich bestechend wirkte und auch den nüchternen Beobachter blenden konnte. Die Unantastbarkeit der Volkssouveränität umgab sie mit einer so hohen Weihe, daß man den Eindruck empfing, ihr Dasein sei gefeit und alle Verschwörungskünste müßten an ihr zu Schanden werden. Wer durfte sich an dem Gesalbten vergreifen? Die Linke, die immer ein wenig Sturm läutete, glaubte im Grunde an das Gelingen eines solchen Attentats so wenig wie das Centrum und unterschied sich von diesem nur darin, daß sie den bösen Willen bei den Regierungen voraussetzte, an den zu glauben jenes sich hartnäckig weigerte. Eine andere wahrhaft imponirende Seite des achtundvierziger Parlaments lag aber außerdem in dem Reichthum an rednerischen Kräften. Es ist eigenthümlich genug, daß unser erstes parlamentarisches Debut als Nation in oratorischer Beziehung glänzend ausfiel und daß wir seit jener Zeit keine Fort-, sondern Rückschritte gemacht haben. Man sollte das Umgekehrte erwarten. Man sollte denken, daß ein Vierteljahrhundert parlamentarischer Schulung allgemach bereits Anfänge einer traditionell sich weiterpflanzenden politischen Redekunst bei uns gezeitigt habe,

Digitized by Google

deren Spuren im Reichstag zu Tage treten müßten. *Solches* ist aber keineswegs der Fall und die Gegenwart hat einer ganzen Reihe von glänzenden Namen aus der Zeit des ersten deutschen Parlaments kaum einen oder den anderen Namen in der jetzt bestehenden Vertretung des deutschen Reichs an die Seite zu stellen. Fast alle Nüancen und Stilarten der Beredsamkeit waren durch die Redner der Linken wie der Rechten in einer zum Theil gradezu mustergültigen Weise vertreten und die großen und leidenschaftlichen Debatten, welche das Haus häufig bewegten, wurden durch so seltene rednerische Kräfte, wie sie u. A. Rieſſer, Bassermann, Giskra, Simon aus Breslau und Ludwig Simon, Jordan von Berlin, Radowitz und Vincke darstellten, in eine gewisse classische Höhe emporgehoben.

Auch an Persönlichkeiten, denen ein gewisses pikantes Interesse anhaftete, fehlt es zur Seite der Namen von gewichtigerem Klang, den Arndt, Jahn, Uhland, Wirth, Fallmerayer und anderen dem Frankfurter Parlament nicht. Wenn man den Blick von der bequemen und geräumigen Zuschauertribüne über die zahlreiche und stattliche Versammlung schweifen ließ, fiel auf der äußersten Rechten ein scharf geschnittener, maliciös blickender Kopf auf, der tief zwischen den hohen Schultern steckend einer Aesops-Gestalt angehörte. Es war Herr Detmold, in den leichtsinnigen Kreisen Hannovers das „kleine Laster“ genannt, der eine gewisse Celebrität wegen seiner scharfen Zunge, namentlich aber wegen der von ihm in Verbindung mit dem Genremaler Schrödter unternommenen Piepmeyer-Karrikaturen genoß. Herr Piepmeyer, dessen Deputirtenlaufbahn geschildert wurde, sollte den gesinnungsleeren „Wicht der Popularität, den Sklaven der Freiheit“ darstellen und der Verfasser hatte es ver-

Digitized by Google

ſtanden, dabei ſo manchen glücklichen Griff anzubringen und eine ſo gründliche Abtrumpfung ſtehend gewordener Phraſen vorzunehmen, daß das ſatiriſche Büchlein den höchſten Beifall der Rechten und des rechten Centrums errungen hatte und auch über dieſe Kreiſe hinaus, deren Auffaſſung es am ſchärfſten wiederſpiegelte, Bewunderer fand. Nicht ſehr fern von Herrn Detmold, der ſeine Parlamentsmuße meiſtens in höchſt ungenirter Attitude, nicht ganz ſelten auf ſeinem Sitze ſchlummernd verbrachte, erblickte man eine dem Verfaſſer des Piepmeyer in jeder Beziehung höchſt unähnliche Erſcheinung. Es war eine dem vorgeſchrittenen Mittelalter des Lebens angehörige Perſönlichkeit von ariſtokratiſcher Tournüre und einer würdevollen Haltung, die halb den Militär, halb einen höheren Geiſtlichen anzukündigen ſchien. Der Kopf mit den ausdrucksvollen, dunklen Augen, dem gelben Teint, dem prononcirten Geſichtsausdruck ſchien ſüdliche Abſtammung zu verrathen, obwohl General von Radowitz, der ſich auf dieſe Weiſe präſentirte, ein geborner Deutſcher, ſo viel man wußte, war. Soviel man wußte — im Grunde wußte es Niemand genau und Niemand war überhaupt im Stande, das geheimnißvolle clairobscur, welches ihn umgab, völlig zu durchdringen. Ueber ſeine Herkunft wie über ſeine Vergangenheit, ſeine Beziehungen zum kurheſſiſchen Hof wie ſeine intime Vertrauensſtellung zum König von Preußen ſchwebte ein Myſterium, welches eine Menge Gerüchte in Umlauf ſetzte. Die ſchweigſame Art des Mannes, der ſelten in die Debatte eingriff, dann aber in der gemeſſenſten Weiſe ſprach und mit großer Aufmerkſamkeit angehört wurde, der Umſtand, daß er Vielen für einen geheimen Jeſuiten galt, ſeine iſolirte Stellung im Parlament, die eigenthümlich damit contraſtirte, daß er in der Verſammlung faſt beſtändig Briefe

Digitized by Google

schreibend erblickt wurde, gaben den Gerüchten immer neue Nahrung und vermehrte ihre Abenteuerlichkeit. Selbst mit dem vielberedeten Grafen St. Germain sollte er, wie Manche behaupteten, eine Aehnlichkeit in dem Punkte besitzen, daß er wie jener über völlig entlegene Zeitverhältnisse sprechen und Auskunft geben konnte, als ob er dieselben mit erlebt hätte. Als Laube eines Tages ärgerlich darüber, daß er in einer Costümprobe sich vergeblich bemüht, das Parlament betrat, verwies ihn ein Freund, dem er seine Noth klagte, an den Alles wissenden Herrn von Radowitz. Mehr zum Scherz und aus Neugier, als in gutem Ernst verfügte er sich an die Stelle, wo Jener emsig in seinen Schreibereien vertieft saß. Die Frage, welche Laube nicht hatte erledigen können, weil das Costümbuch verlegt war, betraf den minutiösen Punkt, wieviel Puder 1740 in der preußischen Armee und am Hofe getragen worden sei, und zu Laube's nicht geringem Erstaunen war Herr von Radowitz, sobald er die Frage vernommen, völlig bereit und in der Lage, mit der ausführlichsten Sachkenntniß und als ob er aus anschaulicher Erinnerung spräche, die erbetene Auskunft zu ertheilen. Dabei verbreitete er sich dann noch plaudernd über Personalien und den politischen Charakter jener Zeit und Laube mochte sich am Schluß der Conversation wie Jemand erscheinen, den ein unerlaubtes Blendwerk foppt, das ihm den causalen Zusammenhang der Dinge aufzuheben droht. Herr von Radowitz gehörte vermuthlich zu den sehr wenigen Personen, welche die Unerreichbarkeit des Zieles, das sich die kaiserliche Partei gesteckt, völlig klar durchschauten. Schon die sehr intime Kenntniß der Denkweise Friedrich Wilhelm's IV. schloß jede Täuschung darüber aus. Er harrte seiner Zeit, gewiß daß dieselbe kommen müsse. Und seine Rechnung

Digitized by Google

täuschte nicht, wenn er sich auch über die Dauer und Bedeutung des Einflusses irrte, den er auszuüben und zu behaupten vermuthlich geglaubt hatte.

Von der Rechten nach der Linken überspringend, da das sehr ehrenwerthe Centrum weniger pikanten Stoff bietet, erblickte man einen jungen, elegant aussehenden Mann, der, nachlässig an eine Säule gelehnt, häufig die Damengallerie mittelst eines Opernglases musterte und von dieser selbst einiger auszeichnenden Aufmerksamkeit würdig erachtet wurde. Es war der Dichter, spätere Marinerath unter der provisorischen Centralgewalt und gegenwärtige Nibelungen-Rhapsode, Herr Jordan. Eigentlich der äußersten Linken angehörig und einer ihrer ungestümen Redner, wechselte er in der Polendebatte den Standpunkt und ging mit klingendem Spiel in einer glänzend stylisirten Rede ins gegnerische Lager über. Er errang dadurch mit einem Schlag die äußerste Abneigung der Linken, die Anerkennung der Rechten, die Freundschaft des prononcirtesten Heißsporns des preußischen Flügels, des Fürsten Felix Lichnowsky, und die Anwartschaft auf eine Versorgung von Reichswegen, kurz er gehörte zu jener Zeit zu den célébrités contemporaines.

Jener andere sehr jugendliche Deputirte von zartem Körperbau und den fast zu weichen, träumerischen Zügen, dessen Gedanken sehr weit von den im Parlament verhandelten politischen Gegenständen zu Hause zu gehören scheinen, ist abermals ein Dichter, Moritz Hartmann aus Böhmen. Irgend eine verirrte Revolutionswelle hatte ihn in diese Versammlung hineingefluthet und er brachte nun als seinen Antheil an der politischen Arbeit jene politisch-satirischen Gedichte dar, die unter dem Titel der „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“ eine verdiente Anerkennung genossen. Hartmann

Digitized by Google

gehörte zu den bei allen Parteien wohlgelittenen Persönlichkeiten, eine gewisse Anmuth seines Wesens benahm selbst seinen satirischen Zeitglossen, in denen er die Gegner keineswegs schonte, den verletzenden Stachel. Ganz anders war die Stellung, die ein derselben Partei angehöriger, ebenfalls noch sehr junger Volksvertreter, den eine ungewöhnliche Corpulenz bei lebhaften Bewegungen des Kopfes und raschem Umherblicken auffällig kennzeichneten, in den Augen der Mehrheit einnahm. Karl Vogt ward von dieser mit der ausgesprochensten Abneigung betrachtet. Der radicale Standpunkt, zu dem er sich bekannte und dessen Consequenzen er schonungslos vertrat, machte ihn ebenso verhaßt, wie die spöttische Art der Abfertigung, welche er den Rednern der Rechten zu Theil werden ließ. Er galt für einen politischen Abenteurer ohne jede feste Gesinnung und sittlichen Halt, man fand, daß er die schlechten Seiten von Holbach, Lamettrie, Camille Desmoulins und Dr. Bahrdt „mit der eisernen Stirne" in sich vereinige. Eine Bestätigung hat dies erbitterte Urtheil bekanntlich keineswegs erhalten und die ruhige und gediegene Wirksamkeit, die Vogt seit jener Zeit in den langen dazwischen liegenden Jahren als Gelehrter entfaltet hat, wird vermuthlich die meisten seiner damaligen Gegner, wenn nicht mit seinen Ideen, doch mit seinem Charakter ausgesöhnt haben.

Um die Zeit der Einsetzung der provisorischen Centralgewalt — die Wahl des Reichsverwesers fand am 29. Juni, sein Einzug in Frankfurt am 11. Juli statt — stand das Frankfurter Parlament noch auf der Höhe seiner Scheinmacht und seiner souveränen Erhabenheit. Als Gagern nach erregter mehrtägiger Debatte mit dem historisch gewordenen berühmten Wort: „Meine Herren, ich thue einen kühnen

Digitized by Google

Griff — ich ſage, wir müſſen die proviſoriſche Centralgewalt ſelbſt ſchaffen", den Sieg der Linken zuführte, für deren principielle Anſchauung er ſich in dieſem Fall entſchied, ſchien das Parlament noch einmal allen ſeinen Krittlern Unrecht zu geben und indem es das Princip ſeiner Selbſtſtändigkeit behauptete, auch die Bürgſchaft des Gelingens in ſeiner Kraft gegeben zu haben. Die Verſammlung hatte ſich ſelbſt wiedergefunden und erglänzte noch einmal im vollen Sonnenlicht der Bedeutung, „die maßgebende Stelle" für Deutſchland ſein und bleiben zu wollen. Von der Linken war es Ruge, welcher während der Debatte der unſchlüſſigen Majorität das Wort zugerufen hatte: „Wer ſein Princip aufgiebt, giebt ſeine Seele auf und wehe ihm, wenn er es thut!" Nachdem das Princip gewahrt blieb, war auch die Linke in dem weſentlichſten Punkt befriedigt, und, wie wenig ſie auch mit der Wahl des Erzherzogs Johann ſympathiſirte, die Einigkeit der Parteien war gerade in dieſem Augenblick eine größere als wie ſeit langer Zeit. Denjenigen freilich, die all den Pomp nur auf einer morſchen, unterwühlten Grundlage auferbaut erblickten, das dem erſten Grollen der Reaction weichen werde, deſſen Wetterzeichen bereits ſichtbar am Horizont aufſtiegen, ſchien einige Wochen ſpäter ein geflügeltes Wort Recht zu geben, das wie ein Lauffeuer durch die maßgebenden politiſchen Kreiſe ging. Es war bei der Dombaufeier in Köln, als Friedrich Wilhelm IV. dem die Deputation des Parlaments anführenden Gagern die ſcharfen Worte zugeherrſcht hatte: „Vergeſſen Sie nicht, daß es noch Fürſten in Deutſchland giebt und daß ich einer von ihnen bin!" Ein ſchlimmes Wort, ergangen von Souverän zu Souverän, der mit Worten darauf nichts erwidern durfte und mit Thaten weder antworten konnte noch wollte. So

Digitized by Google

bemühte ſich die Gagernſche Partei denn, den Ausſpruch des Königs als ein bon mot darzuſtellen, das man nicht auf die Goldwage legen dürfe und ſo gut es ging Beruhigung bei dieſem Troſt zu faſſen. Ein bon mot — vielleicht, aber ein ſehr ernſtlich gemeintes, mit dem Inhalt des memento mori.

Die ganze Wetterwolke, die ſich über dem Parlament zuſammenballte, entlud ſich einen Monat ſpäter in der erſten niederſchmetternden Niederlage, welche daſſelbe bei Gelegenheit des Waffenſtillſtandes von Malmö erlebte. Wer wie Schreiber dieſes den Verhandlungen jener Tage beigewohnt, iſt damit Zeuge einer parlamentariſchen Phaſe geweſen, die ihrem inneren Gehalte nach von wahrhaft ergreifender Gewalt war. Als das Ungeheuerliche, das Viele prophezeit, das gleichwohl Jeder zu glauben ſich geweigert und deſſen möglichen Eintritt die Majorität ſtets hartnäckig beſtritten hatte, nun gleichwohl offenkundig zu Tage lag, als es nackte Thatſache war, daß Preußen ſeine Vollmacht überſchritten, daß es einen Waffenſtillſtand mit Dänemark nicht im Namen der Reichsgewalt, ſondern in ſeinem eignen und dem des deutſchen Bundes abgeſchloſſen und in demſelben die Bedingungen der Centralgewalt unbeachtet gelaſſen hatte, als der alte Dahlmann von der rechten Seite des Hauſes langſam und von Schmerz niedergebeugt die Tribüne betrat, eine Interpellation vorlas und am Schluß derſelben bemerkte: „Ich füge nur eins hinzu: vor wenigen Wochen noch beſchloß die Nationalverſammlung, daß bei einem demnächſtigen Friedensſchluß die Ehre Deutſchlands gewahrt werden müſſe — die Ehre Deutſchlands, meine Herren!“ — da lagerte ſich der Bann eines erſtarrten Schweigens über die Verſammlung. Zum erſtenmale richtete die unausweich-

Digitized by Google

liche Nöthigung, ihre Autorität durch eine That zu behaupten, sich riesengroß vor ihrem Bewußtsein auf, zum erstenmal war so schonungslos an dem Purpur ihrer Souveränität gezerrt worden, daß die darunter verborgene Blöße Allen sichtbar offen klaffte, zum erstenmal fühlte Jeder, daß die Stunde einer großen und unwiderruflichen Entscheidung geschlagen hatte. Ueber die Entscheidung selbst bestand im ersten Augenblick kaum eine Meinungsverschiedenheit zwischen den Parteien, die äußerste Rechte ausgenommen. Alle waren einig, daß es sich nur darum handeln könne, jede Faser anzuspannen, um das gegebene Ehrenwort einzulösen, den Widerstand gegen die selbstgeschaffene Centralgewalt zu brechen und in dem Versuch dies zu thun sich selbst wieder emporzurichten oder mit Ehren unterzugehen. Der nächste Schritt war vorgezeichnet und die Versammlung that ihn mit gemessener Würde, aber ohne Besinnen: sie sprach die Sistirung des Waffenstillstandes aus.

Der Sistirungsbeschluß sollte einer zweiten Berathung und Beschlußfassung auf Grund des Berichtes einer sofort niedergesetzten Commission unterliegen. Daß in der Zwischenzeit der erste Eindruck sich abstumpfen, die Verzagtheit riesengroß wachsen würde, war bei dem Charakter der Majorität unschwer voraus zu sehen. Mit größter Spannung und einer immer wachsenden Aufregung wurde daher außerhalb wie innerhalb des Parlaments der Debatte entgegengesehen. Am 14. September eröffnet nahm dieselbe drei Tage in Anspruch. Alle Redner von Bedeutung, alle Gründe und Gegengründe von Gewicht wurden in dieser Parlamentsschlacht ins Feuer geführt, man begründete und widerlegte sich bis zur Erschöpfung und doch klang durch alle noch so künstlichen Beweise das eine Wort des Berichterstatters Dahl-

Digitized by Google

mann wie das Wort des Verhängnisses immer wieder durch. „Unterwerfen wir uns“, hatte der berühmte Historiker gesagt und in dieser patriotischen Warnung den echten Seherblick des Geschichtsforschers bewährt, „unterwerfen wir uns bei der ersten Prüfung, welche uns naht, den Mächten des Auslandes gegenüber, kleinmüthig dem ersten Anblick der Gefahr, dann, meine Herren, werden Sie Ihr ehemals stolzes Haupt nie wieder erheben. Denken Sie an diese meine Worte: Nie!“

Es war spät Abends geworden, als die Debatte endlich schloß und zur Abstimmung geschritten wurde.

Das Haus, die Tribünen waren überfüllt, eine ängstliche Spannung wogte hin und her, obgleich Niemand mehr zu sprechen wagte. In dem Sitzungssaal wurden Lichter angezündet, auch auf den Galerien sah man hier und da den Lichtschein einer Kerze und in ihrem Schimmer solche, welche die abgegebenen Ja und Nein notirten, um baldmöglichst das Resultat zu wissen; überall erregte, gespannte Gesichter. Endlich wurde gezählt, aber ehe ausgezählt war, kannte man schon das Ergebniß und gleichwohl wartete Jeder auf den Ausspruch des Präsidenten, als müsse er einen vorgefallenen Irrthum berichtigen. Nun erging die Schelle, eine lautlose Stille entstand und der Präsident verkündete, daß die Sistirung des Waffenstillstandes durch eine Majorität von einundzwanzig Stimmen wieder aufgehoben worden sei. Kein Beifalls- und kein Mißfallszeichen wurde laut. Die sonst so lärmenden Tribünen leerten sich im dumpfen Schweigen. Eine ungeheure Beklemmung herrschte überall. Das Parlament war zurückgewichen, diese eine Thatsache überwog Alles. Es hatte sein Dasein gefristet, aber in den Augen des Volkes war es geächtet.

Digitized by Google

Was die nächsten Tage uns brachten, die Versammlung auf der Pfingstweide — dem jetzigen zoologischen Garten — am 17. September, welche die Majorität von 258 „für Verräther des deutschen Volks, der deutschen Freiheit und Ehre" erklärte, der erbitterte Barrikadenkampf am 18. September, war ein planloser Ausbruch des Ingrimms und der Verachtung von Seiten des Volks, welches sich von seiner seitherigen Vertretung lossagte. Der Versuch, die Linke zu einem Massenaustritt aus dem Parlament und zur Selbstconstituirung zu bewegen, mißlang. Ich war Zeuge, wie die von der Volksversammlung an die vereinigte Linke entsendete Deputation am Abend des 17. September alle Kraft der Rede aufbot, um sie zu bewegen, sich an die Spitze des Volks zu stellen und die Revolution neu zu eröffnen. Die Linke hatte aber schon anders beschlossen und das kleine radicale Häuflein der Bergpartei, des damaligen Clubs vom Donnersberg, glaubte sich von dem Gros der Partei nicht trennen zu sollen, auch hätte ihr vereinzelter Schritt schwerlich auf weitere Kreise irgend welche Wirkung ausgeübt.

So blieb die Volkspartei und ihr Unternehmen führer- und aufsichtslos, während die constituirten Autoritäten sich zu einem entscheidenden Schlag rüsteten und der Senat bereits am Abend des 17. September die Hülfe des Reichsministers des Innern, Herrn von Schmerling, anrief, der nur auf diesen Ruf gewartet hatte, um die Thätigkeit eines Ministers des Belagerungszustandes zu entfalten.

Frankfurt, die Stadt der Fahnen, der Kränze, der Fackelzüge, der Deputationen, der Reden, Toaste und Volksversammlungen, erhielt am 18. September ihre revolutionäre Bluttaufe. Schreck und Verwüstung breiteten sich aus. Da die Aufständischen nicht einmal Sorge dafür getragen hatten,

Digitized by Google

die Eisenbahnen, die nach Darmstadt und Mainz führten, zu zerstören und so den Zuzug des Militärs zu erschweren, so war an einen auch nur augenblicklichen Sieg ohnehin nicht zu denken. Gleichwohl dauerte es bis in die späte Nachtstunde, ehe die aufgebotene Truppenmacht des Aufstandes Herr wurde, und erst der aus Darmstadt als Verstärkung herbeigezogenen reitenden Artillerie gelang es, die letzten Barrikaden in Sturm zu nehmen.

Die Verluste waren auf beiden Seiten erhebliche. Die Barrikadenkämpfer hatten mit der äußersten Hartnäckigkeit gestritten. Jeder Versuch, den Mitglieder der Linken wiederholt machten, sie zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, scheiterte an dem festen Entschluß auszuharren und sich unter keinen Umständen der Uebermacht zu beugen.

„Wir wollen mit Ehren untergehen", war die einzige Antwort, die immer wieder gegeben wurde, und auch als die Abgeordneten Vogt und Marek bei einbrechender Nacht, nachdem sie mit äußerster Mühe einen Aufschub von fünf Minuten vom commandirenden Officier erlangt hatten, einen letzten Versuch machten und die wenigen Kämpfer der besonders hartnäckig vertheidigten Barrikade an der Allerheiligenstraße eindringlich beschwuren, den nutzlosen Kampf aufzugeben, mußten sie unverrichteter Dinge mit demselben Bescheid wieder abziehen. Vor der Barrikade harrten einige Tausend Mann Soldaten mit Kanonen des Commandowortes zum Sturm, aber das Häuflein Kämpfer auf derselben hielt Stand, bis die Vernichtung über sie hereinbrach.

„Mit Ehren untergehen" — als ich am nächsten Morgen über die Barrikadentrümmer kletterte, traf ich einen Schulkameraden, der mich in sein Haus winkte und mir in dem

Digitized by Google

Erdgeschoß zwei auf Stroh gebettete Leichen von Barrikadenkämpfern zeigte.

Es waren ein paar junge Männer, anscheinend Handwerker, die hier kalt und starr und blutbefleckt lagen. Dem Einen wurde nachgesagt, daß er ein vortrefflicher Schütze gewesen sei und fast mit jedem Schuß einen österreichischen Soldaten getroffen habe, bis ihn selbst die tödtliche Kugel ereilte.

Ein Schimmer triumphirender Hartnäckigkeit, das Bewußtsein, für eine selbstgewählte Sache mit Ehren das Leben gegeben zu haben, lag noch auf den von höchster Leidenschaft und Ingrimm verzerrten Zügen, die mir einen unvergeßlichen, zwischen Entsetzen und Ehrfurcht getheilten Eindruck machten.

Es ist nicht der Zweck dieser flüchtigen Skizzen alle Einzelheiten jener Tage, zu denen auch die brutale Ermordung der Abgeordneten Fürst Lichnowsky und General Auerswald gehört, hier aufzuzählen. Jener traurige Vorgang, der damals das größte Aufsehen erregte, hatte gleichwohl nur episodische Bedeutung und war lediglich durch die Unvorsichtigkeit der genannten Herren herbeigeführt worden, welche inmitten des Barrikadenkampfes die Stadt zu Pferde verließen und draußen vor den geschlossenen Thoren einem jener Volkshaufen in die Hände fielen, die in höchster Erbitterung, daß sie nicht in die Stadt gelangen konnten, nur zu geneigt waren, ihre Wuth an jedem sich darbietenden Gegenstand auszulassen. Die provocirende Art des Fürsten that dann noch ein Uebriges, um das Unheil unanwendbar zu machen und den harmloseren Gefährten in dasselbe traurige Schicksal mit zu verwickeln.

Digitized by Google

Ebensowenig soll der von dem Wendepunkt des Malmöer Waffenstillstandes an datirende Niedergang der Frankfurter Versammlung von ihrer einstigen Höhe hier beschrieben werden. Wie sie dem unabweislichen Schicksal einer zunehmenden Bedeutungs- und Machtlosigkeit verfiel, wie sie bald genöthigt wurde, mit der Reactionsfluth zu segeln, der sie nicht die Stirn zu bieten gewagt hatte, wie sie auf dieser Bahn immer tiefer in den Strudel hinabgezogen wurde und ihren eigenen Ursprung so sehr verleugnete, daß sie am 8. November noch Herrn Bassermann nach Berlin sandte, um die preußische Regierung „in ihrem Kampf gegen die Anarchie" zu ermuthigen, während am 9. November in Berlin das Ministerium Brandenburg eingesetzt und in Wien Robert Blum erschossen wurde — das Alles gehört nicht in den Rahmen dieser Aufzeichnungen.

Wer diesen Niedergang von Stufe zu Stufe beobachtete und schließlich Zeuge war des jämmerlichen Dahinsiechens der Versammlung, die täglich die Zahl der Häupter ihrer Lieben zusammenschwinden sah, der erlebte, wie der Dahlmann'sche Ausspruch sich in seiner unerbittlichen Wahrheit vollzog: „Sie werden ihr ehemals stolzes Haupt nie wieder erheben." Am 20. Mai, gerade ein Jahr nach Eröffnung des Parlaments, legten die Führer des rechten Centrums, der tonangebend gewesenen Partei, Beseler, Waitz, Gagern ꝛc., ihre Mandate nieder.

Die Partei der Staatsweisheit erklärte sich für bankerot und der Marinerath und Dichter, Herr Jordan, nie um eine passende Wendung verlegen, setzte ihr das Epitaph: „Es ist kein unehrenhafter Tod, am getäuschten Vertrauen zu sterben." So war denn schließlich auch noch die Ehre auf die unblutigste und billigste Weise gerettet und das Wappenschild

Digitized by Google

der Partei erglänzte wieder fleckenrein in der blankſten Selbſtbeſpiegelung.

Das Frankfurter Parlament hat eigenthümlicherweiſe noch keinen competenten Geſchichtſchreiber gefunden. Gervinus iſt geſtorben, ehe das große, letzte Geſchichtswerk, das er unternommen, bis zu jener Periode vorgerückt war. Dieſer Umſtand dürfte, ſoweit es ſich dabei um die vorliegende Aufgabe handelt, kaum zu beklagen ſein. Gervinus würde, einmal mit der Arbeit befaßt, dieſelbe unzweifelhaft ſo gründlich, materiell, erſchöpfend und umfaſſend ausgeführt haben, daß er anderen, ſpäteren Arbeitern die Luſt verleidet hätte, ſich ebenfalls über die Aufgabe herzumachen, und gleichwohl würde die Behandlung um ſo weniger eine dankenswerthe geworden ſein, je mehr der große Gelehrte ſich gegen den Schluß ſeines Lebens eigenſinnig, abwehrend und krittelſüchtig gegen die neueſte Wendung der deutſchen Geſchicke verhielt. Ueberhaupt dürfte der richtige hiſtoriſche Standpunkt zu einer Würdigung des achtundvierziger Parlaments und der in ihm wirkſamen Parteigegenſätze ſich wohl erſt daraus ergeben, wenn man daſſelbe als den erſten mißlungenen Verſuch, das Kaiſerreich deutſcher Nation wieder aufzurichten, in Parallele ſtellt mit dem zweiten, gelungenen Verſuch vom Jahre 1871. Nachdem man dieſe zweite Thatſache in ihrem ganzen Verlauf mit allen Umſtänden, die auf ſie eingewirkt und allen Folgen, die ſie hervorgerufen, überſchaut, ergiebt ſich auch eine ganz andere und gerechtere rückblickende Ueberſchau über ihren Vorgänger. Fällt das Urtheil dabei nicht zu Gunſten der damaligen erbkaiſerlichen Partei aus, die, von den lebendigen bewegenden Kräften ſich abwendend, das Kaiſerreich gleichſam in einer Retorte fertig zu deſtilliren unternahm und alle Schuld ihren Gegnern beimaß, als die

Digitized by Google

Retorte bei ſolchem ungeſchickten Verſuch zerſprang, ſo fühlen wir doch doppelte Urſache, dem Geſchick dankbar zu ſein, daß eine etwaige Wiederholung jenes unfruchtbaren Experiments uns erſpart geblieben iſt und daß der Nation ein lebendiger Schöpfungsact ihrer Einheit beſchieden wurde, wenn auch auf anderen Wegen als die, auf welche die demokratiſche Partei vom Jahre 48 ihr Augenmerk richtete.

Digitized by Google

Anhang.*)

Relatio de Statu Rei Catholicae in pago Geusaren. Ao. 1713 à P.

Missionario conscripta.

Obwohlen dises Jahr die Catholische Religion in der Pfarr Geusaren nicht so öffentlich, als das vorige Jahr geschehen, angefochten wird., vnd anjetzo alles scheinet in gutem ruhstand zu seyn, bin ich doch, nach reisser beobachtung vnd betrachtung aller vmständen, diser Meinung, daß das Feuer nicht gelöschet, sonder nur verdecket sey; vnd folgends zu förchten, daß nicht das vorige, ja größeres Vnheyl vber kurtz oder lang erfolgen, zu großem nachtheil, nicht nur der Religion, sonder auch des boni publici vnd politici, wofern man nicht vorkommet, vnd das Vbel ex radici per media efficacia angreiffet. Dann Pro fundamento ist zu considerieren,

1. daß diese Glaubensirrthumb nicht ietz erst aldort entstanden, sonder von hundert vnd mehr Jahren per traditionem a parentibus in filios et nepotes propagiert worden, 2. daß das Vbel bey diesen leuten nicht principaliter in intellectu seye, als ob sie nicht wußten, was der Catholische Glaub ausweiset, vnd also vilmehr Vnwissenheiten als Glaubensirrthumb wären: sondern das Vbel ist bey ihnen in dem, daß sie nicht wollen bekennen dises, was sie wissen, das Catholisch ist; sonder wollen hallstarriger weis bey dem verbleiben, was sie von ihren elteren gelernet haben. Aus welchem dann folget, 3. daß dises kein solcher Zustand ist, welcher mit einen leichte vnd linden mittel, als etwan mit ein vnd anderer Predig vnd christlichen lehr kan gebessert werden. Freylich müssen dises die principalmittel seyn,

*) Zu den Skizzen aus Oberösterreich. Wörtliche Abschrift eines der Jesuiten-Berichte.

Digitized by Google

dann fides ex auditu quomodo autem audient sine praedicante? Wie der Apostel sagt; Aber was hilft das kinder lehren, wan erstlich die elteren die kinder nicht zur kinderlehr schicken, oder wan man sie auch in ihren Häusern besucht, die kinder darvon lauffen in die Wälder oder sich in Häusern versperren, vnd die elteren selbst darzu helfen, ja wol auch den Catechisten mit harten worten anfahren? (welches alles mir in persona dises Jahr alda geschehen ist). Was hilfts, wan man endlich dem kind vorsagt, wie es betten, vnd was es glauben soll; die elteren aber vor und hernach den kinderen ein abscheuen machen von solcher lehr vnd ihnen ganz anderst vorsagen vnd vorbetten? Was nützet es in Predigen von solchen dingen handlen, wan diejenige, welche es vor allen vonnöten hetten, nicht darzu kommen, oder nach belieben zur kirch auch vnter der Predig hinausgehen? wie es die beständige erfahrnus aldort lehret, vnd vermercket worden, daß wan ein Prediger, wer er immer sey, von strittigen Glaubensartickeln handelt, absonderlich wans öffter geschieht, eben darumb ihnen vnangenemm sey; dahero wer bey ihnen nicht will verhasset seyn, der predige nur andere indifferent sachen, so werden sie entlich kommen vnd bleiben, aber werden zugleich niemal recht bekehret werden. Meine meinung ist, daß so wenig Augspurg, Regenspurg ꝛc. vnd andere ort allein durch predigen vnd kinderlehren so wenig wird Genfaren durch dise mittel allein gantz catholisch werden.

Es ist aber alda wol zu mercken ein listige bosheit dieser leut, als welche wol wissend, daß wan sie sich wider dises praecise beklagen wurde, daß ein Prediger von strittigen Glaubensartickl handle, sie kein gutwilliges gehör würden finden: dahero beschwären sie sich, quoad modum, vorgebend man greine nur in Predigen, man lasse sie nicht mit ruhe, sie kommen in die Kirch, ein trost zu suchen, empfangen aber lauter mistrost vnd stich in dem hertzen, da man sie Lutheraner, ketzer, vnd hallstarrige Leut nenne: ihnen mit der Verdammnus trohe, wie auch mit zeitlichen straffen von der weltlichen Obrigkeit ꝛc. Dise vnd dergleichen klagen, obwohlen sie haubtsächlich eben dises beweisen, was gesagt worden, daß nemblich solche Leuth nicht gut Catholisch, (dann wan sie gut Catholisch seynd, warumb nemmen sie sich darumb an, da man in genere sagt, derselbe sey ein ketzer, Lutheraner, könne nicht seelig werden, welcher der augspurgischen Confession anhanget?). Dannoch finden sie gutwilliges gehör bey etlichen,

welche dessentwegen solche Prediger einer Vndiscretion vnd gar zu vnzeitiger schärffe beschuldigen. Vnd dises wissen dise leut, vermercken auch anbey, daß die Obrigkeit selbst sich gleichsamb vor ihnen förchtet, damit sie nicht villeicht eine Vnruhe machen oder ein hinderniß in der kayserlichen arbeit. Dahero steiffen sie sich auf dises, vnd halten endtlich darfür, wan sie sich nur hüten, daß sie offentlich kein Vnruhe machen, vbrigens mögen sie im Glauben bleiben, wie sie seyn. Sagen die Geistliche etwas, getrauen sie sich ihnen gleich das maul zu stopfen durch besagte weis vnd beschuldigung. Wan also alda kein änderung geschieht, bleibt es nicht nur bey dem alten, sonder wird mit nechster gelegenheit das fener noch ärger ausbrechen als zuvor.

Freylich wol mus man nicht, wie man sagt, mit prügeln darein werfen, wan man will Vögel fangen, vnd mus auch mit disen sonst groben leuten ein manier vnd höfflichkeit brauchen. Doch mus man auch mit solchen leuten nicht forchtsamb vmgehen; dann sie in dem bösen zu steiffen nicht tauglicher ist, als wan sie mercken, daß man ihnen nachgebe vnd sie förchte. Daß halte ich für gewiß, daß ohne ernst vnd schärffe kein hoffnung sey einer gründlichen Verbesserung, so wie es die erfahrnus selbst haubtsächlich bekräfftiget, da die weltliche Obrigkeit sie hat mit gewalt vnd schärffe müssen angreiffen vnd zur Glaubensbekandtnus nöthen; zu welchem werckh sie ohne schärffe niemal wurden gebracht seyn worden. Vnd eben dieses gibt vernünftige vrsach zu zweiflen, obs von hertzen gangen, was sie gethan haben. Ich zweifle sehr daran. Aber anbelanget die discretion vnd liebreiche weis mit disen leuten zu handlen, sage ich, daß meinerseyts gewiß an disem nicht ermanglet, sonder ihnen von mir solche lieb vnd treuherzigkeit vnd einziges Verlangen ihres heyls vndt seeligkeit so oft vnd klar vor augen gestellt werden, daß auch sie obwohlen mich höchst verhassend vor Gott nicht anderst werden sagen vnd bezeugen können, als daß mein eintziges absehen vnd verlangen seye, sie sollen alle gut Catholisch seyn. Ich wollte wüntschen, daß ein gelegenheit wäre, sie alle oder jeden besonder zu befragen. Was sie dann aus allem meinem thun, lassen, lehren, predigen ꝛc. vermeinen, daß ich suche oder verlange. Ich bin vergewißt sie würden nichts sagen oder sagen können, als daß ich einzig verlange, sie sollen sich auch also gut Catholisch erzeigen, wie es (Gott sey lob!) schier alle ihre benachbarte thun, bey welchen ich gleichfalls predige vnd lehre, glaube aber

nicht, daß ich disfals jemand beklagen werde, als ob ich vndiscreter schmachreden oder bedrohungen mich gebrauche. Warumb dann gleich die Geusarer haben solches klagen? Sie wollten nemblich, wie mir referiert worden, von mir gelobt werden. Gar gern, eben dises ist mein einziges Verlangen, dannenhero als ich dises Jahr in dise gegend widerum kommen, habe ich in meiner ersten aldort gethanen Predig ein herzliche geistliche frend erzeiget vnd sie sonders gelobet wegen ihrer bekehrung, verhoffend, ich woll ihnen dardurch das hertz machen vnd gewinnen zu bester Verständtnus vnd Vertreulichkeit vnter vns. Aber ich mußte hernach vermercken, daß mein hoffnung betrogen worden, wie aus disen zu sehen. Da ich diesen Sommer vnd herbst durch 9 vnterschidliche kirchen vnd pfarren in diser gegend herumb gangen, Mission gehalten, das Volckh zur h. Beicht Communion, vnd erlangung des vollkommenen Ablas der Missionen angemahnet, mit solcher Frucht, daß auf solches anmahnen an einem ort vber tausend, an einem andern vber 800, an anderen 500, 400, am wenigsten 200 Communicanten sich eingefunden, vnd würden zweifels ohne noch weit mehr gewesen seyn, wan ich mich an jedem ort länger aufzuhalten hette zeit gehabt. Allein zu Geusaren, da doch dise aus denen volkreichesten pfarren ist, vnd ich mich alda schier länger als an einigen anderen ort aufgehalten, auch dort wie anderstwo den Ablas ausgelegt vnd angekündet, seynd nicht mehr als 12 personen, aus welchen etliche kinder waren, zur beicht erschinen. Aus welchem abzunemmen der vnterschid vnter Geusaren vnd anderen orten, was die Catholische religion vnd andacht belanget.

Ich muß aber alda auch melden, daß ich nicht beschuldige die ganze Pfarre, als ob alle, oder die maiste im glauben irrend oder suspect wären; indem ich bezeugen kan, daß ich nicht minder alda, als anderstwo, gut catholische Christen gefunden, vnd halte für gewiß, daß die Zahl der irrenden vnd suspecten entlich nicht so gar gros. Doch aber habe ich, fürnemblich das vorige Jahr, vermerckt, daß dise vncatholische faction die sach so weit gebracht, daß auch die gut Catholische sich geforchten vnd nicht getrauen öffentlich recht zu bekennen, wer sie seyn, weil sie nemblich dadurch ihr zeitliches gewerb vnd gewinn hetten gehindert, wie es noch würklich erfahren etliche, welche sich disen leuten widersetzet haben. Absonderlich aber hat auch denen guten ein forcht können einjagen der bekannte tumult, welcher voriges Jahr den

Digitized by Google

4. Junii geschehen, und zwar damal gestillet worden aber also, daß wie ihnen selbige action gut von statten gangen, billich bey geeigneter ihnen beliebigen gelegenheit ein gleicher oder noch gefährlicherer aufstand zu förchten. Dannenhero wäre sowol das vorige Jahr als auch ietzt dises mein raht und meinung gewesen, daß man solte ein extraordinari oder besondere visitation und durchsuchung vornemmen, durch welche man singillatim erkennen kundte, zu welcher seyten sich ein jeder bekenne. Indem es hell und klar ist, daß die Geusarer in Glaubenssachen nicht alle zusammen sehen, sonder etliche dahinaus, die andere dorthin.

Es muß aber alda universaliter ein list des teufels und diser verführten leuten wol observiert werden, daß sie nemblich sich so ernstlich und eyferig Catholisch nennen und bekennen, daß sie mündtlich und schrifftlich diejenige einer unwahrheit und injuri bezüchtigen, welche sagen, daß sie uncatholisch seyn. Beynebens haben sie so listige praecisiones und aequivocationes, daß einer, welcher in disem handel nicht wol versiert, fürnemblich die Weltliche, ja auch manche Geistliche für gewiß würden halten, wan er sie reden höret, sie seyen gut Catholisch, wie sie dann auch fürgeben, daß sie bishero jederzeit für gut Catholisch gehalten worden auch von etlichen ihren Sehlsorgeren: warumb man sie denn ietzt also plage? sie glauben, was ihre Elteren geglaubt: sie seyen in der Catholischen kirch getaufft, von Catholischen priesteren, sie gehen in die Catholische kirch, so seyen sie ja Catholisch ꝛc. Also sagen sie. Aber lasse einen über sie kommen, welcher ihnen die pintz besser kann greiffen, und ihnen auf das leben kombt, daß sie auf dises jenes, ohne ausflucht und categorice sollen antworten, ja oder nein; da wird man hören, wie vil es geschlagen hat, ob sie sich zur Augspurgischen Confession oder zur Tridentinischen Glaubens-Profession bekennen. Also ist es das vorige Jahr den 24. Julii geschehen, da R. P. Rector Passavienſis und ich zu Geusaren die malcontenten (deren bey gleichen 30 zugegen in dem Pfarrhof gewesen) anfangen besonders zu fragen, ob sie glauben, daß ein Fegfeuer sey, das Christus 7 Sakrament eingesetzt ꝛc., auf welche fragen nicht ein einziger wäre gewesen, welche direkte und categorice hat wollen mit ja antworten. Ich sorge sehr, wan man auch ietz nach gethaner öffentlicher Profession diejenige auf solche weis ernstlich zur antwort würde anhalten, es würde hergehen, daß man von allen ein gewisses jawort herausbrächte. Man möchte aber

sagen, man müsse dise leute nicht so streng anhalten, es sey schon genug, wan sie nur in genere bekennen, sie seyen Catholisch, vnd wan sie kein Vnruhe anfangen, man müsse gleichwol die alte lassen absterben, vnd sehen, daß die kinder besser vnterwisen werden ꝛc. Die also reden, die wollen erstlich nicht, daß man das Vbel bey der Wurzel angreisse, sondern seyend zufrieden, wan das Vnkraut nicht zu hoch aufwachset, suchen also vilmehr das Vbel zu verbergen, als zu verbesseren, wie es dann in eben disem negotio scheinet, daß die weltliche Obrigkeit gesinnet sey, vnd darumb wenig oder kein Sorg hat, das inheimische Feur zu löschen, wan es nur nicht zum Dach ausschlägt. Aber wan deme also, so protestier ich für meine person vnd function alda, daß, wie oben gemeldet, ich darfür halte, daß Feur sey nicht gelöschet, sonder nur gedempft, vnd das zu förchten, selbiges möchte vber kurtz oder lang, wan man nicht andere mittel gebraucht als bishero geschehen, nicht ohne nachtheil vnd schaden, so wol der Religion, als des politischen Wesens! widerumb ausbrechen. Vnd ich werde eben diese protestation, wans die sach erfordert, auch anderer orten ablegen, mit fernerer information, was sich voriges vnd dises Jahr in disem negotio ereignet, damit man nicht mir oder der societet zumesset, das wir das vbel nicht vermerckt oder verbessert haben; die societet hat wahrhafftig gethan, was in disen vmbständen von vns kundte erfordert werden, dises feur zu löschen, da sie mich aigenthunlich zu diesem end daher geschickt: ich auch, wans wird vonnöten seyn, nich zu meinem lob oder ruhm, sonder zur defension der societet werde leichtlich erweisen können, das ich getreulich, was in disen vmbständen kundte vnd solte geschehen, verrichtet habe (oder wan ichs auch nicht gethan habe, hette man die schuld meiner person sollen vnd können geben, vnd nicht sollen die societet bey dem kayserl. hof so sehr verschwärzen, und benandtlich trohen missionarios aus anderen Religionen hieher zu schicken, werde also erweisen können, daß es an dem gefählet, weil wir in solchen vmbständen, ohne mithilf des brachii secularis wenig oder gar nichts effectuieren können: insonderheit wan man (wie es absonderlich das vorige Jahr geschehen) nur alle odiosa auf die Geistlichkeit legt, ja dieselbe directodios machet, vorgebend disen leuten, daß sie von vns Geistlichen verklagt seyen worden, daß wir kein ruhe lassen, vnd die weltliche Obrigkeit wider sie erwecken, was wird oder kann hernach ein Geistlicher mit so erbitterten leuten

Digitized by Google

richten? Gleiche beschwärnus hat es, wan wir Geistliche etwas andeuten, vnd die weltliche Obrigkeit will gleichsamb ein gerichtliche prob haben. Dises seynd in disem handel lauter anzeigen, daß die Weltliche kein lust haben, anzugreiffen, welches wan diese suspecte leut mercken, ist alles predigen vmbsonst. Sie lachen der geistlichen sorg nur aus, vnd steiffen sich nur besser in dem bösen, bis also die Geistliche selbst müssen das mindere Vebel erwehlen, und gleichwol still schweigen, bis Gott ein anders mittel machet. Ja sie darfen gar nicht sicher auch ohne strittige weis etwas glaubensstrittiges vorbringen, dann sagen sie (wer sagt, daß kein Fegfeuer sey, daß es nicht recht die heilge anruffen, der ist ein ketzer ꝛc. Lutheraner ꝛc. wer nicht glaubt, was die Catholische kirch erkläret, von Gott geoffenbaret zu seyn, der kan nicht seelig werden ꝛc.) werden sie gleich klagen, man hab sie Lutheraner genennet ꝛc. gleich als wolt ich sagen, sie haben mich, ja die kayserl. herrn officier, ja Ihro Mayest. den Kaiser selbst Abgötterer, Gott—räuber, anhänger des Antichrists genennet vnd haben vns alle verdammet; weil sie nemblich dises in gemein halten von vns Catholischen. Man sehe nur das liederlich buch, den Sendbrieff, welches sie als ihre Theses vnd glaubensform halten, so wird man genug solche reden wider die Catholische finden. Vnd dises apprehendiert man nicht, daß (wenigst indirecte vnd implicite) des kayserS Mayestett von disen liderlichen leuten also beschimpft wird! daß aber sie sich beklagen auf besagte weis, als ob man sie Lutheraner nenne, da finden sie desensores wider die geistliche vnd solche desensores, welche darumb mich bey meinen Oberen verklagt vnd beschuldiget haben, daß ich so vndiscret vnd scharff mit ihnen solle gehandelt haben. Vnd eben diser vrsachen halber hab ich (wofern nicht meine Oberen ein anderes anordnen) kein lust mehr, vnd halte nicht für ratsamb, daß ich aldort etwas operiere, wan nicht ein andere anstalt gemacht wird; indeme ich nicht allein kein nutzen aldort schaffen würde, sonder durch solche arbeit vilmehr die Catholische lehre prostituieren.

Wan dann deme also wie bishero gesagt worden, ist die frag, was zu thun seye? sangt man widerumb etwas an, da doch keine neue vrsach geben worden, wird ja gewiß das feur aufs neue ausschlagen, vnd wird jedermann mercken, daß ich der anblaser sey. Wird also durch eben dieses das Vbel größer werden. Hierauf antwort ich erstlich, daß so wol das vorige als dises Jahr mein sonderbare sorg gewesen, daß ich durch mein

weis handlen keine Vnruhe vervrsache, sonder gute Correspondenz habe mit der weltlichen Obrigkeit, theils weil ich sahe, daß die Wurzel dises Vbels vilmehr von denen Weltlichen als Geistlichen kan vnd mus gehebt werden, theils damit ich in allem Fall besseren beystand zu hoffen, vnd damit eben dise lent vermercken, daß wür junctis manibus die sach wollen angreiffen. Dieses mein intent im werkh zu erzeigen, bin ich so offt, alsbekandt ist, das vorige Jahr bald hinab auf Gmündten bald hinauf auf Geusaren geloffen, vnd also vedlich vnd vertreulich mit den herren Officieren gehandlet vnd meine designationes communiciert, daß wan ich eigenthümlich von ihnen wäre zu diesem werkh beruffen vnd bestellet worden, vnd ihnen gleichsamb vnterworfen wär gewesen, ich nicht wüßte, wie ich mich mehr hett sollen oder können bestleißen, ihr direction zu suchen vnd anzunemmen. In particulari hab ich ja fürnemblich ihne ein mittel vorgeschlagen, welches noch vil leichter wäre gewesen, als dasjenige, welches sie hernach selbst anzugreiffen seynd genöthiget worden, vnd durch welches sie eben haubtsächlich bekräfftiget haben mein principalmeinung in disem werkh: daß nemblich ohne ernstliche vnd scharffe assistenz der Obrigkeit nichts mit disen leuten auszurichten seye.

Sage demnach widernmb, daß die haubthindernus der bekehrung diser lent in dem bestehe, daß sie für gewiß darfür halten, sie können in ihrer bishero gehabten Glaubensmeinung verbleiben ohne sorg eines widerstands von der weltlichen Obrigkeit, wan sie nur sich hüten vor offentlicher vnruhe. Dise sicherheit dienet dem teusel haubtsächlich dise lent in seinem gewalt zu behalten. Dann aus disem principio rahtet er ihnen weiter, daß sie nicht gehen zu denen predigen in welchen von Glaubenssachen gehandlet wird, daß sie keine Catholische bücher lesen, wol aber vncatholische, daß sie ein abschenen haben von Geistlichen, von katholischen differential-andachten, daß sie ihre kinder gleichfals vnterweisen, vnd sie nicht nur nicht lassen von Geistlichen Catholisch vnterweisen, sonder verhindern, damit sie nicht vnterwiesen werden ꝛc. Nach diesem folgt ein verlangen vnd eyfer diese Glaubensirrthumb auch anderen einzurahten, vnd auf gelegenheit zu trachten auch offentlich sich zu steiffen, wan man nur ein färblein hat, daß mans nicht mercket. Gleichwie der gemelt tumult des vorigen Jahrs ein lauterer Religionsstreit gewesen, dannoch von denen herren Officieren selbst ganz anderst ausgedeutet worden. Hoffen also den gewissen beistand der herren

Digitized by Google

Officieren. Vnd obwohlen man ihnen bisweilen eine forcht einjagt, können sie es doch mit händen greiffen, daß es nicht ernst ist. Absonderlich seynd sie versichert, daß der Hr. Pfleger zu Wildenstein ihr getreuer vnd beständiger Protector sey, entweder aus natürlicher schwachheit vnd abgang zu solchem werkh sonders nöthiger prudenz vnd starkmüthigkeit, oder aus eignem nutzen, weil ihn zu seinem privatinteresse vil daran ligt, daß ihm die vnterthanen wol gewogen seyn, oder wegen privat-vneinigkeiten welche er hat vnd gehabt hat mit dem verstorbenen vnd jetzigen Hrn. Pfarrer zu Geusaren. Von disen und anderen waus die sach erfordert, noch mehr vnd anderstwo mag gehandlet werden.

Sage demnach weiter daß wan dise leut nur einen rechten ernst seheten von der weltlichen Obrigkeit, also daß sie ohnfehlbar vergewisset wären, daß man keinen kein kayserliche arbeit mehr geben würde, welcher sich auch nur suspect würd machen, daß er nicht gut Catholisch seye, ja werde keineswegs geduldet werden in dem kayserlichen Cammergut. Wan sie dieses werden glauben, so ist der handel gewunnen, vnd wird Geusaren bald gantz Catholisch seyn. Dann durch dises wird das gemelte haubtimpedimentum removiert werden vnd also werden sie die augen vnd ohren eröffnen, anzuhören die catholische lehr vnd wahrheit: oder vilmehr, weil sie ohne diesem schon genug wissen, was Catholisch ist, werden sie ihren verstockten vnd hallstarrigen boshafften willen ablegen, vnd alles thun, was disfals von ihnen erfordert wird. Es kommen mir für die Geusarer, welche noch nicht recht Catholisch seyn, wie die schulkinder, welche aus lauter bosheit wann sie der Schulmeister fragt: wie vil sacrament seyn, antworten: zwey ꝛc. dahero gleichwie solche böse buben nicht mit disputieren, sonder mit der ruthen vnd ernst müssen zur bekandtnus der Catholischen wahrheit gebracht werden, also auch die Geusarer. Laß nur den herren Ernst vber sie kommen, der wird sie bald vberwiesen. Die heilige Schrifft zu bekehrung der Geusarer mus zum Gmünden gemacht werden. Die Authoritet der Hr. Saltzambman gibt bey ihnen mehr aus, als aller hh. Vätter, ja des Apostels Pauli vnd Christi selbst. Ich provociere ad experimentum.

Disen meinen gedanken mehrer zu erklären, melde ich, daß ich öffters in der Geusarer kirchen angesehen vnd betrachtet habe etliche Seauische Epitaphia, bey welchen mir folgende Gedanken eingefallen. Erstlich in einem ist die figur des Abrahams, welcher

Digitized by Google

seinen Sohn will schlachten. Da gedachte ich, wie Ihre hochgräfl. Gnaden Herr Saltzambtmann, vnd die vbrige herren Officier sich auch gütig gegen disen arbeiteren als Vätter erzeigen: doch wünschte ich anbey, daß gleichwie Abraham, obwol er seinen Sohn inniglich liebte, doch weil er den Willen Gottes verstanden, auch ernstlich schon in dem Werkh ware, denselben zu schlachten, also auch Ihr hochgrfl. Gndn. Hr. Saltzambtman nicht zweifeln solle, der will Gottes (ja auch des kayfers) sey, daß man alda, wo es den Glauben anbetrifft, die väterliche milde beyseits setze, vnd ein schärffe vnd ernst gebrauche, auch wans vonnöten, mit dem schwerd darein schlage, vnd (gleich wie der h. Martinus als Patron in selber kirch vorgestellet wird) mit demselben den Geusarischen Pfarrmantel zerschneide, die abtrinnige vnd vnglaubige abschneide vnd fortschaffe, ja solt es auch die sach erforderen, bereit seyn, zu schärfferer execution. Wan auf gemelte weis die weltliche Obrigkeit ein ernst erzeigen würde, alsdann würde es an vns Geistlichen nicht ermanglen, indeme wür komten vnd würden die person des Engels vertretten, welcher dem Abraham in das schwerd gefallen, vnd die execution verhindert hat. Auf solche weis würde dem Vebel gründlich abgeholfen, ohne daß in der sach denen Geusarern einige straff zugefugt würde, wan sie sich anderst ernstlich bekehren würden, vnd würde aus diser weis zu handlen auch diser hauptnutzen erfolgen, daß wür Geistliche nicht (wie bishero geschehen) bey ihnen verhaffet würden seyn, sondern beliebt als ihre erlöser vnd fürbitter. Die weltliche Obrigkeit aber würde durch eben solchen ernst ein besseren respect bekommen, als sie erfahren das vorige Jahr, da einer ex officio zu Gmünden sich zustellen, citiert, contumaciter ausbleiben, bis sich gegen 200 seines gleichen zu ihm gesellet, vnd er mit ihnen sich bey dem Hrn. Pfleger zu Wildenstein gestellet, als wolt er sagen: man hat mich beruffen, da stell ich mich trutz. Probierts vnd nemmet mich in arrest, wie ihr andern meines gleichen gethan habt. Dises, obwol ich nicht sag, daß ers mit worten ausgesprochen, redet doch genugsam das werk. Vnd was ist ihm darumb geschehen? Nichts. Aber dieses nur incidenter. Ich gehe zu der andern figur.

Ein andere figur im oben gemelten Seauischen Epitaphio ist die Parabel dessen, der von den mördern verwundet, vnd von dem Samaritan durch eingießung weins vnd öhls in die wunden ist geheylet worden. Diser Verwundte seynd die Geusarer,

welche zu curieren noch der wein allein, noch das öhl allein genug ist. Sonder beedes muß beysammen seyn, vnd zwar mit diser beschaidenheit, daß die weltliche Obrigkeit den wein zugieße, die geistliche aber das öhl, alsdann wird der verwundte geheylet werden: wan aber die weltliche nur wollen öhl zugießen, vnd die Geistliche auch nur sollen lind vnd sanft vmbgehen, so wird freylich die cur nicht wol von statten gehen. Es hetten zwar auch ohne den brachio saeculari die Geistliche ein schwerdt, vnd dese genugsame vrsachen, solchen leuten mit kirchen censuris vnd versagung der begräbniß auf einen geweihten ort zu begegnen, damit man aber nicht ein größeres Vebel erwecke, wofern bei der ersten instanz kein kräfftiger beystand zu hoffen, wird man denselben bey höherer weltlicher instanz anderstwo zu suchen genöthigt werden, alwo wan ich von beschaffenheit der sachen ein bericht oder gegenbericht geben werde (wie ich dann villeicht besser als jemand anderer wais was ich in disem negotio quad speciem facti ereignet) hoffe ich ohnfehlbaren besseren beystand. Aber ich gehe weiter.

In einem anderen gleichfals seauischen Epitaphio wird vorgestellt die bekehrung der h. Pauli aus den Apostelgeschichten bey diser figur erneuere ich widerumb den wunsch, daß auch Geusaren also solte bekehret werden. Damit aber geschehe was ich wünsche, wär nichts besser, als daß man die verkehrte mit ernst angreiffe, vnd gleichsam zu boden werfe, wie es dem Saulo geschehen. Alsdann wird ihnen das licht aufgehen, vnd werden sich gern von denen Geistlichen, wie Saulus von Anania, vnterweisen lassen.

Digitized by Google

Im Verlage von **Hermann Gesenius** in Halle sind ferner erschienen:

Amerikanische Skizzen

von

Karl Knortz,

Verfasser der „Märchen und Sagen der Nordamerikanischen Indianer" u. s. w.

In lithogr. Umschlag eleg. cart. 4 *M.* 50 *Pf.*

Inhalt:

1) Eines deutschen Romantikers Reise nach Amerika und wie es ihm daselbst als Schulmeister erging. — 2) Eine Ferienreise am Lake Superior. — 3) Indianische Legenden. — 4) Zur Geschichte des Mormonenthums. — 5) Der Amerikanische Spiritualismus. — 6) Die Mammuth-Höhle in Kentucky.

Urtheile der Presse:

(Ueber Land und Meer.) Der Autor kennt Land und Leute gründlich, ist eine kernige, gesunde Natur und versteht Scharfbeobachtetes kräftig und farbig zu schildern. In dieser Hinsicht ist besonders „Eine Ferienreise am Lake Superior" ausgezeichnet. Hochinteressant ist auch „Die Reise eines deutschen Schulmeisters nach Amerika", es wirkt hier besonders das Thatsächliche geradezu frappirend. Die „Indianischen Legenden" zeigen den gewissenhaften, kundigen Forscher, und bietet diese Sammlung nach mancher Seite hin Unterhaltung und Belehrung.

(Europa.) Das Buch ist gut geschrieben und gewährt eine recht unterhaltende Lectüre.

(Der Deutsche Correspondent, in Baltimore erscheinend.) Die sechs Skizzen haben ein so verschiedenes Thema, jede einzelne ist dabei so interessant, daß sicherlich jeder Leser Etwas, was ihn ganz besonders interessirt, in dem Buche findet.

Otto Ludwig,

Shakespeare-Studien.

Aus dem Nachlasse des Dichters

herausgegeben von

Moritz Heydrich.

Preis 6 *M.* 75 *Pf.*

(Neue freie Presse, E. Kuh.) Dem ausführlichen und gehaltvollen Vorberichte des Herausgebers entnehmen wir die Mittheilung, daß das umfangreiche und verwirrende Material nur zum geringen Theile blos druckfertig dalag, und daß er große Mühe aufwenden mußte, ordnend und sichtend ein Ganzes herzustellen. Dieses ist seiner liebevollen Sorgfalt in der That gelungen. Er hat sich damit ein dauerndes literarisches Verdienst, sowie den Dank der Genießenden erworben. Denn diese Studien bilden einen geradezu unschätzbaren Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes, und zählen zu den bedeutendsten Arbeiten, welche jemals über den britischen Dichter veröffentlicht wurden. Sie haben in der Shakespeare-Literatur nicht ihres Gleichen. — Sie haben einen herzhaften individuellen Zug, klare Sinnlichkeit und die Energie der Aufrichtigkeit. Das merkwürdige und schöne Buch wird dem Leser hohe Freude gewähren, und einen Führer abgeben in die Wunderwelt Shakespeare's, einen beredten, treuen, niemals geschwätzigen oder klügelnden Führer. — Wenn Anschaulichkeit der Behandlung, Ruhe des Vortrags, edle Einfachheit des Ausdrucks und Beherrschung des Stoffes Zeichen des Klassischen sind, dann darf man diese „Studien" ohne Weiteres ein klassisches Buch nennen. Es ist zu rechter Zeit gekommen.

Digitized by Google

Französische und Deutsche

Anthologie Französischer Lyrik

des Neunzehnten Jahrhunderts

von

Werner Schönermark.

Theil I. **Anthologie lyrique.** Recueil de poésies lyriques modernes de la France, de la Belgique et de la Suisse Romande suivi de notices biographiques et littéraires. Broschirt 5 *M.* 50 ₰. Eleg. geb. 7 *M.*

Theil II. **Französisches Liederbuch.** Brosch. 4 *M.* Eleg. geb. 5 *M.* 50 ₰.

Stimmen der Presse:

(Post vom 19. Decbr. 1877.) „In drei Abtheilungen: Gott und Religion — Natur — menschliches Leben — bietet uns der Herausgeber ein umfassendes Bild von der französischen Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts; von Béranger bis auf Nicolas Martin, dessen Gedächtniß Schönermark seine Anthologie gewidmet hat. 110 Dichter sind mit 323 Poesien vertreten, und zwar sind Klassiker und Romantiker in gleicher Weise berücksichtigt. Den Anhang bilden theils kürzere, theils längere Biographien und Charakteristiken der in der Anthologie vertretenen Dichter. — Der zweite Theil, eine Sammlung deutscher Uebersetzungen französischer Gedichte, enthält, nach denselben Gesichtspunkten geordnet, 180 Gedichte von 58 Dichtern und 38 Uebersetzern. Dieser Theil ist Emannel Geibel gewidmet, als dem Meister der Uebersetzungskunst. Sein Name glänzt hier neben denen eines Freiligrath, Leuthold, Seeger, Chamisso, Gaudy, A. Laun u. a. Unter den Uebersetzungen finden wir 51 hier zum ersten Male veröffentlichte. Auch in dem Herausgeber lernen wir in zahlreichen Beiträgen einen formgewandten, poesievollen Interpreten fremder Dichtungen kennen. Den Schluß des zweiten Bandes bilden biographische Notizen über die Uebersetzer. Mit Schönermark's systematischer und gut ausgewählter Anthologie ist eine Lücke in unserer Literatur ausgefüllt."

(Europa-Chronik. 1877. Nr. 49.) „Die Auswahl zeugt von so gutem Geschmack und so umfassender Kenntniß der betreffenden literarischen Gebiete, das Ganze ist so einsichtig und zweckmäßig arrangirt, daß sich das Werk sicherlich einer günstigen Aufnahme zu erfreuen haben wird."

(Norddeutsche Allgemeine Zeitung vom 23. Januar 1878.) „Der Sammler und der Herausgeber des auch äußerlich splendid bedachten Buches haben sich vollen Anspruch auf den Dank aller Freunde und Freundinnen der französischen Nation, Sprache und Literatur erworben."

Aesthetische Forschungen

von

Adolf Zeising.

Preis 6 *M.*

Inhalt:

I. Einleitung und Uebersicht der früheren Systeme. II. Ueber das Schöne überhaupt. III. Ueber das Rein-Schöne. IV. Ueber das Komische. V. Ueber das Tragische. VI. Ueber das Erhabene. VII. Ueber das Reizende. VIII. Ueber das Humoristische. IX. System und Charakteristik der Künste. X. Verhältniß der Künste zum Rein-Schönen, Komischen, Tragischen ꝛc.

Digitized by Google

Im Verlage von **Hermann Gesenius** in Halle ist soeben erschienen:

Die Frau.

Hinterlassene Aufsätze, Abhandlungen und Berichte zur Frauenfrage

von

Luise Büchner,

Vice-Präsidentin des Alice-Vereins für Frauen-Bildung und Erwerb in Darmstadt, Verfasserin von „Die Frauen und ihr Beruf" ꝛc.

Mit dem Portrait der Verfasserin in Stahlstich.

Preis 6 Mark.

Der berühmte Name der Verfasserin, welche lange Jahre und bis zu ihrem Tode den geistigen Mittelpunkt aller auf Hebung und Erziehung ihres Geschlechts und auf Besserung des Frauenloses gerichteten Bestrebungen in Mittel- und Süddeutschland bildete und unter Mitwirkung ihrer erhabenen Beschützerin, Großherzogin Alice von Hessen, so Vieles und Ausgezeichnetes zur Erreichung jenes Zieles geleistet hat, überhebt die Verlagshandlung jeder besonderen Anpreisung der oben angezeigten Schrift, in welcher die reichen Erfahrungen und Anschauungen der geistvollen Verfasserin auf dem Gebiet der Frauenfrage in vier Abtheilungen und 32 Einzel-Aufsätzen, ihrem literarischen Nachlaß entnommen, in passender Aufeinanderfolge niedergelegt sind. **Keine Frau, welche ihr Geschlecht als solches liebt, aber auch kein Mann, welcher Interesse an der Besserung des Frauenloses und an der Zukunft des weiblichen Geschlechtes nimmt, sollte diese vortrefflich geschriebenen und theoretisch, wie praktisch reiche Belehrung bietenden Aufsätze ungelesen lassen. Ihre Königliche Hoheit Frau Großherzogin Ludwig von Hessen haben die Widmung der Schrift huldvoll anzunehmen geruht.**

Digitized by Google

Früher erschien:

Erinnerungen und Rathschläge

1813—1873

von

Graf John Russell.

Autorisirte deutsche Uebersetzung nach der zweiten Auflage des Originals.

Preis 8 Mark.

Durch das Ableben (17. Mai 1878) John Russell's, eines der ausgezeichnetsten Staatsmänner der Neuzeit, dürfte wohl die Aufmerksamkeit wieder auf dieses im Jahre 1876 erschienene Werk gelenkt werden. In der neuesten Auflage von Meyer's Conversations-Lexikon wird diese **„seine letzte große Schrift, welche gleichsam als das politische Testament des greisen Staatsmannes anzusehen sei, als besonders bedeutend"** hervorgehoben.

(Eine Beurtheilung aus der „Post".) „Daß die Denkwürdigkeiten eines hochbegabten, von den edelsten und idealsten Motiven geleiteten Staatsmannes, der als Jüngling der Gast des Herzogs von Wellington in den Linien von Torres Vedras war, der 60 Jahre lang an allen großen Angelegenheiten seines Landes bald als Mitglied der Opposition, bald als Mitglied des Cabinets, zuweilen als leitender Minister den thätigsten Antheil genommen hat, eine reiche Fülle anziehenden und belehrenden Stoffes bieten, läßt sich erwarten. Graf Russell hat sich die Frische der Empfindung bewahrt; sein Urtheil ist scharf, aber so gerecht und unparteiisch, wie das eines englischen Staatsmannes, dessen Anschauungen doch immer mehr oder weniger von den Ueberlieferungen und Grundsätzen seiner Partei beeinflußt werden, über zeitgenössische Verhältnisse irgend sein kann. Seine Kritik der Gegner ist maßvoll, in seinem Urtheil über seine eigenen Leistungen spricht sich ein berechtigtes, dabei bescheidenes Selbstgefühl aus, welches ihn keineswegs hindert, die eigenen Fehler zu erkennen und zu gestehen. Und so bilden die Denkwürdigkeiten des Grafen Russell einen sehr dankenswerthen Beitrag zur neuesten Geschichte Englands; sie geben ein lebensvolles anschauliches Bild von den treibenden Kräften einer an großen inneren Veränderungen reichen Zeit, deren volles Verständniß für den Nichtengländer durch die Eigenartigkeit der englischen socialen und politischen Verhältnisse, namentlich auch des Parteitreibens mit seinen vielfach tief eingreifenden persönlichen Beziehungen sehr erschwert wird. Erhöht wird die Brauchbarkeit des anziehenden, auch von der Verlagshandlung gut ausgestatteten Buches durch ein sorgfältig gearbeitetes alphabetisches Register. Die Uebersetzung ist gut."

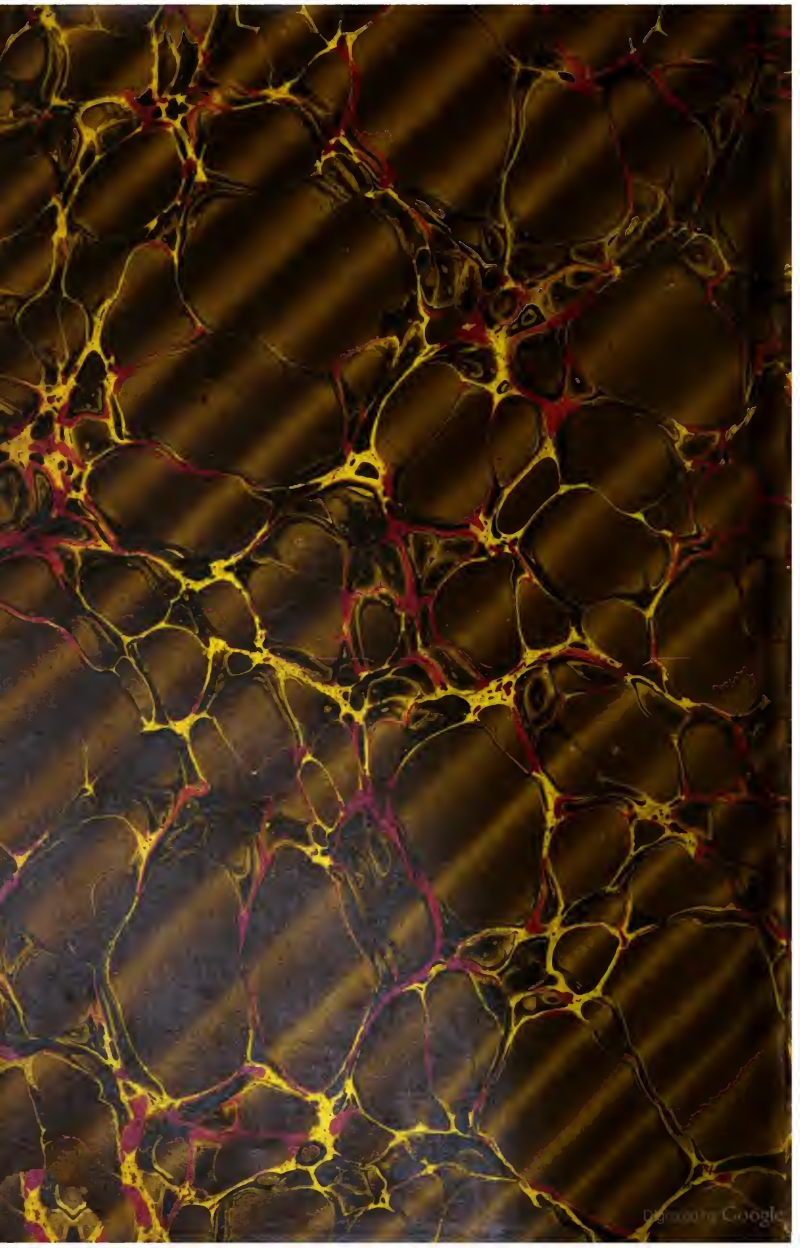
Druck von August Grimpe in Hannover.

Digitized by Google

Digitized by Google

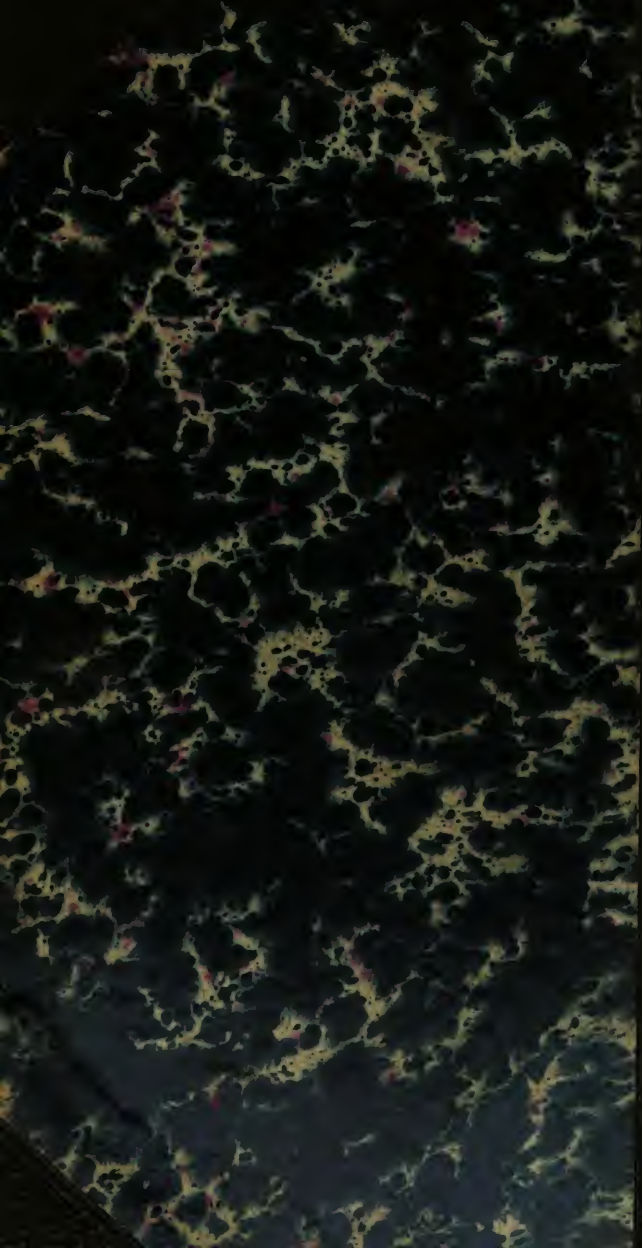
Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

JUL 0 1902

Digitized by Google


Digitized by Google